Der
Geschichtsfreund.

Eine Sammlung

von

Erzählungen aus der Welt- und Völkergeschichte.

Berlin, 1854.
Verlag und Druck von J. C. Huber,
Neue Roßstraße Nr. 6.

Inhalt.

Sebastian, König von Portugal.

Das schöne, jetzt aber in Bezug auf seine Macht und seinen Wohlstand ziemlich gesunkene Portugal ist einstmals eines der reichsten und angesehensten Länder der Erde gewesen. Denn seine kühnen Seefahrer hatten in entfernten Weltgegenden große Entdeckungen gemacht und die gewerbreichen Niederlassungen, die hier gegründet wurden, hatten nach und nach eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen, daß König Emanuel der Große sich rühmen konnte, von dem zwar kleinen, jedoch einem Paradiesgarten ähnlichen Mutterlande aus, in Afrika, Asien und Amerika eine Ländermasse zu beherrschen, die größer als ganz Europa war.

Die Regierung dieses glücklichen Königs war aber auch der höchste Glanzpunkt, den die portugiesische Herrlichkeit erreichen sollte, und schon unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Johann dem Dritten, stellten sich Zeichen der Abnahme und des leise beginnenden Verfalles ein. Als Johann im Jahre 1557 starb, hinterließ er den Thron seinem Enkel Sebastian, einem dreijährigen Kinde, dessen Eltern bereits früher gestorben waren und dessen Vormundschaft nun seine Großmutter, die verwittwete Königin, übernahm.

Sebastian war ein sehr befähigter, durch geistige und körperliche Vorzüge ausgezeichneter Knabe. Er würde daher ohne Zweifel das sinkende Reich vom Verderben gerettet und sich zu der Höhe eines großen Monarchen aufgeschwungen haben, wenn seine Erziehung richtig geleitet worden wäre. Da aber seine Großmutter sich schon nach vier Jahren in ein Kloster zurückzog und da der Kardinal Heinrich, welchem nach ihr die Vormundschaft und Regentschaft übertragen ward, ein nur seiner Frömmigkeit lebender, den weltlichen Angelegenheiten abgewendeter Priester war, so blieb der junge König vollständig den Händen seiner Lehrer und Erzieher überlassen, von denen der eine, sein Beichtvater, ein fanatischer Jesuit, der andere ein für abentheuerliche Kriegszüge schwärmender Ritter war. Beide suchten natürlich den freien Spielraum, der ihnen gelassen wurde,

im Interesse ihrer Neigungen und ihres Standes auszubeuten. Statt die herrlichen Anlagen des Zöglings in vernünftiger Weise zu entwickeln, statt seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern und ihn durch eine allmählige Einweihung in die Staatsgeschäfte für seine hohe Bestimmung vorzubereiten, vereinigten sie nur ihre Bemühungen, seinen Kopf mit schwärmerischen Ideen zu erfüllen, sein Herz von jeder Freude und jeder Theilnahme an den wirklichen Lebensverhältnissen abzulenken und ihn Zwecken und Absichten dienstbar zu machen, die weder sein eignes Wohl noch das seiner Staaten befördern konnten.

Es ist daher kein Wunder, daß Sebastian trotz seiner Schönheit und hohen Körperkraft, trotz des ungemeinen Muthes, der ihn beseelte, und des natürlichen Verstandes, der eine seiner angeborenen Eigenschaften war, nur ein abergläubischer und demüthiger Priestersklave wurde, der mit blinder Leidenschaft an dem römischen Stuhle hing und von früher Jugend an keinen anderen Ehrgeiz kannte, als den brennenden Trieb, in ferne Gegenden zu ziehen, um dort die Ungläubigen zu bekämpfen und die Herrschaft des katholischen Glaubens auszubreiten. Sich mit Ekel und unbesiegbarem Widerwillen von der Staatsverwaltung und allen sonstigen Interessen seines Reiches abwendend, waren es nur Eroberungszüge in das Morgenland, nach denen seine Seele lechzte, und Unternehmungen im Geschmacke der Kreuzzüge, die seine ewig gährende und brütende Einbildungskraft beschäftigten. Die Gelegenheit zur Ausführung solcher einseitigen Träumereien lag in jenen Zeiten nicht allzufern. Auch dem unglücklichen Sebastian sollte sie sich darbieten und ihm in der Blüthe seines Lebens einen Untergang bereiten, der wegen seiner Räthelhaftigkeit zu den interessantesten Ereignissen der Geschichte gehört.

Als nämlich Mahomet Abdallah, der Beherrscher von Fez und Marokko, durch seinen Onkel Mulei Mollukko, den rechtmäßigen Erben, vom Throne gestoßen und vertrieben, sein Gesuch um Beistand und Hülfe aber von dem spanischen Könige zurückgewiesen wurde, wendete er sich an Sebastian, der seinen Antrag mit glühendem Entzücken hörte. Was der Muselmann verlangte, das schien dem schwärmerischen, nach Ketzerblut dürstenden Jüngling ein Ruf des Himmels zu sein, auf den er längst gewartet hatte. Ohne Bedenken gab er das Versprechen, daß er selber mit einer Kriegsmacht nach Afrika überschiffen werde, und weder die Abmahnungen Philipp's des Zweiten, noch die Vorstellungen seiner Verwandten und seiner weisesten Räthe konnten ihn von der Ausführung dieses

Planes zurückhalten. Nachdem er mit dem größten Eifer und mit Ungeduld über den langsamen Gang der Anstalten seine Zurüstungen beendigt hatte, begab er sich am Johannistage des Jahres 1578 auf das Meer und schiffte voll Freude und stolzer Erwartung seinem ungewissen Schicksale entgegen.

Das Heer, das ihn begleitete, war eben so seltsam und abentheuerlich, als das Unternehmen, dem es dienen sollte. Neben 9- bis 10,000 Portugiesen, 2000 Spaniern, 600 Italienern und 3000 Deutschen, welche letztere vom Obersten Amberger geführt wurden, bestand es auch aus einer Menge von Freiwilligen, zum Theil aus den vornehmsten Geschlechtern des Königreichs, die fest entschlossen waren, ihrem glühenden Religionseifer und ihrem Durst nach Abentheuern eine Befriedigung zu verschaffen und unter den Augen eines kriegerischen Königs sich auszuzeichnen. Diesem Heere nun folgte ein ungeheurer Troß von Nichtstreitenden, ein buntes Gemisch von Fuhrleuten und Marketendern, von Bedienten, Leibeigenen, Kindern, Freudenmädchen und anderem Gesindel, das die Zahl der wirklichen Kriegsleute bei Weitem übertraf und von einem portugiesischen Schriftsteller auf 26,000 Köpfe angegeben wird. Alle diese Menschen waren von leichtgläubigen Hoffnungen verblendet. Sie wollten in den zu erobernden Provinzen sich niederlassen, und die ganze Habe, welche sie mit sich führten, bestand meistens nur in Stricken, mit denen sie ihre künftigen Sklaven, die gefangenen Mauren, binden wollten. Ihr Loos wurde aber ein sehr trauriges und nur Wenige von ihnen sahen ihr Vaterland wieder.

Wir übergehen die Zeit der Ueberfahrt und die ersten Bewegungen in Afrika. Letztere zeigten bereits, daß Sebastian zwar ein tapferer Soldat sei, aber von den Talenten und Kenntnissen eines Feldherrn nichts besaß. Denn er hatte weder die nöthigen Anstalten für den Unterhalt des Heers getroffen, noch hatte er daran gedacht, einen zweckmäßigen Plan für den Feldzug zu entwerfen. Voll romantischer Ideen war es nur eine Schlacht, eine offene und und allgemeine Feldschlacht, nach welcher er dürstete. Sie sollte ihm werden. Schon am 4. August des Jahres 1578 standen sich die beiden Heere unweit der Stadt Alkassar in einer weiten und öden Ebene kampfgerüstet gegenüber.

Schimmernd in grüner Waffenrüstung, auf einem weißen, prächtig geschmückten Rosse ritt Sebastian durch die Reihen seiner Krieger und forderte sie auf, muthig zu stehen im Kampfe für Freiheit und Glauben. Erst gegen Abend begann die Schlacht. Beide Theile

brannten vor Wuth und wildem Religionshaß, aber gleich beim ersten Angriff schlugen die Christen der feindlichen Reiterei so kräftig auf's Haupt, daß ein Theil derselben zerschmettert am Boden lag, während der andere Theil in der größten Verwirrung die Flucht ergriff. Schon droht in den Reihen der Mauren die Unordnung hereinzubrechen, schon winkt dem begeisterten Sebastian ein schneller und glücklicher Sieg. Da erfährt Mulei Molukko, den Krankheit auf das Lager geworfen, die Flucht seiner Reiterei. In seinem Gesichte und in seinen Mienen sind schon die Zeichen des nahenden Todes zu lesen, aber mit Anstrengung aller seiner Kräfte rafft er noch ein Mal sich empor, läßt sich auf ein Roß heben, sammelt die Flüchtigen und sendet sie von Neuem in den Kampf. Dann sinkt er entseelt zur Erde nieder und stirbt nach wenigen Minuten, ohne die Folgen seiner Heldenthat noch zu erleben. Diese bestanden darin, daß die Christen, trotz ihrer Tapferkeit und Unerschrockenheit, der mit erneuerter Wuth auf sie eindringenden maurischen Uebermacht nicht mehr zu widerstehen vermochten, sondern nach allen Seiten hin umzingelt, zersprengt, niedergeworfen, gefangen und in die Flucht geschlagen wurden.

Von Allen, welche dieser unglücklichen Schlacht beiwohnten, hatte sich übrigens keiner so sehr durch Heldenmuth ausgezeichnet, als der arme Sebastian. Unwiderstehlich war er an der Spitze der Ritterschaft in die dichten Haufen der Feinde eingedrungen. Drei Rosse schon sind unter ihm getödtet, er selbst ist verwundet und immer noch sieht man ihn mit wenigen Tapfern den Kampf mit den ihn rings umgebenden Mauren unterhalten. Hier aber brechen die Nachrichten über sein ferneres Schicksal ab, und was man weiter von ihm hört, das ist so dunkel, ungewiß, verworren und widersprechend, daß wir nur Folgendes als das Wahrscheinlichste herausheben können.

Als die Schlacht schon verloren war, und der König sich in der größten Gefahr befand, soll er auf den Rath, seine Person in Sicherheit zu bringen, mit dem Ausrufe geantwortet haben: Was würde aus meiner Ehre werden, wenn es hieße, daß ich geflohen sei. Nachdem er sich darauf bis zu dem Rückhalte durchgeschlagen hatte, wo noch einige seiner Reiterhaufen in Ordnung waren, stürzte er sich, begleitet von drei seiner Tapfersten, mitten unter die Feinde. Mancher der letzteren erlag unter den Streichen der vier Helden, bald aber wurden sie umringt und zur Ergebung aufgefordert. Sebastian jedoch sagte: Nein, nur mit dem Tode muß ein

König seine Freiheit verlieren, und nun erglühete der Kampf von Neuem, bis zwei seiner Begleiter ihr Leben verloren hatten und er selber entwaffnet und gefangen war. Als nun die Mauren über den Besitz ihres vornehmen Gefangenen in Streit geriethen, soll einer ihrer Hauptleute herbeigekommen, ihnen Ruhe geboten, und dem Könige, um dem Zwist ein Ende zu machen, einen Hieb mit dem Säbel über den unbedeckten Kopf gegeben haben, daß er vom Rosse stürzte. Darauf hätten ihm die übrigen Mauren, um ihm den Rest des Lebens zu rauben, noch mehrere Wunden beigebracht. — Andere Nachrichten lauten wiederum anders, und nur so viel ist gewiß, daß Niemand etwas Entscheidendes von dem Ende des Königs zu sagen wußte. Man hatte ihn nur, umringt von den Feinden, vom Pferde stürzen sehen und hielt ihn für todt, weil Niemand ihn wieder sah.

Die siegenden Mauren erwürgten Alles, was ihnen von Christen in die Hände fiel, besonders war das Blutbad unter dem oben erwähnten wehrlosen Theile entsetzlich. Ueber 12,000 Mitglieder desselben wurden ein Opfer des Todes, und die ihr Leben retteten, wurden gefangen und als Sklaven fortgeführt. Von dem Heere behielten nur Wenige das Leben und die Freiheit. Mehr als 17,000 fielen in Sklaverei. Was sich zu retten wußte, das wurde von der portugiesischen Flotte aufgenommen, welche auf der Höhe von Larache gekreuzt hatte und nun an der Küste bis nach Tanger segelte.

Als die Nachricht von dem entsetzlichen Ausgange des mit so vielen Hoffnungen unternommenen Kriegszuges nach Portugal kam, verbreitete sich dort eine Bestürzung ohne Gleichen. Fast alle Familien des Adels legten Trauer an, denn die meisten hatten bei Alkassar eines oder mehrere ihrer Glieder verloren. Am Schlimmsten für das Land aber war es, daß auch der König, der letzte jugendliche Sprößling eines beliebten Herrschergeschlechtes, verschwunden war. Noch zögerte man, den Thron für erledigt zu erklären, denn noch war über den Tod Sebastians keine sichere Nachricht herübergekommen. Erst als aus Tanger ein portugiesischer Adliger brieflich meldete, er selber habe den König begraben, wurde diesem in Lissabon ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, und nun bestieg sein Großoheim und ehemaliger Vormund, der Kardinal Heinrich, den Thron.

Dieser schwachköpfige und hinfällige Mann regierte nur ein Jahr. Dann starb er kinderlos und ohne daß über die Nachfolge etwas bestimmt worden wäre. Die Anhänger Spaniens, zu denen vorzüglich die Jesuiten gehörten, hatten eine derartige Bestimmung

stets zu verhindern gewußt. Ihr Plan gelang. Denn obwohl jetzt fünf Personen auftraten, welche ihre Rechte auf die Krone geltend machten, so war doch König Philipp von Spanien der mächtigste unter ihnen. Mit einem Heere von 22,000 Spaniern in den Nachbarstaat einbrechend, unterwarf er das ganze Land und wurde im Jahre 1582 in Lissabon gekrönt. So war also das schöne und stolze Portugal zu der Bedeutungslosigkeit einer spanischen Provinz herabgesunken.

Ob Sebastian wirklich todt war, oder ob hier eine diplomatische und jesuitische Intrigue gespielt und ein entsetzlicher Betrug verübt worden ist, das ist ein Zweifel, den die Geschichte bis zum heutigen Tage noch nicht aufzuklären vermochte. Je mehr die Portugiesen die Herrschaft des verhaßten Spaniens als ein drückendes Joch betrachteten, je mehr sie nach ihrer Selbstständigkeit und nach der milden Regierung ihrer eigenen Fürsten sich zurücksehnten, desto eifriger untersuchten sie die Todesnachricht, die sie in der ersten Bestürzung für wahr gehalten und die man nun bei ruhiger und kälterer Ueberzeugung nichts weniger als befriedigend fand. Die Zweifel, denen dieselbe Raum ließ, waren in der That nicht unbedeutend. Denn waren auch die Aussagen der Mauren, welche den Leichnam des Königs gefunden, und der wenigen Portugiesen, die ihn in Augenschein genommen haben wollten, gerichtlich aufgenommen worden, so konnte doch keiner dieser Zeugen behaupten, er habe den Körper Sebastian's gleich nach seinem Tode oder in seinen Waffen gesehen. Was sie gesehen hatten, das war nur ein über einem schlechten Pferde hängender, gänzlich entkleideter, durch Wunden, Blut und die auflösende Hitze jenes glühenden Klima's entstellter Todter, welcher an dem Platze, wo Sebastian gefallen sein sollte, aufgefunden und in das Lager des marokkanischen Herrschers gebracht worden war. Dieser Leichnam war es denn auch, der unter Philipp dem Zweiten in einer Kiste mit ungelöschtem Kalk nach Lissabon geführt und in der königlichen Gruft bestattet ward.

Wie ist es nun möglich gewesen, von einem so entstellten und unkenntlich gewordenen Leichnam irgend etwas Gewisses und Ueberzeugendes zu behaupten? So fragten die Portugiesen mit Recht und gaben sich deshalb mit immer größerer Inbrunst dem tröstlichen, bis zur Schwärmerei gehegten Glauben hin, ihr unglücklicher König lebe noch und werde einst glorreich wiederkehren, und Volk und Vaterland von entehrender Fremdherrschaft befreien. Sprach ja doch selbst der Denkstein, welcher in der königlichen Gruft über den Ge-

beinen des angeblichen Sebastian errichtet worden war, die Zweifel der Nation in der kurzen und bestimmten Weise aus: Hier ruhet Sebastian, wenn man dem Gerüchte Glauben schenken darf!

Waren also in dieser Weise die Wünsche und Erwartungen des unzufriedenen und schmerzbewegten Volkes stets auf die Erfüllung jener einen und großen Hoffnung gerichtet, so war es natürlich, daß einige gewandte Abentheurer diese Stimmung und das Dunkel der Umstände benutzen wollten, um für den verschwundenen Fürsten sich auszugeben und seine Rechte in Anspruch zu nehmen. Der erste dieser falschen Sebastiane trat bereits im Jahre 1585 auf, und wurde von der spanischen Regierung auf die Galeeren geschickt. Zwei andere, welche nach ihm erschienen, wurden hingerichtet und geviertheilt. Alle drei waren sie Betrüger, deren Geburt und Ursprung nachzuweisen war, deren Erscheinen aber dazu beigetragen hatte, das Andenken an den verlorenen König von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen und den Glauben an seine baldige Wiederkehr zu erhalten. So waren seit der Vereinigung Portugals mit Spanien bereits achtzehn Jahre verflossen, als sich endlich eine Begebenheit zutrug, welche die Zweifel über das Verbleiben Sebastian's für immer befestigte, und das Räthsel seines Todes so sehr verwickelte, daß es bis jetzt noch nicht gelöst worden ist.

In Venedig trat nämlich im Jahre 1598 ein unbekannter Mensch auf, der sich öffentlich für den todtgeglaubten Sebastian ausgab und dessen Erscheinen in allen Volksklassen ein ungemeines Aufsehen erregte. Die dort anwesenden Portugiesen erklärten mit Erstaunen, daß der Mensch allerdings ihrem verlorenen Könige sehr ähnlich sähe, und daß diese Aehnlichkeit nicht blos seine Gestalt und seinen Wuchs betreffe, sondern sich auch in allen kleinen körperlichen Eigenheiten, in allen Narben und Warzen und besonders in einer Verkürzung der linken Hüfte zeige, welche jenen ausgezeichnet hatte. Dabei wußte er die geheimsten Anekdoten aus dem Leben Sebastian's und eine Menge von Geschichten zu erzählen, welche außer diesem nur Wenigen bekannt sein konnten. Seine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem wahren Sebastian und seine genaue Kenntniß der Privatgeheimnisse desselben wird übrigens von allen gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt. Was er von seinen Schicksalen erzählte, bestand ungefähr darin, daß es ihm gelungen sei, mit seinem Panierträger aus dem Gedränge bei Alkassar sich zu retten. Er habe sich darauf nach Algarbien eingeschifft, um sich dort heimlich von den erhaltenen Wunden heilen zu lassen, habe aber

aus Schaam über die erlittene Niederlage sein Vaterland unerkannt wieder verlassen, und sich nach Indien und Persien begeben, wo er mehreren kriegerischen Unternehmungen beigewohnt habe. Dann habe er sich in Georgien in ein Kloster zurückgezogen, wo endlich die Liebe zum Vaterlande wieder erwacht sei und ihn zu dem Entschluß bewogen habe, dahin zurückzukehren. Er habe sich also zuerst nach Sizilien begeben und von hier aus seinen Begleiter nach Portugal geschickt, um Nachrichten einzusammeln. Da aber der Begleiter nicht zurückgekehrt sei, so habe er beschlossen, selbst dahin zu gehen, vorher aber dem heiligen Vater seine Erfurcht zu bezeugen. Auf dem Wege nach Rom aber sei er von seinen eigenen Leuten geplündert, und so gezwungen worden, sich nach Venedig zu begeben.

Schien es nun allerdings befremdend, daß ein König um einer verlorenen Schlacht willen Thron und Reich verlassen sollte, so war doch dieser Umstand bei den überspannten Begriffen Sebastian's noch nicht hinreichend, die Angaben des Unbekannten in Zweifel zu ziehen. Trotzdem erklärte ihn der spanische Gesandte für einen Betrüger und trug bei dem hohen Rathe auf seine Verhaftung an. Sein Verlangen wurde erfüllt, und der verhaftete Fremdling vor dem Gerichtshofe der Zehn, in Gegenwart des Gesandten, verhört. Wiederholt betheuerte er hier, daß er der wahre, seit der Schlacht bei Alkassar verschwundene Sebastian sei, wie Jeder, der ihn gekannt habe, bezeugen müsse, daß also das portugiesische Reich ihm zugehöre und daß er gekommen sei, es von Philipp zurückzufordern. Als seine Richter ihm auf die Erzählung seiner Schicksale einige Einwürfe machten, erinnerte er sie an verschiedene Briefe, die er als König während des letzten Türkenkrieges an die Republik gerichtet und worin er seine Bereitwilligkeit dargethan habe, ihr Beistand zu leisten. Diese Briefe fanden sich wirklich in den Archiven der Republik.

Drei Jahre hindurch schmachtete nun der Unglückliche in den venetianischen Gefängnissen, ohne daß eine Entscheidung über ihn erfolgte. Die geflüchteten und geächteten Portugiesen, welche sich in Venedig befanden, erkannten ihn sämmtlich als ihren König an und boten Alles auf, ihm seine Freiheit zu verschaffen. Selbst Heinrich der Vierte von Frankreich forderte den Senat auf, in der Sache zu sprechen. Endlich erfolgte das Erkenntniß, daß der Gefangene binnen acht Tagen, bei ewiger Galeerenstrafe, das Gebiet der Republik verlassen solle. Es war dies im Jahre 1601.

War der Mann nun ein Betrüger, warum erklärte ihn das

so strenge und gefürchtete Tribunal der Zehn nicht öffentlich dafür und begnügte sich mit seiner Verweisung? Warum ward die Untersuchung wider ihn so sehr in die Länge gezogen, wenn seine Richter ohne Zweifel gewesen sind? Und was die Spanier betrifft, war es ihnen nicht möglich, während dieser langen Zeit seine Betrügerei durch überzeugende Beweise aufzudecken?

Wie dem auch sein mag, genugsam, der Unbekannte wurde nicht verurtheilt, sondern in Freiheit gesetzt und begab sich nun nach Livorno, um von da aus nach Portugal zu gehen. Kaum aber hatte er das toskanische Gebiet betreten, so wandten sich die ihm überall nachspürenden spanischen Spione an den Großherzog, der ihn aufheben und an die spanische Regierung zu Neapel ausliefern ließ.

Stolz und mit erhobenem Haupte erschien der Gefangene vor dem spanischen Vicekönig und forderte ihn herablassend auf, sich zu bedecken. Als aber der Spanier ihm seine Kühnheit verwies, erwiderte er: Euer Betragen, als kenntet Ihr mich nicht, ist wahrlich sehr sonderbar. Seid Ihr nicht zwei Mal als Gesandter meines Oheims Philipp bei mir gewesen und ist nicht selbst der Degen, welchen Ihr hier an Eurer Seite tragt, ein Geschenk von mir? — Nach anderer Meinung soll er den Vicekönig daran erinnert haben, daß er ihm einst einen Degen und seiner Gattin einen Brillantring geschenkt habe. Letzterer habe ihm darauf ein ganzes Bund voll Degen und alle Juwelen seiner Frau vorlegen lassen, und sogleich habe der Gefangene nicht nur die rechten Stücke herausgefunden, sondern auch zum Erstaunen aller Anwesenden an dem Juwel eine Stelle gezeigt, wo man unter einem verborgenen Schieber den Namen Sebastian fand.

Trotzdem wurde er auf einen Esel gesetzt, so in ganz Neapel als ein Betrüger umhergeführt, und dann auf die Galeeren geschickt. Bald nachher aber mußte er auf Befehl des Hofes nach Spanien gesandt werden und da bei seiner Ankunft an der spanischen Küste ganz Portugal in Bewegung gerieth, so brachte man ihn in eine entlegene Burg. Hier starb er schon nach kurzer Zeit, ohne daß ihm, wie den früheren falschen Sebastianen, öffentlich der Prozeß gemacht worden wäre. Ob sein Tod ein natürlicher war? Darüber schweigen die Nachrichten. Wahrscheinlich aber ist es, daß er ein Opfer der Herrschsucht und einer grausamen Politik geworden ist. Nie hat man von dem Unglücklichen wieder etwas gehört, dessen Geschichte ein ungemeines Aufsehen in der ganzen Welt erregte

und den sehr viele aufgeklärte Männer seiner Zeit nicht für einen Betrüger gehalten hatten.

Sechszig Jahre lang blieb Portugal eine spanische Provinz, bis im Jahre 1640 das Volk sich erhob und den damaligen Herzog von Braganza als Johann den Vierten auf den Thron des wieder unabhängig gewordenen Landes erhob.

Agnes Bernauerin.

Es war in der Zeit, da in Deutschland die Hussitenkämpfe wütheten, in Ungarn die Türken eingebrochen waren, in Frankreich die Häuser Burgund und Orleans einander befeindeten, in England der Kampf der weißen und der rothen Rose entbrannte und zur Vermehrung des allgemeinen Unheils auch der edle deutsche Kaiser, Ludwig der Baier, gestorben war, dessen Macht nun ebenfalls nicht in einer Hand zusammen blieb, sondern sich in die einzelnen Zweige seines Hauses zersplitterte.

In dieser Zeit der Zwietracht und der blutdürstigen Gewaltthätigkeit trafen in Baiern drei Fürsten zusammen, die weder geneigt noch geeignet waren, dem durch ganz Europa brausenden Unfrieden durch gemeinsames und einträchtiges Handeln entgegenzuwirken: Ludwig der Bärtige zu Ingolstadt, ein unbesonnener Verschwender und Raufbold, Heinrich zu Landshut, dessen Unthaten die eigene Ritterschaft zur Empörung zwangen, und Ernst zu München, durch starre Hartherzigkeit und wilde Heftigkeit des Charakters ein ächter Sprößling seiner barbarischen Zeit.

Diesem Ernst nun hatte seine Gemahlin Elisabeth im Jahre 1401 einen Sohn geboren, der den Namen Albrecht erhielt und schon als Kind die Freude seiner Umgebung war. Denn frühe schon hatte ihn die liebenswürdige und hochgebildete Mutter der unmittelbaren Nähe des Vaters und allen den Einflüssen zu entziehen gewußt, den die rauhen und schroffen Sitten des letztern auf sein Gemüth hätten üben können. Ihm zu Vohburg einen eigenen Sitz gründend, legte sie seine Erziehung in die Hände seiner Tante, der Königin Sophie von Böhmen, Kaiser Wenzel's unglücklicher Gemahlin, der es gelang, den Sinn des Knaben mild und lenksam zu machen und in seinem empfänglichen Herzen eine tiefe Begeisterung für alles Schöne und Edle und besonders eine so innige Liebe zur Dicht-

und Tonkunst anzufachen, daß er am liebsten in der stillen Einsamkeit seines Schlosses lebte und nur ungern und gezwungen an dem geräuschvollen Hoflager seines Vaters erschien. Vater und Sohn blieben sich aber nicht blos äußerlich fern, die Verschiedenheit ihrer Gemüthsart, ihrer Neigungen und Ansichten führte vielmehr auch eine wirkliche innerliche Entfremdung herbei, die endlich zum unheilbaren Mißverhältniß zu werden drohte, als Ernst den herangereiften Albrecht vermählen wollte, ohne ihn um seine Zustimmung befragt zu haben. Glücklicher Weise hatte die Braut, eine Gräfin von Würtemberg, bereits einen Geliebten, mit dem sie entfloh, und nun wollte Albrecht von weiteren Eheplänen und einem weiteren Verkaufe seiner Person nichts hören. Noch seltener nach München kommend, lebte er, den Wissenschaften und Künsten ergeben, nach wie vor in Vohburg und machte nur von Zeit zu Zeit einen Ausflug nach Augsburg, das damals 80,000 Einwohner zählte und eine der glänzendsten Städte des Reiches war. Dort war es, wo ein scheinbar geringfügiger Umstand über sein ganzes zukünftiges Leben entschied.

Bei einem Turniere nämlich, das um die Zeit der Fastnacht in Augsburg abgehalten wurde, sah Albrecht ein Mädchen, dessen strahlende Schönheit sein Auge blendete und in seinem Herzen die schlummernde Flamme der Liebe weckte. Auf sein Befragen erfuhr er, daß sie Agnes Bernauerin heiße und die einzige Tochter eines Mannes sei, der das damals ziemlich verachtete Gewerbe eines Baders betrieb. Je mehr er den sanften und edlen Ausdruck ihrer Züge, ihre herrlichen blauen Augen und die wunderbare Fülle ihres goldenen Haars betrachtete, in welchem sie, wie Zeitgenossen berichten, ihre hohe Gestalt vollständig einzuhüllen vermochte, desto weniger konnte er dem Drange widerstehen, sie aufzusuchen. Unerkannt aber, und nicht durch Rang und Reichthum wollte er die Neigung des armen und einfachen Bürgermädchens gewinnen. So fanden sich die beiden jugendlichen Herzen und glüheten schon in inniger Liebe für einander, als die keusche und sittenreine Agnes erst erfuhr, daß es ein Fürstensohn sei, dem sie arglos und in unbedachtsamem Vertrauen ewige Treue und Hingebung geschworen. — Voll edlen Stolzes erklärte sie daher dem Geliebten, daß sie niemals anders, als auf dem Wege des ehelichen Bundes seine Wünsche erhören würde, und jetzt erst sah Albrecht die tiefe Kluft, die ihn von der Erreichung derselben trennte. Denn wie noch heut, so wäre auch damals eine solche Ehe unerhört gewesen und Herzog

Ernst hätte niemals seine Einwilligung gegeben. Verzweifelt und in tiefe Trauer versenkt, verließ also Albrecht mehrere Male die Stadt, um in Vohburg Ruhe zu suchen, kehrte aber eben so oft und zwar nur immer glühender von dort zurück, während die schöne Agnes eine Standhaftigkeit bewies, der er seine Achtung und Bewunderung nicht versagen konnte. Endlich nach heftigem innerem Kampfe entschloß er sich, ihrem gerechten Verlangen nachzugeben, führte sie heimlich nach Vohburg und vollzog dort die Ehe mit ihr in Gegenwart weniger Freunde.

Herzog Ernst hatte indeß längst einen Argwohn gefaßt und schickte jetzt einen Gesandten, der dem Sohne die schöne Anna von Braunschweig zur Gemahlin antragen sollte. Albrecht wies den Antrag einfach zurück und fuhr fort, seine eheliche Verbindung mit Agnes verborgen zu halten. Da entschloß sich der Vater, die Hartnäckigkeit des Sohnes zu brechen und einen letzten Versuch auf sein Gemüth zu wagen. Als daher bei einem Turniere, das nach Regensburg ausgeschrieben war, auch Albrecht erschien, wurde er von den Schranken zurückgewiesen, weil sein unsittlicher und unritterlicher Lebenswandel ihn nicht zum Eintritt in dieselben berechtige. Rasend vor Zorn und Entrüstung erklärte nun der Beleidigte mit lauter Stimme, daß das Weib, welches man hier öffentlich in ihm beschimpfe, daß Agnes Bernauerin nicht etwa eine Dirne, daß sie sein ehelich angetrautes Weib sei und daß er Niemand rathen wolle, die Ehre und Würde derjenigen anzutasten, mit der er in so glücklicher und friedlicher Gemeinschaft lebe. Mit diesen Worten verließ er den Platz, um nach Vohburg zu gehen, von wo er Agnes öffentlich auf das Schloß zu Straubing führte, das er ihr als Witthum schenkte.

Es war aber ein bedeutungsvolles Wort, das Albrecht gesprochen, und eine verhängnißvolle Erklärung, die er abgegeben hatte. Denn mit der Rachsucht und dem gekränkten Stolze des Vaters vereinigte sich nun der Neid und die im Finstern schleichende Bosheit, um die „Niedriggeborene", die „Baderstochter", zu vernichten und das stille häusliche Glück der beiden Liebenden zu stören. Nicht lange dauerte es, so waren die bösen Zungen in voller Geschäftigkeit, um rings im Lande das schändliche Gerücht zu verbreiten, die sanfte und bescheidene Bernauerin sei eine Hexe, eine Schwarzkünstlerin und habe aus Rache den neugeborenen Knaben des Herzogs Wilhelm vergiften wollen. Bei der niedrigen Bildung und den herrschenden Begriffen der damaligen Zeit fand das boshafte Gerücht vielfältigen Glauben und als unmittelbar darauf der Herzog Wilhelm selbst aus der Welt

ging, da erfüllte sich das Geschick der unschuldigen und unglücklichen Agnes auf das Schrecklichste.

Als nämlich der sonst so wachsame Albrecht, durch einen Vorwand verlockt, am 12. Oktober des Jahres 1436 das straubinger Schloß auf kurze Zeit verlassen hatte, begab sich Herzog Ernst selber dahin, verhaftete die schutzlose Gattin seines Sohnes und schleppte sie in Ketten vor ein Standgericht, das bereits versammelt und dessen Urtheil schon gesprochen war, ehe noch die Untersuchung begonnen hatte. Der Hexerei überwiesen, wurde Agnes zum Tode verurtheilt und einer der Richter, ein gewisser Emeran Nußperger, erhielt den Auftrag, den Spruch sofort zu vollziehen und die Unglückliche über die Brücke in die Donau stürzen zu lassen.

Unter dem ungeheueren Zudrange des Volkes, das noch auf ihrem Todeswege von ihrer hohen Schönheit ergriffen und gerührt ward, betrat Agnes die Brücke und schien aus der Erstarrung, welche sie ergriffen hatte, erst wieder zu erwachen, als sie von den Knechten gepackt und in die wilden Fluthen hinabgeschleudert wurde. Es war ein furchtbares, ein entsetzenerregendes Schauspiel! Ihre Hände aus dem Wasser emporhebend und nach Kräften mit dem wilden Elemente kämpfend, rief sie laut und jammervoll den Namen des geliebten Gatten und flehte laut um Barmherzigkeit und Rettung ihres jungen Lebens. Der Gatte aber war fern und unter den Umstehenden wollte keine Hand sich rühren. Da schien der Himmel selber sich ihrer erbarmen zu wollen, denn die Fesseln, welche ihre Füße zusammenhielten, fingen sich plötzlich zu lösen an und schon schwamm sie jauchzend dem Ufer entgegen, als einer der Henker mit gewaltiger Hand eine schwere Stange aus dem eisernen Brückengeländer riß, diese Stange um die langen goldenen Haare wickelte und so die Sinkende zurücktauchte in die erbarmungslose Fluth. Bald nachher schwamm ihre Leiche an's Ufer und wurde auf dem Kirchhofe St. Peter in der Altstadt Straubing bestattet.

Albrecht kam eben zurück, als das Wunderbild noch von den Wellen umhergeschaukelt ward, er wollte sich nachstürzen und nur die Stärke seiner Freunde, die Gewalt brauchen mußten, hielt ihn davon zurück, die Raserei aber, die ihn ergriff, war einer Versteinerung ähnlich und man fürchtete für sein Leben; da kam einem aus seinem Gefolge der Gedanke ein, die Macht der Töne an ihm zu prüfen. Ein einfaches Lied, ein Klang aus der seligen Zeit seiner Liebe war es, der ihn dem Bewußtsein zurückgab; die Macht des Zornes wich für einige Zeit den Thränenströmen, die sein unendli-

cher Schmerz weinte, dann aber ergriff ihn wieder die unbändigste Wuth, und Rache war das erste Gefühl, das ihn durchtobte. Er eilte zu dem bärtigen Ludwig, der gerade das münchener Gebiet mit Krieg überzog, Mord und Feuersbrunst wütheten und wie ein Todesengel brauste Albrecht über die unschuldigen Fluren, die er einst beherrschen sollte. Nach einiger Zeit erst rührte ihn das Schicksal seines Landes und die Wuth der Zerstörung verließ ihn, um mehr und mehr einem weichen und stillen Schmerze Platz zu machen. Im Dezember 1436 folgte er der vermittelnd auftretenden Bürgerschaft nach München; auch das felsenharte Herz des Vaters war mild geworden und versöhnlich gestimmt; um seine grausame Unthat einigermaßen wieder gut zu machen, wurde auf sein Geheiß auf Agnesens Grabe eine Kapelle gebaut und ihr ein Denkmal errichtet, worauf ihr Bild mit dem langen Schleier, der nur Fürstinnen und Aebtissinnen zukommt, zu ihren Füßen ein Hund und eine Eidechse, die Sinnbilder der Treue und der Häuslichkeit; auch wurde zu ihrer Feier ein ewiger Jahrestag gestiftet. — Auf vieles Zureden vermählte sich Albrecht später mit der schönen Anna von Braunschweig, sein Herz aber war bis zu seinem Tode dem Andenken der schönen Bernauerin geweiht, die als ein verklärtes Bild edler Weiblichkeit und als ein Opfer des Vorurtheils und der Barbarei bis auf den heutigen Tag in unzähligen Volksliedern und schönen Sagen lebt.

Thomas Morus.

I.

Als einst der geizige König Heinrich der Siebente von England zur Vermählung seiner ältesten Tochter vom Parlamente eine Beisteuer von beinahe 40,000 Pfund verlangte und die Mehrzahl der Volksvertreter, aus Furcht vor der königlichen Ungnade, dieser Forderung nicht zu widersprechen wagte, da trat plötzlich aus ihren Reihen ein noch bartloser junger Mensch hervor, der durch die hinreißende Gewalt seiner Rede die Eingeschüchterten zu ermuthigen und mit so klaren und überzeugenden Gründen die Willkührlichkeit der neuen Auflage darzulegen wußte, daß dieselbe, zur Freude aller Wohldenkenden, verworfen ward.

Der Jüngling, der in dieser glänzenden Weise die dornenvolle Laufbahn eines ehrlichen Mannes betrat, hieß Thomas Morus

und war der Sohn eines wegen seiner Rechtschaffenheit und witzigen Heiterkeit allgemein beliebten Richters der sogenannten Königsbank. Im Jahre 1480 geboren, ist er dazu bestimmt gewesen, durch Talent, Gelehrsamkeit und Charakter eine der hervorragendsten und liebenswürdigsten, durch das grausame Schicksal, das ihn erreichte, eine der beklagenswerthesten Persönlichkeiten der Geschichte zu werden. Es ist daher der Mühe werth, die Entwickelung und den Verlauf seines Lebens so umständlich kennen zu lernen, als er von den Zeitgenossen überliefert und von den späteren Geschichtschreibern bearbeitet worden ist.

Schon frühzeitig hatte der alte Morus sehr bedeutende Anlagen in dem Sohne entdeckt und ihn deshalb nach gründlicher Vorbereitung und nach einer äußerst strengen, einfachen, besonders im hohen Grade religiösen Erziehung zum Studium der Rechte auf die Universität Oxford gesandt. Die Zeit, die Thomas hier verlebte, muß er sehr gut angewendet haben. Denn mit reichen Kenntnissen ausgestattet und geliebt und geachtet von seinen Lehrern war er nach London zurückgekehrt und hatte sich eben, wider seine Neigung, aber dem Befehle des Vaters gehorsam, auf das für ihn unerquickliche Gebiet der richterlichen Geschäfte begeben, als er einen Ruf in's Parlament erhielt und dort kurz nach seinem Eintritte, im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens, den oben erwähnten Sieg erfocht.

Das kühne Auftreten des jungen Redners und die hohen Geistesgaben, welche derselbe gezeigt, hatten natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und vielfach das Gerücht hervorgerufen, daß er ein Ehrgeiziger sei, der von stürmischer Ruhmsucht beherrscht und von dem lüsternen Verlangen nach Aufsehen und Auszeichnung getrieben würde. Diejenigen, welche ihn näher kennen zu lernen suchten, staunten daher nicht wenig, als sie statt des leidenschaftlichen und kampfdürstigen Politikers, den sie erwartet hatten, einen gutmüthigheiteren und bescheidenen Menschen fanden, der allen politischen Streitigkeiten und allen Rechtshändeln abgeneigt, mit Liebe und aufrichtiger Inbrunst an den Gebräuchen und Ceremonien der Kirche hing und keinen höheren Wunsch kannte, als dem Studium der Wissenschaften ergeben, und in religiöse und theologische Betrachtungen versunken, ein zurückgezogenes und beschauliches Leben zu führen.

Niemals bisher hatten in der That für das Gemüth dieses noch so jungen und zu so hohen Ansprüchen berechtigten Mannes die Eitelkeiten und Bestrebungen gewöhnlicher Menschen etwas Verlockendes gehabt. Mit Ernst und außerordentlicher Strenge über

sich selber wachend, hatte er vielmehr vom zartesten Alter an seine Leidenschaften beherrschen gelernt und durch Fasten, Nachtwachen und Andachtsübungen selbst einen Kampf gegen die Regungen und Forderungen der Sinnlichkeit unternommen, die er für verdammlich hielt und als das Hinderniß eines gottgefälligen Lebens betrachtete. Feind aller Prunksucht, aller Ueppigkeit und Verweichlichung, war seine Kleidung stets einfach, seine Nahrung dürftig gewesen und legte er nach einem Tage der Arbeit und Selbstpeinigung zu einem vier- höchstens fünfstündigen Schlaf sich nieder, so war es nicht etwa ein weiches Bett, das seine ermüdeten Glieder umfing, sondern auf dem Fußboden oder auf einer Bank streckte er sich aus, während ihm ein Holzklotz als Kopfkissen diente. Von allen diesen Anstrengungen aber trug er in seinem Aeußern, in seinen Mienen und seinem Benehmen nichts zur Schau, ja er verheimlichte dieselben sogar und ferne lag ihm jene scheinheilige Frömmigkeit, die ihre Gefühle auf den Markt zu tragen und die Augen der Menge auf ihren Wandel zu lenken weiß.

Daß nun ein so in sich selbst befestigter Charakter durch die allgemeine Anerkennung, welche sein erstes Erscheinen auf der öffentlichen Bühne fand, nicht zu dünkelhaftem Stolz verleitet und von seiner bisherigen Lebens- und Gemüthsrichtung abgelenkt werden konnte, ist natürlich genug. Je häufiger Thomas vielmehr nach jener Parlamentsrede mit den Menschen in Berührung kam und je aufmerksamer er das verderbte Treiben der großen Hauptstadt in's Auge zu fassen begann, desto mehr fühlte er sich vor jeder öffentlichen Wirksamkeit zurückgeschreckt und desto lebhafter erwachte in ihm die alte Sehnsucht nach unabhängiger Muße und stiller glanzloser Zurückgezogenheit. Als ihm daher sein Vater den Rath ertheilte, den Nachstellungen des erzürnten Königs auf irgend eine Weise zu entgehen, ergriff er diese Gelegenheit mit hoher Freude und begab sich in das Karthäuserkloster zu London, wo er, ohne an ein Ordensgelübde gebunden zu sein, vier Jahre hindurch mit rastlosem Eifer den gelehrten Studien lebte und dann eine Reise nach Holland und Frankreich unternahm, um dort den Zustand berühmter Hochschulen kennen zu lernen.

Als er mit einem Schatze von Wissen und mit einem durch vielfache Lebenserfahrungen gereiften Geiste wieder in das Vaterland zurückgekehrt war, vermochte er die so lange bekämpfte Sehnsucht nach einer Gemahlin nicht mehr zu überwältigen. Er verheirathete sich also, ergriff zur Ernährung seiner Familie die ju-

ristischen Studien wieder und fing bald darauf an, als Anwalt Prozesse zu führen. Sein Benehmen in dieser Stellung zeichnete ihn in der vortheilhaftesten Weise vor den meisten seiner Kollegen aus. Denn fern von schmutziger Gewinnsucht und weniger auf seinen eigenen Vortheil als auf den seiner Parthei bedacht, rieth er stets zu Vergleichen oder zeigte doch seinen Klienten die Wege an, auf denen sie mit dem geringsten Kostenaufwande einen Prozeß zu führen vermöchten. So wurde bald allgemein neben seinem durchdringenden Verstande, seiner tiefen Sachkenntniß und großen Beredtsamkeit auch seine strenge Rechtlichkeit gerühmt und von allen Seiten strömten Leute herbei, die seinen Rath hören und seiner als Anwalt sich bedienen wollten. Niemals jedoch vertheidigte er eine ungerechte Sache, und niemals hatte er Geld genommen, ohne es vorher wirklich verdient zu haben.

Die Geschicklichkeit und Uneigennützigkeit, welche Morus als Advokat bewies, eröffnete ihm binnen kurzer Zeit einen größeren Wirkungskreis. Er wurde nämlich zu der ansehnlichen Stelle eines Friedensrichters der Stadt London berufen, und in diesem öffentlichen Amte war es, wo sein Witz, seine Laune und der ungemeine Zauber seines liebenswürdigen und leutseligen Waltens ihn für alle Zukunft zu einem besonderen Liebling des Volkes machten. Denn diese Eigenschaften, welche ihn schon in früher Jugend ausgezeichnet, waren durch den Ernst und die fortschreitende Bildung seines Geistes nicht zurückgedrängt, sondern nur immer mehr und mehr entwickelt worden. Alle seine Freunde und Bekannte wissen nicht genug die Anmuth zu rühmen, welche sich durch dieselben über sein ganzes Wesen ergoß! Um die Art und Weise seiner Scherze zu bezeichnen, mag es uns erlaubt sein, den nachfolgenden mitzutheilen.

Bei den Gerichtssitzungen, denen Morus als Friedensrichter beiwohnte, befand sich ein sehr alter Richter, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, die Leute, denen ihre Geldtaschen entwendet worden waren, ihrer Nachlässigkeit wegen auszuschelten. Nur durch diese Nachlässigkeit, behauptete er, würden so viele Beutelschneider vor das Gericht gebracht. Morus hatte die oft wiederholten und gänzlich unpassenden Vorwürfe des alten Mannes lange Zeit geduldig angehört, bis er derselben endlich überdrüssig ward. Er verschob deshalb eines Tages den Spruch über derartige Verbrechen, ließ während der Nacht aus dem Gefängnisse einen der Hauptbeutelschneider heimlich zu sich kommen, und versprach demselben dieses

Mal Straflosigkeit für den Diebstahl, wenn er in der nächsten Sitzung die Geldbörse des alten Richters heimlich wegschneiden und ihm (Morus) nach vollbrachter That ein Zeichen geben würde. Der Bursche ging natürlich freudig auf die Bedingung ein. — Als nun am anderen Tage Sitzung war, rief Morus den Dieb zuerst auf, damit er sich wegen des ihm zur Last gelegten Verbrechens rechtfertigen solle. Der Dieb aber meinte, er könne seine Rechtfertigung nur einem der Richter insgeheim anvertrauen und bitte daher, aus der Zahl derselben einen wählen zu dürfen. Natürlich wählte er den Alten, der nach damaliger Sitte die wohlgefüllte Geldtasche am Gürtel trug. Während nun der nahegetretene Dieb ihm in's Ohr flüsterte, schnitt er geschickt die Tasche ab, gab darauf Morus das verabredete Zeichen und zog sich bescheiden auf seinen Platz zurück. Morus ergriff darauf die Gelegenheit, das Gericht für einen zum Tode verurtheilten Verbrecher um ein Almosen zu bitten und lieferte, des Beispiels wegen, zuerst seine eigene Gabe ab. Als die Reihe an den Alten kam, war dieser nicht wenig erstaunt, sich ohne Börse zu finden und betheuerte, er habe dieselbe heut Morgen mit zur Sitzung gebracht. „Was," rief Morus, „wollt Ihr etwa uns dieses Diebstahls zeihen?" Zorn und Schaam bemächtigten sich des Alten; da rief Morus den Dieb, befahl ihm, den Beutel herauszugeben und sagte zu seinem Collegen, er möge fortan die Leute ihrer Nachlässigkeit wegen nicht mehr ausschelten, da er ja nicht einmal in öffentlicher Sitzung seiner Geldtasche sicher sei. —

Diese Munterkeit, mit welcher Morus den Ernst der Gerichtshallen belebte, verließ ihn auch im Umgange mit seinen Freunden und in seinem eigenen Hause nicht, ja sie war ihm hier sogar ein hauptsächliches Mittel, seine Absichten zu erreichen und auf den Geist seiner Frau und seiner Kinder zu wirken, die mit inniger Liebe an ihm hingen und in deren Kreise er sich glücklich fühlte, bis das Geschick ihn diesem friedlich-häuslichen Leben entriß und ihn aus der Sicherheit eines angemessenen und liebgewordenen Berufes auf eine Bahn führte, die er nur ungern und mit schwerem und ahnungsvollem Herzen betrat. Nicht die Begierden und Neigungen, sondern die Fähigkeiten und liebenswürdigen Eigenschaften dieses Mannes sollten die bösen Geister sein, die seine Ruhe störten und ihn unaufhaltsam einem schrecklichen Verhängniß entgegenführten.

Der harte und geldgierige König, dessen Feindschaft sich Morus durch jenes freimüthige Auftreten im Parlamente zugezogen, war im

Jahre 1509 gestorben und unter dem lauten Jauchzen des bedrückten und ausgesaugten Volkes hatte sein achtzehnjähriger Sohn, Heinrich der Achte, den Thron bestiegen, ein schöner und kraftvoller Jüngling, der sowohl durch seinen herzhaften Unternehmungsgeist und seine Leutseligkeit, als auch durch die gelehrte Bildung, welche er erhalten hatte, zu den freudigsten Erwartungen berechtigte. Dennoch entsprach er denselben nicht, da die Wissenschaften, wenn sie auch sonst das Gemüth zu zähmen und die Gesinnung zu veredeln pflegen, doch diesen wohlthätigen Einfluß auf einen Prinzen nicht üben konnten, dem die Schmeicheleien und Lobpreisungen der Höflinge schon frühzeitig eine so unbegrenzte Eitelkeit, einen so festen Glauben an die eigene Unfehlbarkeit eingeflößt hatten, daß er keine Fessel und keinerlei Widerspruch ertrug, sondern sich rückhaltslos und nach eigenem Gutdünken dem Taumel seiner ungezügelten Begierden und Leidenschaften überließ. So wurden denn die ernsteren Geschäfte, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes vernachlässigt und in unaufhörlichen Hoflustbarkeiten, in prachtvollen Turnieren und Kriegsspielen, die sich einander folgten, die von dem vorigen Könige aufgehäuften Schätze vergeudet, ohne daß Jemand einen Rath oder eine Ermahnung zu ertheilen wagte.

Heinrich besaß, wie bereits gesagt, viele gelehrte Kenntnisse, er war auch in den Künsten nicht unbewandert und besonders ein Freund und Kenner der Musik. Nur eine Kunst, die Regierungskunst nämlich, war ihm bei seiner Thronbesteigung gänzlich fremd. Er mußte sich daher in dieser Beziehung anfänglich ganz von seinen Ministern leiten lassen, welche eine so einflußreiche Stellung nicht gerade zum Wohle des Landes benutzten. Den jugendlichen König hintergehend, suchten sie ihn von jeder Selbstthätigkeit abzuhalten, und ihn in seiner Spielsucht, in seinem Hange zum Müßiggang und zur Verschwendung zu bestärken. Derjenige, welcher sich am meisten seine Gunst erwarb, war ein Geistlicher, Thomas Wolsey, Sohn eines Schlächters zu Ipswich. Ursprünglich ein bloßer Gesellschafter des Königs, wußte er sich in Allem so nach dem Geschmacke desselben zu richten und mit einer ungemeinen Demuth und steten Willfährigkeit eine so drollige und lebhafte Possenreißerei zu verbinden, daß er sich binnen Kurzem zum Mitgliede des Staatsraths emporschwang und bald darauf einziger und unumschränkter Minister wurde. Nun schien Heinrich keine Ehrenstelle, keine Gnadenbezeugung zu groß zu sein, um diesen seinen Liebling zu belohnen. Wolsey zog die Einkünfte mehrerer Bisthümer an sich, wurde Erzbischof und Kardinal und überragte bald durch

seinen Stolz und durch die Pracht, welche er um sich verbreitete, die ersten und reichsten Häuser des Königreichs. Nicht weniger als achthundert Personen bildeten sein Gefolge, und seine Kleider, so wie die Decken und Sättel seiner Pferde schimmerten von Gold und Seide. Die zwei Kreuze jedoch, diese Zeichen der Demuth, die er im Widerspruche mit jener Prachtliebe stets vor sich hertragen ließ, erregten vielfach den bittern Spott des Volkes. Wie Heinrich war er übrigens, trotz aller dieser Fehler, ein Freund der damals aufkeimenden Wissenschaften und Künste, machte Stiftungen zur Erziehung und zum Unterrichte der Jugend und belohnte reichlich verdiente Künstler und Gelehrte.

Mit tiefem Schmerz sah der bescheidene und vaterlandsliebende Morus dem verderblichen und unwürdigen Treiben des Hofes aus der Ferne zu. Hätte Glanz und eitler Schimmer sein Auge zu blenden vermocht, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sich dort einzudrängen und durch seine Gaben Macht und Ansehen zu gewinnen. Sein einfacher Sinn jedoch und besonders seine große Liebe zur Unabhängigkeit und zu einem stillen sittenreinen Wandel schreckten ihn vor einer derartigen Rolle, ja vor jeder Berührung mit dem damals so schlüpfrigen und geräuschvollen Hofleben zurück. Dennoch drang der Ruf seiner Geschicklichkeit zu den Ohren des Königs und dieser gab Wolsey den Auftrag, ihn am Hofe anzustellen. Morus weigerte sich, das lockende Anerbieten anzunehmen, und alle Ueberredungskunst des Ministers konnte ihn nicht bewegen, von diesem Entschlusse abzugehen. Als er jedoch nach einiger Zeit im Interesse eines konfiscirten Schiffes einen Prozeß gegen die Krone führte und Heinrich den betreffenden Gerichtssitzungen selber beiwohnte, wurde dieser von den scharfsinnigen und beredten Auseinandersetzungen des Vertheidigers so sehr ergriffen, daß er augenblicklich erklärte, er werde die Talente eines so bedeutenden Mannes nicht länger für den königlichen Dienst entbehren. So fest sich daher Morus nun auch weigern, so sehr er bitten und nach Entschuldigungsgründen suchen mochte, es half ihm nichts: wider seinen Willen in eine gerade erledigte Stelle hineingeschoben, wurde er in einem Monat zum Ritter und bald darauf zum Mitgliede des geheimen Raths ernannt.

Heinrich bekümmerte sich damals selber noch nicht viel um die Regierungsangelegenheiten, aber eifrig wußte er seine Beamten zu beobachten und das besondere Talent jedes Einzelnen am rechten Orte und zur rechten Zeit anzuwenden. So hatte er denn natürlich auch bald die Fähigkeiten des neuangestellten Morus studirt, und mit richtigem Blicke herausgefunden, daß eine der vorzüglich-

sten und seltensten derselben in einer außerordentlichen Besonnenheit bestehe, die dem Manne, selbst den überraschendsten Vorfällen gegenüber, noch eine wohlgesetzte Rede, eine gewandte und treffende Antwort erlaube. Wenn der König also nach den Universitäten Oxford und Cambridge reiste, wo er, trotz seiner häufigen Besuche, jedesmal mit gelehrten und zierlichen Anreden in lateinischer Sprache empfangen ward, so mußte ihn Morus begleiten, um diese Reden sogleich aus dem Stegreif beantworten zu können. Ebenso wurde das Rednertalent desselben benutzt, wenn fremde Monarchen, wie Kaiser Karl der Fünfte und Franz der Erste von Frankreich, in feierlicher Anrede begrüßt werden sollten.

Morus wußte diese Aufgaben natürlich stets auf das Glänzendste zu lösen; er würde aber hierdurch und durch anderweitige diplomatische Dienste noch nicht die volle Gunst des Königs erworben haben, wenn dieser ihn nicht auch wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Witzes gern in seiner Nähe gehabt hätte. Sobald an Feiertagen die Andacht verrichtet war, mußte Morus in seine Gemächer kommen und sich mit ihm über Astronomie, Geometrie, Theologie und andere wissenschaftliche Gegenstände, zuweilen auch über Staatsangelegenheiten unterhalten; auch betrachtete er in hellen Nächten, vom Dache des Palastes aus, oft gemeinschaftlich mit ihm die Mannichfaltigkeit, die Bewegungen und den Lauf der Himmelskörper. Selbst der Königin gefiel das scherzhafte Wesen des neuen Günstlings dergestalt, daß sie in der Regel während des Abendessens nach ihm schickte, um sich und ihren Gemahl durch seine sinnreichen Einfälle ergötzen zu lassen.

War nun Morus, wie wir gesehen haben, ein Mensch voll innerer Würde und Selbstständigkeit des Charakters, so konnte ihm die Rolle eines Lustigmachers, die er hier zu spielen gezwungen war, keineswegs behagen. Um daher nicht so oft gerufen zu werden, fing er an, seine gewöhnliche Heiterkeit zu verbergen und ernsthafter zu erscheinen. Seitdem ließ ihn zwar der König mehr in Ruhe, fuhr aber fort, ihm Beweise seiner Huld zu geben und besuchte ihn sogar zuweilen in seiner Wohnung zu Chelsea, um das Vergnügen seiner Unterhaltung zu genießen. Als er nun auch eines Tages ganz unvermuthet zum Mittagessen gekommen und nach Tische, seinen Arm auf dessen Nacken legend, wohl eine Stunde mit Morus im Garten umherspaziert war, konnte einer der Angehörigen des letzteren es nicht unterlassen, ihn wegen dieser hohen Auszeichnung glücklich zu preisen. „Es ist wahr", erwiederte Morus darauf in

ruhigem Tone, „es ist wahr, der König ist mein sehr gnädiger Herr und ich glaube, daß er mir gegenwärtig so viel Gunst erzeigt, als irgend einem seiner Unterthanen; aber ich bin weit entfernt, darauf stolz zu sein, denn wenn mein Kopf ihm nur ein Schloß in Frankreich (mit dem er damals gerade Krieg führte) gewinnen könnte, so würde er herunter müssen."

Diese Aeußerung zeigt auf das Deutlichste, mit wie scharfem Blicke Morus bereits in Heinrich's Charakter eingedrungen war und wie genau er die Gefährlichkeit des Bodens kannte, auf dem er stand. Alle Gunstbezeugungen, die ihm so reichlich zu Theil wurden, konnten deshalb auch seinen innerlichen Widerwillen gegen das Hofleben nicht besiegen und je höher er im Ansehen stieg, mit desto größerer Sehnsucht flüchtete er sich in sein einfach-stilles Haus, um hier die Blicke beobachtend auf das eigene Innere zu richten und im Kreise seiner Familie und seiner Freunde die ganze Fülle seines herrlichen Gemüths in ihrem vollsten Glanze strahlen zu lassen. Tiefe Frömmigkeit auf der einen und eine ungetrübte Geistesheiterkeit auf der andern Seite, das waren und blieben die so selten verbundenen Eigenschaften, welche dieser Staatsmann in bezaubernder Weise mit einander zu vereinigen wußte. Waren daher in den Stunden, die er sich und den Seinigen weihen konnte, die gebräuchlichen Andachtsübungen und Gebete mit Ernst und Inbrunst verrichtet und hatte er sich mit einer bis in das Einzelnste gehenden Sorgfalt um die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder bekümmert, so wurden die übrigen Stunden einer munteren Geselligkeit gewidmet und mit Gesang und guter Instrumentalmusik wechselten launige und belehrende Gespräche, wie sie nur Morus mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit zu führen und zu beleben verstand. Scherze, behauptete er, seien eine Art von Gewürzen, die den Geist erquicken und ihm in seinem Ueberdrusse und in den mannichfachen Anstrengungen, die er zu ertragen habe, neue Schwungkraft verleihen. Gleich wie aber dies ein thörichtes und wenig schmackhaftes Mahl wäre, bei welchem zu einer geringen Anzahl von Speisen eine große Menge von Gewürzen verwendet sei, oder noch unsinniger ein solches, wo durchaus keine Speisen, sondern nur Gewürze sich vorfänden, so sei auch ein Leben schlecht eingerichtet, das von nützlicher Arbeit wenig oder nichts wissen wolle, sondern blos dem Spaße und leeren Müßiggange gewidmet sei. Auf der andern Seite sei aber ein Leben ohne Beimischung von Scherzen unangenehm, trocken, mürrisch und traurig. Denn die Tugend bestehe nicht im Sauersehen und einem finsteren

Wesen, sondern sei recht wohl vereinbar mit einer Heiterkeit, die in den Grenzen des Anstandes bleibt.

Eine besondere Quelle der Erheiterung und Belehrung war auch für Morus und seine Familie die Betrachtung verschiedener einheimischer und ausländischer Thiere, die er in seinem Hause nährte und deren Anlagen und Natur er sorgfältig studirte. Ebenso fand er ein großes Vergnügen an Werken der bildenden Kunst, und mit Entzücken und tiefem Verständniß konnte er den Seinigen die Schönheiten guter Gemälde entwickeln. Mehrere Jahre hindurch hat Hans Holbein, der berühmte Maler, in seinem Hause gelebt und dasselbe aus Dankbarkeit mit vielen schönen Bildern, besonders mit gelungenen Portraits der ganzen Familie geschmückt.

Daß nun bei einem solchen von religiöser Erhebung und wissenschaftlichen und künstlerischen Freuden erfüllten Leben auch die moralische Ausbildung und der sittliche Fortschritt nicht aus den Augen verloren wurde, versteht sich bei dem Charakter des Morus von selbst. Mehr noch als seine Lehren, die er in eigenthümlich kurzen, faßlichen und kräftigen Sätzen vortrug, wirkte wohl in dieser Beziehung sein eigenes Beispiel und das Muster der Sittenreinheit, Sanftmuth und ungemeinen Wohlthätigkeit, mit dem er selber seiner ganzen Umgebung voranleuchtete. Wie streng übrigens der sonst so heitere und gegen Andere so leutselige Mann gegen sich selbst war und wie unausgesetzt er an seiner inneren Vervollkommnung arbeitete, das trat noch nicht ein Mal vollständig in seinem öffentlichen Thun und Lassen hervor; erst die Bußübungen, die er noch immer heimlich verrichtete, erst die verborgenen Kasteiungen und Entbehrungen, mit denen er seiner Ansicht zufolge, auch jetzt noch den Stolz und die Begierden seines Fleisches demüthigen wollte, erst diese dem Auge der Welt entzogenen und nur seiner Lieblingstochter Margaretha offenbarten Kämpfe geben uns ein vollständiges Bild seiner in vieler Hinsicht zwar der damaligen Zeit angehörenden, aber für alle Zeiten bewundernswerthen Persönlichkeit. —

So waren denn in gewissenhafter Berufserfüllung und in einem tadellosen Privatleben schon mehrere Jahre ohne erhebliche Veränderung dahingeflossen, als in Deutschland plötzlich die Reformation ausbrach und auch in England viele heimliche Anhänger und Freunde fand. Heinrich der Achte, in den Formen der alten Theologie und in der Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl aufgewachsen, widersetzte sich der Verbreitung der neuen Lehre mit vielem Eifer und

schrieb sogar ein lateinisches Buch gegen Luther, in Folge dessen er vom Papst den Titel „Beschützer des Glaubens" erhielt. Luther beantwortete diese Schrift bekanntlich in etwas bitterer Weise und zog sich dadurch den unversöhnlichsten Haß des an Vergötterung seiner Ansichten gewöhnten Königs zu.

Auch Morus hatte natürlich die neue Erscheinung auf dem kirchlichen Gebiete vom ersten Augenblicke an mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und ihre Bedeutung nach allen Seiten hin zu würdigen gewußt. Wie alle aufgeklärte und gebildete Männer seiner Zeit, verkannte er die Mißbräuche der Kirche nicht und verfolgte besonders die Unwissenheit der niederen Geistlichkeit, die rohe Schaar der Bettelmönche, sowie das ganze Heer von unwürdigen und unsittlichen Priestern mit seinem bittersten Spotte. Um aber der entschiedenen Reformation Luther's folgen und selbst die anerzogene Ehrfurcht vor dem Papst verleugnen zu können, dazu hatte er sich zu tief in seine religiösen Ansichten versenkt, dazu hing sein treues Gemüth zu unablöslich an den ein Mal mit Inbrunst erfaßten Gesinnungen und Gebräuchen fest.

Morus wurde also kein Anhänger, sondern vom religiösen wie vom politischen Standpunkte aus ein Gegner der neuen Lehre, und da er ein eben so muthiger als wahrheitsliebender Mensch war, sprach er offen und unumwunden in einer Reihe von Schriften seine Abneigung gegen dieselbe aus. Daß er dies ohne Rückhalt und Schonung, mit Schärfe, Bitterkeit und beißendem Spott gethan, wird ihm Niemand zum Vorwurf machen, der den Geschmack der damaligen Zeit und die Art und Weise ihrer Streitschriften einigermaßen kennen gelernt hat.

Man wird daher immerhin seine Ansicht bestreiten und ihn des Irrthums zeihen können, ohne daß dadurch auf die Reinheit und Größe seines Charakters auch nur die mindeste Spur eines Schattens fällt. Denn was ihn in diesen Kampf getrieben und den aufkeimenden Ideen einer neuen Zeit gegenüber zu einem so heftigen Vertheidiger des alten Katholicismus gemacht, das ist weder Ehrgeiz noch Eigennutz, weder Menschenfurcht, noch Augendienerei, sondern einzig und allein die Ueberzeugung seines tiefen und starken Gemüths gewesen. Die weiteren Kapitel unserer Darstellung werden dies deutlich genug beweisen.

Die Verschwörung des Fiesko.

Die oberitalienischen Republiken des Mittelalters hatten sich bekanntlich durch Gewerbfleiß und regen Handelsgeist zu Glanz und hohem Reichthum aufgeschwungen; die Verfassung aber, in der sie lebten, mußte ihren Bürgern den friedlichen Genuß des allgemeinen Wohlstandes unmöglich machen. Denn in jedem dieser verschiedenen Staaten hatten die sogenannten Nobilis, d. h. die reichen, aus alten Adelsgeschlechtern entsprossenen Kaufleute mit den wichtigsten Aemtern zugleich die ganze Regierung an sich gerissen und der Ehrgeiz dieser Familien, ihre Herrschbegierde und besonders ihre gegenseitige Eifersucht rief eine endlose Reihe von inneren Unruhen, blutigen Verschwörungen und bürgerlichen Zwistigkeiten hervor, die wiederum von auswärtigen Monarchen zu deren eigenem Vortheil genährt, begünstigt und ausgebeutet wurden. Wer hat nicht — um nur ein Beispiel anzuführen — von dem sprüchwörtlich gewordenen Haß der Kapulets und Montechis, so wie von dem wilden Parteistreit der Guelfen und Gibellinen gehört?

Waren nun aber auch derartige Zustände in jedem einzelnen der genannten Staaten zu finden, so hatten sie doch in einigen derselben und zwar vorzüglich in dem stolzen und prachtvollen G e n u a, in dieser sogenannten Königin Liguriens, eine besondere Dauer und Heftigkeit erlangt. Das Schicksal dieser herrlichen Stadt ist darum ein sehr wechselvolles, zugleich aber ein so merkwürdiges und lehrreiches gewesen, daß es uns vergönnt sein mag, aus ihrer Geschichte den wahrheitsgetreuen Zusammenhang einer Begebenheit mitzutheilen, die bereits von unserem großen S c h i l l e r in dichterischer Weise benutzt und zu einem ergreifenden Trauerspiel verarbeitet worden ist.

Schon seitdem Genua sich im zehnten Jahrhundert von der Herrschaft der deutschen Kaiser losgerissen und einen freien und selbstständigen Staat gebildet hatte, war in seinen Mauern bald die eine bald die andere Familie, bald dieser bald jener Fürst unter mörderischen Kämpfen zur Regierung gelangt, bis endlich Frankreich die Oberhand gewann und der französische König Franz der Erste die mehrmalige Widersetzlichkeit der neuen Unterthanen durch harten Druck zu züchtigen suchte. Hatten nun freilich die stolzen Genueser die üppige Despotenwirthschaft ihrer einheimischen Gewalthaber schon in den verschiedensten Gestalten kennen gelernt, so empfanden sie doch dies auswärtige Joch auf das Empfindlichste. Aber die Hände wa-

ren ihnen gebunden und nur vergebens seufzten sie nach Rettung. Da erhob sich unvermuthet einer ihrer Mitbürger und führte einen Schlag aus, der alle ihre Wünsche befriedigen mußte.

Der Mann, der dies Werk vollbrachte, hieß Andreas Doria und war bisher selber als tapferer Admiral im Dienste Franz des Ersten gewesen. Ränke und Neckereien aller Art hatten ihn aber zu dem Entschluß gebracht, diese Stelle niederzulegen, dem Könige seine Orden zurückzusenden, dann in die Dienste Kaiser Karl's des Fünften zu treten und im Einverständniß mit diesem den Plan zur Befreiung seiner Vaterstadt zu entwerfen. Am 4. Juli des Jahres 1528 mit seinen Galeeren nach Genua absegelnd, entriß er dasselbe schnell und ohne viele Hindernisse den Händen der französischen Besatzung, die schon um des freien Rückzugs willen das Kastell übergeben mußte.

So war denn Genua insofern frei, daß Doria der Herr desselben war. Betäubt durch das ungewohnte Ereigniß erwarteten nun die Bewohner, was der kühne Seeheld über die weitere Gestaltung der Dinge beschließen und in welcher Weise er auftreten würde. Doria aber erklärte großmüthig, daß er sich freue, fortan ein freier Bürger der geretteten Vaterstadt zu sein und daß er es daher dem Volke überlasse, seine Regierungsform selbst zu wählen. Nun erst flossen von allen Seiten die Thränen der Dankbarkeit, denn eine solche Mäßigung, so große Uneigennützigkeit hatte bisher noch Niemand bewiesen. Selbst die Feinde des Befreiers mußten schweigen und es geduldig mit ansehen, wie sein Einfluß nur um so höher stieg, je weniger er ihn durch Aemter und Ehrenstellen geltend machte.

Freilich hatte die Uneigennützigkeit Doria's eine doppelte Seite. Denn als Admiral Karl's des Fünften, der sein ganzes Vertrauen auf ihn setzte, lag es ja nur in seinen Händen, wie lange Genua frei oder von ihm abhängig sein sollte. Es war daher natürlich, daß jeder seiner Rathschläge in der Folge als ein Befehl betrachtet wurde, und daß deshalb die Blicke vieler eifersüchtigen und argwöhnischen Genueser schon nach kurzer Zeit mit Mißtrauen auf den unschuldigsten seiner Handlungen ruhten. Eine wirkliche Schwäche des alten Mannes kam hinzu, die aufkeimende Mißstimmung zu nähren und nach und nach eine tiefe Erbitterung zu erzeugen.

Je mäßiger und ruhiger nämlich Andreas Doria selber war und je mehr er durch Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit die allgemeine Liebe zu gewinnen suchte, desto freieren Spielraum ließ er

den tyrannischen Neigungen und rohen Launen seines geliebten Adoptivsöhnchens, des Gianettino Doria. Denn ungestraft und durch keinen Befehl und keine Zurechtweisung des Onkels zurückgehalten, durfte dieses ausschweifende und ungezogene Bürschchen sich die frechsten Unsittlichkeiten erlauben und dem Volke sowohl, als dem stolzen Adel gegenüber, mit einer Verachtung, einem Hohne und einer Anmaßung auftreten, wie sie in der Geschichte der unumschränktesten Monarchien kaum ihres Gleichen hat.

Das grenzenlose Glück, das ihm so unverdient zu Theil geworden, hatte den Emporkömmling trunken gemacht und ihn aller Ueberlegung, alles ruhigen Nachdenkens beraubt. Selbst von hochgestellten Männern die entehrendsten Demüthigungen fordernd, wollte er in dem Rathe der Signoria allein das Wort haben, ja, wagte er es selbst bei Gelegenheit, den Ansichten des Mannes zu trotzen, der ihn aus dürftiger Niedrigkeit zu seinem Range und seinem Ansehen emporgehoben hatte.

Solch' ein empörendes und unkluges Treiben mußte natürlich das ganze Haus der Doria's in ein übles Licht setzen und seinen Feinden immer neuen Stoff zu gehässigen Bemerkungen und begründeten Beschwerden geben. Andreas Doria bemerkte dies jedoch nicht oder wollte es nicht bemerken. Von einer kindischen Vorliebe beherrscht und vielleicht mit allzu großer Sicherheit seiner Macht vertrauend, sah er schweigend dem unwürdigen Spiele zu, während schon der Unwille ringsumher die Herzen entzündet hatte und unzählige Gemüther mit Rachedurst und glühendem Haß erfüllte.

Fast alle adeligen Familien Genua's theilten diesen Haß. Am stärksten aber hatte er sich der Seele eines Mannes bemächtigt, der als Nachkomme eines der reichsten, angesehensten und einflußreichsten Häuser den Uebermuth Gianettino's am wenigsten zu ertragen vermochte. Dieser Mann war der Graf Fiesko von Lavagna. Damals drei und zwanzig Jahre alt, schön, voll edler Bildung und mit einem bezaubernden Anstande und einer einschmeichelnden Beredtsamkeit begabt, hatte er bereits viele Herzen gewonnen und in den gesellschaftlichen Kreisen eine bedeutende Rolle gespielt. Sein feuriger Ehrgeiz aber und sein Thatendrang waren dadurch keineswegs befriedigt worden. In die Bahnen des Ruhms einzutreten, zu bedeutender Stellung und hoher Würde sich emporzuschwingen, das war das Ziel, dem er entgegenstrebte. Konnte er dasselbe aber erreichen, so lange Gianettino's Einfluß gerade die reichen und angesehenen Personen aus den öffentlichen Aemtern zu ent-

fernen strebte? Mußte ihm nicht vielmehr dieser Weg zur Auszeichnung für immer verschlossen bleiben, da alle Aussicht vorhanden war, daß Gianettino nach dem Tode des alten Andreas die Zügel der Regierung allein ergreifen, und daß Karl der Fünfte auch ihm seine Galeeren anvertrauen würde?

Von jeder seinen Talenten und seinen großen Reichthümern gebührenden Thätigkeit ausgeschlossen, fühlte sich Fiesko also beengt, gekränkt und zurückgesetzt. Ein bloßes Nichts zu bleiben oder durch Ergebenheit gegen einen vom ihm verachteten und allgemein gehaßten Jüngling etwas zu werden, das war die Wahl, welche die Lage der Dinge ihm gelassen hatte. Beides mußte er verwerfen, Beides widersprach seinen Begriffen von Ehre, seinem schwungvollen Stolze und den hochstrebenden Ideen von Macht und Größe, die sich in seinem Geiste gebildet hatten. Ohnedies hatte er bemerkt, daß die Blicke aller Unzufriedenen und Mißvergnügten mit vieler Hoffnung auf ihn gerichtet waren. Um Alles zu werden, beschloß er daher auch Alles zu wagen und denjenigen Weg zu gehen, der allein zur Erfüllung seiner Wünsche führen konnte. Wohl wußte er, daß dieser Weg über das Glück und die Leichname der Doria's ging. Sein beleidigter Ehrgeiz aber, sein Haß und seine Unternehmungslust schreckten vor keiner Gefahr und keinem Verbrechen zurück. Mit eiserner Festigkeit seinen Plan festhaltend, dünkte ihm jedes Mittel gut, daß sich zur Ausführung desselben benutzen ließ. Schon dachte er ja an nichts Geringeres, als die ganze Staatsverfassung zu ändern und das stolze Genua — zu seinen Füßen zu sehen.

Fiesko kannte Frankreichs Begierde, in Italien Einfluß zu haben, er beschloß also zunächst mit dieser Macht Verbindungen anzuknüpfen und es gelang ihm in der That, von dem auf Karl den Fünften eifersüchtigen und von Rache gegen Doria erfüllten Franz den Ersten das Versprechen eines sehr ansehnlichen Beistandes zu erhalten. Doch glaubte er sich damit noch nicht gesichert. Dieselben Beweggründe, welche ihm Frankreichs Unterstützung verschafften, mußten auch am päpstlichen Hofe vorherrschend sein. Fiesko reiste also selber nach Rom und hatte dort die Genugthuung, daß der Papst seinen Plan nicht nur vollkommen billigte, sondern ihn auch durch alle Mittel geistlicher Ueberredungskunst in seinem Vorhaben zu bestärken suchte.

Voll Freude über den gelungenen Versuch kehrte er nach Genua zurück, um nun erst den Rath seiner treuesten Freunde zu hören und im Einverständniß mit ihnen das Weitere zu beschließen. Die

Männer, die sein Vertrauen besaßen, waren Vincent Calcagno, Raphael Sacco und Baptista Verrina. Von diesen widersprachen die beiden Ersteren auf das Lebhafteste und malten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Farben die Gefährlichkeit, Schwierigkeit und Undankbarkeit des ihnen eröffneten Planes aus. Verrina aber, ein eben so heftiger als entschlossener Mensch, wußte alle diese Bedenken niederzuschlagen, indem er Fiesko an seinen Beruf mahnte und an die Hoffnungen zu erinnern suchte, welche jetzt alle Edlen Genua's auf seine Erhebung setzten. „Braucht es denn so vieler Ueberlegung", rief er am Schlusse seiner zweiten Auseinandersetzung, „so vieler Mittel und Kräfte, um zweihundert Soldaten zu entwaffnen, die jetzt die Stadt bewachen, und einige Galeeren wegzunehmen, die im Hafen liegen?" Diese Behauptung war mehr keck, als wahr, aber sie schmeichelte doch der Eitelkeit und dem Stolze Fiesko's so sehr, daß sie die eigentliche Ursache seines weiteren Vorgehens wurde. Auf keine auswärtige Hilfe sich verlassend und mehr auf die gegenseitige Eifersucht der Mächte, als auf ihren Beistand bauend, wollte er fortan allein durchsetzen, was durchzusetzen nun einmal sein entschiedener Wille und seine feste Absicht war.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen gerade auf genuesischem Boden entgegenstellen konnten, waren jedoch nicht unbedeutend. Was man vor Allem vermeiden mußte, war die Erregung eines frühzeitigen Verdachts. Fiesko war zu klug und vorsichtig, um sich dies verhehlen zu können. Mit vieler Selbstverleugnung und großer Geschicklichkeit fing er daher an, eine Rolle zu spielen, die seinem Charakter und seinen Neigungen durchaus zuwider war. Denn je lebhafter er über seinen Plänen brütete und je weniger er dieselben aus dem Auge verlor, destomehr suchte er der Welt gegenüber als ein ausschweifender Genüßling zu erscheinen, der ohne besonderes Interesse für ernstere Angelegenheiten, nur den Schwelgereien und Vergnügungen, der Liebe, der Geselligkeit und dem Weine ergeben sei. In seinem Hause folgte ein glänzendes Fest dem anderen, aber weit entfernt, sich unter dem Adel, der dabei zusammenströmte, einen Anhang zu verschaffen, schien sich Fiesko absichtlich Allen nur so weit zu nähern, als die Höflichkeit des Wirths es erforderte. So umschiffte er zwei der gefährlichsten Klippen: den Verdacht nämlich, den die Zurückgezogenheit eines geräuschlosen Privatlebens und den, welchen eine innige Vertraulichkeit mit vielen den Doria's nicht ergebenen Nobilis hätte erregen müssen. Fiesko wollte eben keine Partei bilden, sondern die Menschen nur für's Erste an seine Person zu fesseln suchen. Gelang ihm dies, so hatte er eine Partei, die für ihn arbeitete, ohne daß sie selbst es wußte. Darum suchte er nicht blos den Adel durch seine harmlose Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit zu bezaubern, sondern durch gelegentliche Schmeicheleien auch die vielfach unzufriedenen Bürger, und durch Handlungen der Wohlthätigkeit die armen Handwerker und Arbeiter zu gewinnen, ohne daß jemals ein Wort oder eine Miene die eigentlichen Gedanken seines Herzens verrathen hätte.

Andreas Doria war ein feiner Menschenkenner, hier aber scheiterte seine Beobachtungsgabe. Zutrauensvoll und in stolze Sicherheit eingewiegt, konnte er einen Jüngling nicht für gefährlich halten, der ihm stets eine so tiefe und aufrichtige Ehrfurcht zu bezeigen schien. Glaubte ja selbst der argwöhnische Gianettino den Auszeichnungen und Freundschaftsbezeugungen, durch welche ihn Fiesko bei jeder Gelegenheit zu blenden und seine Neigung zu gewinnen suchte!

So waren also nach allen Seiten hin die Wege geebnet, die zu dem heiß ersehnten Ziele führen mußten. Noch bedurfte es aber, wie Verrina sagte, einer Handvoll bewährter Krieger, damit der Muth und die Tapferkeit der Bürger und des Volkes, auf die man mit Bestimmtheit rechnen konnte, auch richtig gelenkt und geleitet werden könnte. Fiesko eilte daher auf seine Güter, um von hier aus diese Truppen anzuwerben. Der Vorwand, unter dem er dies that und seine sich immer gleichbleibende Aufmerksamkeit gegen die Doria's mußte auch den leisesten Verdacht zerstreuen. Je näher er seinem Ziele kam, desto feiner schmeichelte er dem übermüthigen Gianettino, desto mehr schwelgte er bei den Gastmählern und Gelagen, wo Alles trunken war und er allein nüchtern blieb, um seine Freunde kennen zu lernen.

Mit schnellen Schritten rückte indeß der entscheidende Augenblick heran. Schon lief im Hafen eine Galeere ein, befehligt von Fiesko's Bruder Hieronymo, der in päpstlichen Diensten stand. „Sie ist dazu bestimmt, gegen die Türken zu kreuzen" hieß es. Aber Fiesko's Absicht war keine andere, als sich mit ihr des Hafens zu bemächtigen. Man glaubte das Erstere und dachte nicht im Entferntesten an das Zweite. Unter dem Vorwande, jene Galeere zu bemannen, kam ferner eine große Menge von Soldaten in Genua an. Es waren aber diejenigen, welche man auf Fiesko's Gütern angeworben hatte.

Diese meistens durch die Bemühungen Calcagno's, Sacco's und Verrina's herbeigeschafften und aus zehntausend entschlossenen Männern bestehenden Truppen, so wie einige Einverständnisse mit der genuesischen Besatzung schienen nun den besten Ausgang zu versprechen. Es kam also nur noch darauf an, wann und in welcher Art das Werk unternommen werden sollte. Die wenigen Verschworenen traten deshalb zu einer Berathung zusammen und wählten nach lebhaften Streitigkeiten die Nacht vom 1. zum 2. Januar (1547), wo Genua sich alljährlich in einer Art von Regierungslosigkeit befand, da der Doge am 1. sein Amt niederlegte und erst am 4. ein neuer gewählt wurde. Den Vorschlägen, die Doria's in der Kirche, oder bei einem Festmahl in seinem Hause zu ermorden, hatte sich Fiesko auf das Feierlichste widersetzt, weil der eine sein religiöses Gefühl beleidigte, der andere seinen Begriffen von Ehre und Gastfreundschaft zuwider war.

Kaum graute der Morgen des denkwürdigen Tages, als Fiesko die Pforten seines Palastes mit vertrauten Leuten besetzen ließ, die

den Befehl hatten, Jeden hinein, Niemand herauszulassen. Seine Vertrauten vereinigten nun allmählig die Soldaten und Bürger, welche sie angeworben hatten, in den weitläuftigen Höfen und ließen in großer Menge Waffen herbeischaffen. Alles dies konnte ungesehen vor sich gehen, da der Palast an einem entfernten Orte am Meere lag. Nachdem Fiesko sodann noch ein Mal alle Posten besichtigt hatte, die er nothwendiger Weise einnehmen mußte, begab er sich gegen Abend zu Gianettino und bat denselben in schmeichlerischer Weise, ihm bei seinem Onkel die Erlaubniß auszuwirken, in dieser Nacht die bewußte Galeere auslaufen zu lassen; der verblendete Wüstling versprach dies mit der größten Bereitwilligkeit und wußte in der That die Ergebenheit Fiesko's nicht genug zu rühmen, als die Nachricht von einer Ansammlung Bewaffneter im Hause des letzteren dem alten Doria zu Ohren gekommen war. So handelte er selber für seinen ärgsten Feind, während dieser bei einem seiner Freunde mehr als dreißig angesehene Bürger fand, die unter einem Vorwande dorthin gelockt worden waren. Er lud sie Alle zum Abendessen, aber statt des glänzenden Mahles fanden sie freilich nur unbekannte Leute, Krieger und Waffen. Natürlich stutzten und staunten sie. Da trat Fiesko in ihre Mitte und wußte mit so beredten Worten die Schmach des gegenwärtigen Zustandes und die Vortrefflichkeit der zum Umsturze desselben bereits getroffenen Anstalten zu schildern, daß in jedem Einzelnen dieser Männer die verschiedensten Hoffnungen und Leidenschaften sich regten und Alle bald in den Ruf einstimmten: „Es lebe Fiesko, Tod den Doria's!" Nun erst wurden die weiten Speisesäle geöffnet und während hier die Verschworenen im herrlichen Weine sich berauschten, eilte Fiesko in das Zimmer seiner geliebten Gemahlin, der schönen und gefühlvollen Eleonore Zibo, um von dieser Abschied zu nehmen und ihr zum ersten Male seine so lange verschwiegenen Pläne zu enthüllen. Eleonore staunte nicht, aber unter Thränen und Händeringen bat sie den Heißgeliebten, von dem verbrecherischen und gefährlichen Vorhaben abzustehen. Es war der härteste Kampf, den er zu bestehen hatte und umsonst versuchte er ihre ahnende Seele zu beschwichtigen. „Leb' wohl," rief er sich losreißend, „leb' wohl, in einer Stunde liegt Genua zu Deinen Füßen, oder ich bin nicht mehr!"

Mitternacht war da, das Zeichen zum Anfang gegeben. Die Thore des Palastes öffneten sich, Verrina eilte nach dem Hafen auf Fiesko's Galeere, ein Kanonenschuß verkündete Allen, daß dieser Posten genommen und Doria's Galeeren der Ausgang abgeschnitten sei. Unter dem heftigsten Widerstande der genuesischen Truppen nahmen nun Fiesko's Brüder die verschiedenen Thore ein. Durch alle Straßen tönte das Geschrei: Freiheit und Fiesko! Alle Häuser öffneten sich und von allen Seiten strömten Tausende herbei, die in trunkener Begeisterung den allgemeinen Ruf wiederholten. Auch Gianettino wurde durch den Lärm aus tiefem Schlaf aufgeweckt. Allein und nur von einem Pagen begleitet, eilte er auf die Straße, um zu sehen, was es gäbe. Man erkannte ihn und von einer Unzahl von

Schwerdtern durchbohrt sinkt er sogleich entseelt zu Boden. Seinem Onkel war gleiches Schicksal zugedacht, der vier und achtzigjährige Greis wußte aber verkleidet und auf schnellem Rosse dem bereits heranstürmenden Haufen zu entkommen. Seine stolze Sicherheit und seine blinde Nachsicht gegen Gianettino verfluchend, ritt er einsam auf öder Landstraße dahin, während seine Feinde im Inneren der Stadt und im Hafen das Werk ihres Sieges vollendeten und in stürmischem Jubel sich durch die Straßen wälzten. Alle Freunde der Doria's hielten sich, furchtsam den Ausgang erwartend, in ihren Häusern zurück, nur einige derselben waren schüchtern in den Palast der Signoria geeilt, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Aber die gestürzte Größe hat nur selten Anhänger, die bereit wären, sich für sie zu opfern. Man beschloß — zu unterhandeln und ein Ausschuß von fünf entschlossenen Männern wurde mit dem Auftrag abgesandt, das Haupt des ganzen Unternehmens aufzusuchen. Nur einem einzigen derselben gelang es, sich durch die wüthenden Volksmassen und das Gedränge der Soldaten hindurchzuwinden. Mit lauter Stimme rief er, daß er im Namen der Republik mit dem Grafen von Fiesko zu sprechen wünsche.

Fiesko aber, dessen Name in diesem Augenblicke aus jedem Munde erscholl, der schöne stolze und siegreiche Fiesko — war nicht mehr! Vom Ufer aus, nach einer Galeere hinübergehend, war er, durch die Schwere seiner Rüstung behindert, von dem schmalen Brette in der Finsterniß der Nacht in das Meer hinabgesunken, um niemals den Tag wieder zu sehen, niemals die herrliche Eleonore wieder zu begrüßen, niemals die Früchte seiner endlosen Sorgen und Anstrengungen, seiner langen Verstellung und Heuchelei zu erndten. Das ist der Mensch mit seiner Eitelkeit und seinen stolzen Plänen!

Alle Anstrengungen, nach dem Untergange Fiesko's das Unternehmen desselben aufrecht zu erhalten und einen seiner Brüder vorzuschieben, blieben fruchtlos. In dunkler Nacht war Andreas Doria entflohen. Schon am Mittage wurde er durch Abgeordnete des Senats eingeholt, und im Triumphe nach Genua zurückgeführt. Der alte Mann hatte ein langes Leben hindurch viel Mäßigung, viel Klugheit und Menschenfreundlichkeit bewiesen. Nun aber befleckte er seine letzten Tage durch Thaten des Hasses, der Rache und der empörenden Grausamkeit. In schimpflicher Weise wurde der Leichnam des unglücklichen Fiesko wieder in das Meer gestürzt, aus dem man ihn gezogen hatte. Sein Palast ward bis auf den Grund geschleift, seine Güter wurden eingezogen, seine Schlösser genommen, seine vertrauten Freunde verbannt. Gegen sein Geschlecht aber ward durch das Henkerbeil und durch den Dolch gedungener Mörder so lange ein Vernichtungskrieg geführt, bis kein Mitglied desselben mehr übrig war.

Thomas Morus.

II.

Während Morus mit allen Waffen seines Geistes die Grundsätze der von Deutschland herüberstrahlenden reformatorischen Lehre bekämpfte, gebrauchte der König seine Macht, um die Verbreitung derselben zu hindern und ihre Anhänger durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Das wankende Ansehen des päpstlichen Stuhles schien also in England auf eine eben so sichere, als dauernde Stütze rechnen zu können. Dennoch gestaltete sich dies Verhältniß in der Folge anders, als selbst die scharfblickendsten Zeitgenossen vermuthen konnten. Was Gründe der Vernunft und der Ueberzeugung nicht über Heinrich vermochten, das führte schnell und unerwartet der Sturm seiner brausenden Leidenschaften herbei.

Zu den Untugenden nämlich, mit denen dieser seltsame und in so vieler Beziehung lasterhafte Monarch behaftet war, gehörte auch eine bis zum Uebermaaß gesteigerte wollüstige Sinnlichkeit. Schon in seinem zwölften Jahre mit Katharina von Aragonien, der Wittwe seines verstorbenen Bruders, verlobt, hatte er dieselbe nach seiner Thronbesteigung mit ausdrücklicher Erlaubniß des Papstes geheirathet und darauf achtzehn Jahre hindurch mit ihr in ehelicher Verbindung gelebt, als er mit einem Male eine sehr lebhafte Beunruhigung des Gewissens zu erkennen gab und hie und da die Bemerkung fallen ließ, daß seine Ehe eine durch die Gesetze der Kirche verbotene sei und daß wahrscheinlich deshalb auch alle in dieser Ehe erzeugten Kinder, mit Ausnahme einer einzigen Tochter, gestorben wären. Mit vielem Eifer las er nun die Schriften einiger alten Kirchenväter und Theologen nach und sah sich sowohl durch diese, als auch durch seine Prälaten, die er befragte, ja selbst durch Wolsey, der ein persönlicher Feind Katharina's war, in seinen Zweifeln bestärkt.

Was diese Zweifel aber eigentlich erregt hatte, oder was Heinrich vielmehr zu einer so plötzlichen Aeußerung derselben bewegte, das waren ganz andere Umstände, als diejenigen, die er mit so vielem Scharfsinn vorzuschützen suchte. Katharina war sechs Jahre älter als er, ihre Schönheit war nachgerade verblühet, ihr Körper mit einer unangenehmen Krankheit behaftet. Wie hätte der üppige, jedes Zwanges und jeder Fessel spottende Wollüstling noch irgend Gefallen an ihr finden, wie hätte er nicht mit Sorgfalt nach einer Gelegenheit suchen sollen, um ihrer unter einem schicklichen

Vorwande los zu werden? Schon lange mochte er über einem derartigen Plan gebrütet haben, als er endlich in der Umgebung der ihm lästig gewordenen Gemahlin eine junge Hofdame sah, deren Anblick alle seine Sinne so sehr in Aufruhr brachte, daß das Verlangen, sie zu besitzen, fortan die hauptsächlichste Triebfeder aller seiner Handlungen wurde.

Das junge Mädchen, das in dem Herzen eines vielfach übersättigten Königs eine so ernste und leidenschaftliche Neigung erweckte, hieß Anna Boleyn und gehörte einer vornehmen Familie an, deren weiblicher Theil bereits früher zu Heinrich nicht in den lautersten Beziehungen gestanden hatte. Schon mit der Mutter und der älteren Schwester Anna's soll derselbe Liebesverhältnisse unterhalten haben. Was Anna selbst betrifft, so hatte sie am französischen Hofe eine äußerst glänzende Erziehung erhalten und war erst seit Kurzem als eine in der That sehr schöne durch Geist und liebenswürdige Anmuth ausgezeichnete Erscheinung von dort nach England zurückgekehrt. Ob sie in Paris einen vorwurfslosen Lebenswandel geführt, oder ob die zurückhaltende Sittenstrenge, die sie am Hofe der ernsten und frommen Katharina zeigte, nur eine kluge und mit vieler Berechnung angelegte Maske gewesen, darüber sind die Meinungen der Zeitgenossen getheilt. Nur so viel ist mit Sicherheit bekannt, daß sie alle zweideutigen Anträge Heinrich's mit großer Standhaftigkeit zurückwies und nur im Bunde der Ehe ihm angehören wollte.

Heinrich fand also hier einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte und der deshalb seine Leidenschaft nur noch mehr entflammen mußte. Erst jetzt fing er daher an, ernstlich an eine Ehescheidung zu denken und alle die kirchlichen Gebote hervorzusuchen, welche die Heirath mit der Wittwe des Bruders als eine unerlaubte und fluchwürdige bezeichneten. Unter lebhafter Betheuerung seiner Gewissensbisse wandte er sich an den Papst und bat denselben, ihn von einem Bündnisse zu befreien, das an sich selber schon ein ungültiges sei und in dem er ohne Beängstigung und ohne Störung seiner Gemüthsruhe nicht länger zu leben vermöchte.

Der Papst wurde durch diese Bitte seines fürstlichen Anhängers in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht, da er weder die obenerwähnte Erlaubniß seines Vorgängers widerrufen, noch den mächtigen Kaiser Karl den Fünften beleidigen wollte, dessen nahe Verwandte die verfolgte Königin Katharina war. Er half sich also zuvörderst dadurch, daß er die widerwärtige Angelegenheit in die Länge zu ziehen suchte und erst durch wiederholte und immer drin-

gendere Anträge konnte er bestimmt werden, in England ein Gericht niederzusetzen, das über dieselbe entscheiden sollte. Heinrich und Katharina erschienen vor diesem Gerichte. Unter heißen Thränen fiel die unglückliche Königin ihrem Gemahl zu Füßen und bat ihn wegen ihres hilflosen Zustandes um Mitleid und Erbarmen. Dann aber erhob sie sich, protestirte im Voraus gegen das Urtheil der abhängigen und bestochenen Richter und zwang den gewissenlosen Heinrich, ihre eheliche Treue und ihr pflichtgemäßes Betragen öffentlich anzuerkennen. Schon wollte Wolsey das Urtheil sprechen, als der Papst erklären ließ, daß er seinen Entschluß geändert habe und die Angelegenheit vor seine eigene Gerichtsbarkeit nach Rom zu ziehen gedenke. Hierdurch war die Entscheidung dem Einflusse Heinrich's entzogen und seinen gierigen Wünschen ein ernstliches Hinderniß entgegengesetzt.

Es war daher kein Wunder, daß er in hohem Grade unmuthig wurde und diesen Unmuth, nach Art der Tyrannen, zunächst an denen ausließ, die seiner Meinung nach zur Herbeiführung eines besseren Ausganges verpflichtet gewesen wären. Besonders war es Wolsey, der diesen Wechsel der Stimmung am Härtesten empfinden sollte. Denn plötzlich und unerwartet wurde der bisherige Liebling — der sich übrigens ohnedies den Haß der Anna Boleyn zugezogen hatte — seiner Aemter und Würden entsetzt, seiner Schätze beraubt, und aus seinem glänzenden und geräuschvollen Palast nach einem öden Landgute verwiesen, ohne dort in einem ruhigen und einsamen Privatleben Sicherheit gegen die weiteren Verfolgungen seiner Feinde und Entschädigung für die Unbehaglichkeiten der entschwundenen Größe finden zu können. Mehrere Male verhaftet, verurtheilt und wieder begnadigt, starb der früher so allgewaltige Mann endlich am 30. November des Jahres 1530 auf einem derartigen Transporte nach London, gedemüthigt in seinem dünkelhaften Stolze und gequält von den Vorwürfen eines verletzten und vielfach befleckten Gewissens.

Hatte nun aber auch Heinrich durch dergleichen Zornausbrüche seinem Aerger Luft gemacht, so war er doch darum nicht weniger auf den Papst ergrimmt, der seinem Vorhaben immer neue und immer stärkere Schwierigkeiten entgegenzusetzen suchte. Je heftiger mit seiner wachsenden Leidenschaft seine Wuth über den römischen Widerstand erwachte, desto deutlicher fühlte er, daß er von Katharinen nicht loskommen könne, ohne der päpstlichen Autorität den Rücken zu kehren. Als ihn daher der Papst nach einiger Zeit vor seinen

Richterstuhl nach Rom forderte, weigerte er sich nicht nur, dieser Vorladung nachzukommen, sondern sprach sogar dem Papste das Recht ab, durch seine Machtsprüche die Entschlüsse eines englischen Königs zu hemmen. Dann ließ er sich durch einen jungen Geistlichen, Thomas Cranmer in aller Stille mit Anna Boleyn trauen, und nöthigte der ganzen Geistlichkeit die Erklärung ab, daß in England kein Anderer als der König das Oberhaupt und der Beschützer der Kirche sei. Dies geschah im Jahre 1531; erst vier Jahre darauf starb die verstoßene Katharina, ohne den König seines Eidschwurs entbunden zu haben.

Dieser berühmte Ehescheidungsstreit, der damals ganz Europa in Bewegung setzte, war für Morus, auf den wir jetzt endlich wieder zurückkommen, eine sehr betrübende Sache. Wie gern hätte er sich gar nicht darum gekümmert, wenn es nur nicht im Interesse des Königs gelegen hätte, einen Mann für seine Ansicht zu gewinnen, auf dessen Urtheil bereits ganz England lauschte. Es konnte also nicht fehlen, daß Heinrich auch von ihm ein Gutachten forderte. Morus entschuldigte sich anfänglich mit seinen geringen theologischen Kenntnissen und ließ sich erst zu einer umständlichen und gewissenhaften Prüfung der Angelegenheit herbei, als er dem heftigen Andringen Heinrich's nicht länger zu widerstehen vermochte. Freimüthig und furchtlos theilte er aber auch sodann dem Letzteren das Ergebniß seiner Prüfung mit. Es lautete dahin, daß eine Heirath mit einem anderen Weibe, bei Lebzeiten der ersten Frau, von den Gesetzen der Kirche verworfen würde.

Der leidenschaftliche Eifer, mit welchem der König bei jeder Gelegenheit seine Ansicht vertheidigte, hatte ihn nicht erwarten lassen, daß einer seiner Diener es wagen würde, dieser Ansicht offen und unumwunden entgegenzutreten. Er staunte daher nicht wenig, als er Morus in zwar kurzer und bescheidener, aber äußerst fester Weise ein so direkt widerstreitendes Urtheil aussprechen hörte. Dennoch zürnte er ihm nicht, sondern bemühete sich vielmehr, den unbeugsamen Gelehrten durch allerhand Freundlichkeiten und Gunstbezeugungen auf seine Seite zu bringen. Der Sturz Wolsey's schien ihm hierzu das geeignetste Mittel zu bieten. Denn kaum war dieser bisherige Günstling in schimpflicher Weise fortgejagt, als Morus in den Palast gerufen und am 25. Oktober des Jahres 1529 unter großen Feierlichkeiten zum Kanzler des Reichs erhoben wurde.

Wie wenig dem eben so einfachen, als gewissenhaften und scharfblickenden Manne mit dieser schnellen Erhebung zur ersten und höchsten Würde gedient sein konnte, wird Jedem klar sein, der unsere obige Schilderung seines Charakters und seiner Lebensanschauung mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat. Trotz seiner Abneigung aber durfte er bei dem stolzen und tyrannischen Charakter Heinrich's das ehrende Anerbieten nicht ausschlagen, ohne sich und die Seinigen in große Gefahr zu bringen. Die Unmöglichkeit einer Weigerung einsehend, nahm er dasselbe also an, nachdem er den festen Vorsatz gefaßt hatte, seiner Ueberzeugung unerschütterlich treu zu bleiben und die neue Stellung nicht zu seinem eigenen Vortheil, sondern zum Wohle des Landes und zu einer segensreichen Einwirkung auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu benutzen.

Von vornherein stach daher sein Benehmen als Kanzler sehr wohlthuend von dem seines Vorgängers ab. Denn während die verschlossenen Thüren des hochfahrenden Wolsey sich nur Denen geöffnet hatten, die seine geldgierigen Diener zu bestechen wußten, saß Morus den ganzen Nachmittag hindurch in einer offenen Halle, wo auch der Geringste aus dem Volke ohne Weiteres zu ihm hintreten, seine Anliegen oder Beschwerden vorbringen und ein freundliches und bereitwilliges Gehör finden konnte. War es ihm auf diese Weise möglich, eine Menge von eingerissenen Uebelständen und Ungerechtigkeiten auszugleichen, so wandte er einen gleichen Eifer auf die Schlichtung von Prozessen, die er bei seinem Amtsantritte vorfand und von denen einige schon vor länger als zwanzig Jahren begonnen hatten. Sein Fleiß zur Beendigung dieser Streitsachen war so groß, daß er eines Tages, als er wieder eine derselben abgefertigt hatte und die Vorlegung einer neuen befahl, durch die Antwort überrascht wurde, es sei keine mehr vorhanden. Frohen Herzens erhob er sich, dankte Gott, daß endlich einmal aufgeräumt sei, und befahl, dieses außerordentliche Ereigniß in die Register der Kanzlei einzutragen. Was übrigens neben seinem Fleiße, seine Unparteilichkeit als Richter und seine Unbestechlichkeit betrifft, so war dieselbe über alle giftigen Angriffe seiner Feinde erhaben.

Ungeachtet aller dieser seltenen Tugenden trat aber doch in der Amtsführung des Morus ein Punkt hervor, der das sonst so reine Bild seines Charakters einigermaßen zu trüben vermag. Wir meinen nämlich die Strenge, mit welcher er gegen die Anhänger und Vertheidiger der luther'schen Reformation verfuhr. Handelte er auch in dieser Beziehung nur nach den Gesetzen und Befehlen des Königs,

also von Amtswegen, so ist er doch nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß er, wenn auch mehr aus politischen als aus religiösen Gründen, eine harte Verfolgung der sogenannten Ketzer für recht und nothwendig hielt. Es ist daher nicht der Milde seiner Ansicht, sondern nur der eigenthümlichen und ursprünglichen Sanftmuth seines Charakters zuzuschreiben, wenn er nicht in jenen Fanatismus verfiel, der seinem Gotte zu dienen und ihn zu ehren meint, wenn er zur Vernichtung der Andersglaubenden Holzstöße emporlodern läßt. „Ich hasse", sagte er selber, „der Ketzer Fehler, nicht ihre Personen, und herzlich gern wünsche ich, die ersteren wären vernichtet, die letzteren gerettet. Von Allen, die jemals um der Ketzerei willen in meine Hände gerathen sind, hat, mit Ausnahme ihrer Haft, auch nicht ein Einziger, so wahr mir Gott helfe, über irgend einen empfangenen Streich oder Schlag, und wäre es nur ein Nasenstüber gewesen, zu klagen gehabt." Ebenso bezeugt sein Freund, der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam, daß in der Zeit, da Morus der Kanzlerwürde vorgestanden, Niemand mit dem Tode bestraft worden sei, während in Deutschland, in den Niederlanden und in Frankreich die zahlreichsten Hinrichtungen stattgefunden hätten.

Die Thätigkeit, welche das Amt eines Kanzlers erforderte, war keine geringe. Um seine Streitschriften gegen die Reformation abzufassen, mußte Morus daher die Nacht zur Hilfe nehmen. Für so vielen Eifer, und eine so uneigennützige Vertheidigung ihrer Interessen, glaubte ihm die höhere Geistlichkeit Dank schuldig zu sein, und diesen Dank nicht besser abstatten zu können, als wenn sie dem unbemittelten zu keinem Vermögen gelangten Mann durch eine Deputation aus ihrer Mitte das damals sehr beträchtliche Geschenk von 4- bis 5000 Pfund Sterling überreichen ließ. Mit bescheidenem Danke aber, und ohne sich zu besinnen, wies Morus die bereits vor ihm liegende Summe zurück. „Es gereicht mir zur großen Genugthuung", erwiderte er auf die schmeichelhafte Anrede der Bischöfe, „daß so gelehrte und fromme Männer meine Schriften wohl aufgenommen haben, aber eben deswegen werde ich dafür nie eine andere Belohnung annehmen, als die, welche mir von Gott selber dafür zu Theil werden sollte." Selbst der Bitte „diese Kleinigkeit wenigstens seiner Familie anbieten zu dürfen", widersetzte sich der Kanzler auf das Lebhafteste, indem er sagte: „Nein, gewiß nicht, Mylords, eher möget Ihr es vor meinen Augen in die Themse werfen, ehe ich oder die Meinigen einen Pfennig davon annehmen.

Ich schätze gewiß die Ehre und das Wohlwollen, welches Ihr mir durch dies Anerbieten erweiset, aber ich möchte nicht um eine viel größere Summe die Ruhe der auf meine Schriften verwandten Nächte geopfert haben, wenn Ihr mir das Vergnügen rauben wolltet, es ohne einen persönlichen Vortheil gethan zu haben." Diese Antwort war in einem so entschiedenen Tone ausgesprochen, daß die Priester nicht länger in ihn zu dringen wagten. Sie steckten daher ihr Geld wieder ein und gingen staunend von dannen. Eine Gesinnung, die so wenig ihrer eigenen Denkungsart entsprach, mußte im hohen Grade ihre Bewunderung erregen.

Der rege Schwung, welchen Morus durch seine Geschicklichkeit, seinen unermüdlichen Fleiß und seinen Gerechtigkeitssinn in die Verwaltung des Landes brachte, konnte von Seiten des Königs nicht unbemerkt bleiben. Derselbe wäre daher auch mit seinem neuen Kanzler sehr wohl zufrieden gewesen, wenn er nicht mit Sicherheit gehofft hätte, daß dieser sich nach seiner Erhebung den königlichen Wünschen gefügiger zeigen werde. Was konnte ihm ein erster Minister nützen, der in Bezug auf die Ehescheidungsangelegenheit nicht seiner Meinung war?

Kaum hatte Morus also seine ohnedies schon so schweren Pflichten übernommen, als er von Heinrich zu einem neuen Gutachten und zu einer wiederholten Untersuchung jener unangenehmen Sache aufgefordert wurde. Das Ergebniß dieser Untersuchung, der er sich mit der ihm eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit unterzog, war jedoch kein anderes, als dasjenige, welches er bereits vor seiner Ernennung dem Könige mitgetheilt hatte. Nichts in der Welt hätte ihn bestimmen können, die Scheidung von Katharinen und eine neue Verheirathung des Königs wider seine Ueberzeugung als erlaubt zu erklären.

Heinrich staunte, schien aber die freimüthigen Auseinandersetzungen des sonst so ergebenen Dieners noch immer nicht übel zu nehmen, sondern betrug sich nur um so freundlicher gegen denselben, je fester er selber entschlossen war, nunmehr seinen eigenen Weg zu gehen, und sich von der Ausführung seines Vorhabens durch kein Hinderniß zurückhalten zu lassen. Schon bald nach jener Erklärung des Kanzlers machte er daher seine Vermählung mit Anna Boleyn öffentlich bekannt und ließ derselben mit großer Pracht die königliche Krone aufsetzen, nachdem sein getreuer Helfershelfer, der unterdeß zum Erzbischof von Canterbury ernannte Cranmer, sich dazu

hergegeben hatte, in einem besonders zu diesem Zwecke eröffneten Gerichtshofe die Ehe mit Katharinen für ungültig und nichtig zu erklären.

Die Mißstimmung gegen Rom, welche sich bisher nur in einem kleinen Kriege geäußert hatte, war also in dieser Weise zu einem Akt der unzweideutigen Widersetzlichkeit und des offenbaren Ungehorsams gediehen. Der Papst konnte dies unmöglich mit gleichgültigem Auge ansehen. Im hohen Grade aufgebracht, sprach er das Verdammungsurtheil über die neue Ehe und forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Wiederherstellung der Sache in den früheren Stand. Heinrich spottete aber bereits dieser päpstlichen Befehle und sah den zu erwartenden Bannflüchen furchtlos entgegen. Denn schon waren zwei Parlamente dem Urtheile Cranmers beigetreten und hatten nicht nur die Kinder der neuen Ehe für die rechtmäßigen Erben der Krone erklärt, sondern auch in England alle Gewalt des Papstes aufgehoben und den König allein zum einzigen Oberherrn der englischen Kirche gemacht. Auf diese Weise wurde das Königreich, welches bisher ungeheure Summen an die römische Schatzkammer bezahlt hatte, von dem päpstlichen Stuhle getrennt und der eigentliche Grund zu jener Religionsfreiheit gelegt, welche bis zum heutigen Tage einen der wichtigsten Bestandtheile der englischen Staatsverfassung bildet.

Die Reformation Heinrichs war aber dessen ungeachtet nur ein Werk der Leidenschaft und des launischen Trotzes. Nicht aus jenem gewaltigen Gedankenkampfe, aus jenem gemüthreichen Streben und Ringen hervorgegangen, welchem die deutsche Kirchenverbesserung ihren Ursprung verdankt, bestanden daher ihre eigentlichen Früchte zunächst nur darin, daß Heinrich die schöne Anna heirathen und durch die Einziehung vieler Klöster seine jährlichen Einkünfte um 32,000 Pfund vermehren konnte. Im Uebrigen wurden die Anhänger Luther's, ebenso wie die des Papstes, nach wie vor verfolgt, später sogar auf das Blutgerüst geschleppt, und fast alle sonstigen Lehrsätze der katholischen Kirche mit großer Strenge aufrecht erhalten.

In Morus, dem uneigennützigen und rastlosen Vertheidiger des alten Glaubens, mußte natürlich die Lossagung vom Papste einen entschiedenen Widersacher finden. Nicht gewohnt, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und um äußerer Rücksichten willen, sein Gewissen und seine Ansichten zu verleugnen, bat er daher den König, ihn wegen eines gefährlichen Brustübels, das ihn in der

That beschlichen hatte, von seinem beschwerlichen Amte zu entbinden, nachdem er dasselbe drittehalb Jahre hindurch mit seltener Redlichkeit verwaltet hatte. Der König sahe diese Bitte ungern, da er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den Kanzler, dessen Verdienste er sehr zu schätzen wußte, auch zu einem bereitwilligen Vertheidiger seiner persönlichen Schritte zu machen. Dennoch mußte er den wiederholten Vorstellungen desselben endlich nachgeben und ihm unter großen Lobeserhebungen und den schmeichelhaftesten Versprechungen den Abschied bewilligen.

An dem Tage, an welchem Morus die Kanzlerstelle niederlegte, ging er mit seiner Frau und seinen Kindern, die von diesem wichtigen Schritte noch nichts wußten, in die Kirche, um dort, wie an jedem anderen Tage, die Messe zu hören. War aber sonst jedes Mal nach Beendigung derselben ein Edelmann aus seinem Gefolge an den Sitz der Lady getreten, um ihr anzuzeigen, daß Mylord die Kirche verlassen habe, und sie nun ebenfalls, dem damaligen Gebrauche zufolge, sich hinwegbegeben könne, so erschien heut Morus zum ersten Male selber vor dem Kirchenstuhle seiner Frau und sagte die gewöhnliche Formel: „Madame, Mylord ist fort." Die Kanzlerin kannte das scherzhafte Benehmen ihres Gemahls und nahm dies für einen seiner gewöhnlichen Scherze, ohne weiter darauf zu achten. Desto größer war ihr Erstaunen, als sie beim Nachhausekommen die große Veränderung erfuhr, die sie von einer der ersten Damen des Reichs zur Frau eines gewöhnlichen und nichts weniger als bemittelten Edelmannes herabsetzte. Das Temperament der Gemahlin des Kanzlers stand zu dem seinigen in demselben Verhältniß, in welchem das Feuer sich zum Wasser befindet. Ihr Unwille loderte bei jeder Gelegenheit hell auf, wurde aber von seiner unveränderlichen Kälte gar bald wieder gelöscht. „Was ist Euch eingefallen, Sir Morus," rief sie, „seid Ihr denn von Sinnen gekommen? Was wollen wir nun anfangen? Wollt Ihr betteln, oder in den Kohlengruben arbeiten? Ihr seid der erste Lord im Königreiche; Alles neigt sich vor Euch, Alles horcht auf Eure Befehle! Und nun macht Ihr Euch selbst zu einem armseligen bettelhaften Edelmann? Ist es denn etwas so Geringes, ein ganzes Land zu regieren? u. s. w."

Morus ließ den Sturm austoben und hörte alle diese Ausrufungen mit großer Ruhe an. Um aber die üble Laune seiner Frau einigermaßen zu zerstreuen, fing er an, ihren Anzug zu tadeln, worauf sie die Töchter schalt, daß sie solche Fehler nicht bemerkt

hätten. Diese aber betheuerten, Alles sei in Ordnung; da sagte der Vater mit großer Heiterkeit: „Seht Ihr denn nicht, daß Eurer Mutter Nase etwas schief steht?“ Zornig entfernte sich Mylady, Mylord aber setzte sich ruhig an seinen Schreibtisch und entwarf ein Schreiben an das Volk, worin er demselben die genaueste Rechenschaft von der Verwaltung seines Amtes ablegte, und mit dem er besonders durch eine Darstellung seiner dürftigen Vermögensumstände einer Untersuchung zuvorkommen wollte, die er zu befürchten hatte.

Während er noch mit der Ausarbeitung und Verbreitung dieses Manifests beschäftigt war, starb sein Vater, der erste Richter der Königsbank, in einem hohen Alter. Mit inniger Liebe hatte er an dem alten Manne gehangen und ihm stets und bis zum letzten Augenblicke eine musterhafte Ehrerbietung und Zärtlichkeit bewiesen. An jedem Morgen, so erzählt man unter Anderem, war er, vor dem Beginn seiner Geschäfte als Lordkanzler, erst zum Vater gegangen, und hatte auf seinen Knieen um dessen Segen gebeten. Der Alte hatte diese Liebe erwiedert und den Kanzler stets seinen „Jungen“ genannt. Trotzdem aber hatte er den Fehler begangen, sein ganzes Vermögen seiner zweiten Frau auszusetzen, und den Sohn in einer Zeit ohne Stütze zu lassen, da er derselben am meisten bedurft hätte. Denn ohne ein Verschwender zu sein, hatte Morus seit dem Eintritt in königliche Dienste nicht so viel erübrigt, um nach der Niederlegung seines Amtes sich und den Seinigen auch nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse verschaffen zu können. Die Grundstücke, welche er besaß, warfen jährlich nicht über zwanzig Mark ab und nach Bezahlung seiner Schulden, hatte er, mit Ausnahme seiner großen Kette, nicht mehr als hundert Pfund übrig. Um daher mit seinen geringen Einkünften fortan unabhängig auskommen zu können, nahm er große Einschränkungen in seinem Hauswesen vor, entließ alle seine Diener, forderte seine verheiratheten Kinder, die er bisher bei sich behalten hatte, zur Gründung eines eigenen Hausstandes auf, und gab sich sodann, fern von dem Geräusche der Welt, jenem einsamen Leben der Andacht und des Studiums hin, das er von früher Jugend an und unter den glänzendsten Verhältnissen stets als das höchste und schönste Ziel seiner Wünsche betrachtet hatte.

So sehr nun aber auch der ehemalige Kanzler sich an dem armseligen und ruhigen Dasein erfreute, zu dem er endlich nach so vielen Versuchungen und so harten Kämpfen des Gewissens gekommen war, so war er doch zu klug und zu scharfsichtig und kannte den Hof und den Charakter des Königs zu genau, als daß er hätte hoffen können, in dieser Ruhe sein Leben zu beschließen. Wohl konnte er sich denken, daß Heinrich sowohl, als Annen's Partei seinen Rücktritt als eine Mißbilligung der gethanenen Schritte betrachteten und daß sie daher Alles aufbieten würden, einen Mann nicht ungestört zu lassen, dessen Stimme von zu großem Gewicht, dessen Ansehen und Einfluß im In- und Auslande zu bedeutend war, als daß man seine entgegengesetzte Meinung nicht hätte fürchten sollen.

Im Vorgefühle der Verfolgungen, die ihm bevorstanden, traf Morus daher Vorkehrungen, — nicht um den Sturm von sich abzuwenden, denn dies war unmöglich, — sondern um denselben als Mann, mit Seelenruhe und Gottergebenheit ertragen zu können. Zugleich bestrebte er sich, die Seinigen auf das kommende Unglück vorzubereiten und pflegte deshalb häufig in ihrer Gegenwart das Leben der Märtyrer und ihre bewunderswürdige Geduld in Leiden und Tod zu preisen. „Welch' eine selige Sache ist es doch," sagte er öfter, „aus Liebe zu Gott den Verlust der Güter, der Freiheit und selbst des Lebens zu erleiden." Mehrere Male soll er seiner Frau und seinen Kindern vorausgesagt haben, was erfolgen werde, ja er miethete sogar eines Tages einen Gerichtsdiener, der um die Zeit der Mittagsmahlszeit in sein Haus kommen und ihn unter starkem Klopfen an die Thür zum morgenden Tage vor den Gerichtshof fordern mußte. Dadurch wollte er der Familie Auftritte vergegenwärtigen, die leicht sich in der Wirklichkeit zutragen konnten.

Dennoch hatte es anfänglich den Anschein, als ob alle diese Besorgnisse unbegründet wären, da der König nicht nur selber dem Scheidenden ein so großes Lob ertheilt hatte, sondern seine volle Zufriedenheit mit den Diensten desselben auch durch den neuen Kanzler vor dem öffentlichen Parlamente erklären ließ. Mit Gewißheit ist jedoch anzunehmen, daß diese nachträglichen Schmeicheleien eben nur wieder auf eine etwaige Sinnesänderung des Morus berechnet waren, und daß man alsbaldige strenge Maaßregeln gegen ihn nur aus Furcht vor der öffentlichen Meinung unterließ, die ohnedies durch den Ehescheidungsstreit in hohem Grade aufgeregt war. Denn erst als diese letztere Rücksicht vollständig geschwunden, als Heinrich, aufgebracht durch den Widerspruch, der ihm hie und

da im Volke begegnet, und aufgestachelt durch die Partei der Anna Boleyn, alle Schranken der Zucht und der Menschlichkeit durchbrochen und ein blutiger Tyrann, ein grausamer Verfolger aller mit seinen Schritten nicht einverstandenen Unterthanen geworden war, erst in dieser Zeit begann er auch dem ehemaligen Kanzler gegenüber die freundliche Maske abzuwerfen, und eine planmäßige Verfolgung gegen denselben einzuleiten. Zuerst ward noch einmal der Weg der Güte versucht, dann folgten Drohungen und Einschüchterungen der mannichfachsten Art: blutige Beispiele sollten Morus zuvörderst belehren, daß es dem Könige furchtbarer Ernst sei, jeglichen Widerstand zu brechen.

Wie wir bereits angedeutet haben, gingen diese Maaßregeln nicht allein von Heinrich aus; auch seine nunmehrige Gemahlin, die Königin Anna, haßte einen Mann, der, trotz aller gethanen Schritte, ein stillschweigender Gegner ihrer Ehe blieb. Ihm unter irgend einem scheinbaren Vorwande den Prozeß zu machen, war ihr und ihrem Anhange bei den obschwebenden Umständen ein Leichtes. Man klagte ihn also für's Erste der Bestechung an. Hätte Morus in allen den hohen Aemtern, welche er eine Reihe von Jahren hindurch bekleidete, sich jemals eines derartigen Fehlers schuldig gemacht, so würde er bei des Königs Unwillen und bei dem damaligen Regimente ganz sicher den starken Beschuldigungen, die man gegen ihn häufte und der vollsten Strenge des Gesetzes erlegen sein. Aber rein und glänzend ging er aus allen diesen Anklagen seiner Feinde hervor und statt in der allgemeinen Achtung zu sinken, ward ihm dieselbe fortan nur in erhöheterem Maaße zu Theil.

Heinrich sah also ein, daß es ihm nicht möglich sei, auf solch' einem Wege den sogenannten Trotz des Morus zu brechen. Bald genug aber sollte sich hierzu eine andere Gelegenheit darbieten, die einen besseren Erfolg zu versprechen schien. Die oben bereits erwähnten Parlamentsbeschlüsse nämlich, welche die Scheidung und Wiedervermählung des Königs gebilligt und demselben den Titel „einziges Oberhaupt der Kirche von England" gegeben hatten, sollten im ganzen Reiche unter harten Androhungen beschworen werden. Fast Niemand wagte es, diesen Eid zu verweigern, so groß war die Furcht. Morus jedoch ließ sich nicht schrecken, und erklärte wiederholt, daß er den Eid nicht schwören könne, weil er wider sein Gewissen ginge. Sogleich befahl der König, dem Widerspenstigen den Prozeß zu machen und nur durch die bittenden Vorstellungen seiner Räthe ließ er sich zur einstweiligen Niedersetzung einer Kom-

mission bewegen, welche noch eine gütliche Beilegung versuchen sollte.

Morus wurde nun aufgefordert, vor dem Lordkanzler Audley zu erscheinen, bei dem er einen Ausschuß des geheimen Rathes fand, der ihn an den Willen des Königs und an den Parlamentsbeschluß erinnerte und ihn nochmals zur Leistung des Eides zu bestimmen suchte. „Außer den Verpflichtungen," meinte der Kanzler, „die Morus mit jedem anderen Unterthanen gemein habe, verbinde ihn noch besonders die vorzügliche Gnade, die ihm der König von jeher erzeigt, so wie sein eigener großer Ruhm, den verlangten Eid zu leisten. Der König ließe ihn daher dringend ersuchen, durch eine fortgesetzte Weigerung nicht Aergerniß zu geben, und sich in dieser Angelegenheit, woran Sr. Majestät besonders viel liege, gefällig gegen die Wünsche derselben zu zeigen."

Ruhig antwortete Morus: Dankbar erkenne er die vielen und großen Wohlthaten seines königlichen Oberherrn an: doch hätte er gehofft, nie mehr von dieser Angelegenheit zu hören, indem er gleich anfänglich dem Könige seine Gesinnungen darüber aufrichtig dargelegt habe. Nicht ungnädig wären diese aufgenommen, und es sei ihm versprochen worden, er solle deshalb nicht ferner beunruhigt werden. Seitdem habe er nichts gefunden, was ihn zu einer Aenderung seiner Meinung bewegen könne. Wäre dies der Fall gewesen, so würde es ihm selber das größte Vergnügen machen.

„Nun, so muß ich denn," fuhr der Kanzler fort, „im Namen des Königs Euch für den treulosesten und undankbarsten Unterthanen erklären und Euch hiermit andeuten, daß Ihr auf die strengsten Ahndungen Euch gefaßt machen möget, wofern Ihr nicht auf der Stelle gehorchet."

„Das will ich gern," sagte Morus, ohne seine gewöhnliche Ruhe zu verlieren, „aber gehorchen kann ich nicht, denn ich halte die Forderung für unrechtmäßig."

„Ihr respektirt also die Parlamentsbill nicht?" rief der Kanzler.

„Gar sehr," erwiderte Morus, „denn sie ist ein zweischneidiges Schwert, das entweder mein Gewissen oder mein Leben durchschneidet. Im Uebrigen tadle ich weder die, welche jene Beschlüsse abgefaßt, noch Diejenigen, welche den Eid geleistet haben, nur ich, ich kann ihn nicht leisten, weil es mein Gewissen nicht erlaubt."

Da die Kommissarien sahen, daß Morus unerschütterlich bei seiner Meinung blieb, entließen sie ihn und statteten dem Könige

Bericht über das Vorgefallene ab. Die Verhaftung konnte nun nicht ausbleiben. Schon gleich nach jener Unterredung wurde Morus aus seinem Hause abgeholt und in die Westminsterabtei, von da aber nach einigen Tagen in das bei weitem unbequemere und härtere Gefängniß des Towers geführt.

Ein gleiches Schicksal mit Morus hatte übrigens auch sein Freund, der Erzbischof Fischer, der ebenfalls den anbefohlenen Eid nicht hatte leisten wollen. Beide saßen in einem Gefängniß. Während man Morus aber nur gewisse Bequemlichkeiten versagte, wurden jenem Kirchenfürsten selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nicht gewährt. Mit einem elenden Kittel bedeckt und von der Last der Jahre und der körperlichen Schwäche erschöpft, ließ man den siebzigjährigen Greis elend und hilflos auf einem Bündel Stroh liegen. Aber keine Mißhandlung war im Stande, seinen festen Sinn zu beugen. Er ward daher angeklagt, nach dem gewöhnlichen Laufe derartiger Prozesse verurtheilt und im Juni des Jahres 1535 enthauptet.

Man hatte gehofft, daß diese grausame Hinrichtung nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Morus bleiben und seine Festigkeit erschüttern würde. Dieser aber betrachtete den Tod seines Freundes in der That nur als einen frohen Uebergang zur himmlischen Herrlichkeit und sah mit um so größerer Ruhe der Entwicklung seines eigenen Schicksals entgegen. Eben so wirkungslos blieben die Bitten und Vorstellungen seiner Frau und seiner Tochter, die man zu ihm in den Kerker sandte, um sein sonst so liebevolles und zärtliches Herz zu erweichen. Lächelnd besonders hörte er die Auseinandersetzungen seiner Frau an, als diese ihn einen Narren schalt, der sich freiwillig in ein elendes Loch unter Ratten und Mäuse banne, während er doch wie die Bischöfe und andere gelehrte Leute in Glanz und Freiheit leben und die Gunst des Königs gewinnen könne.

So hatte er denn bereits länger als ein Jahr in dem fast luft- und lichtlosen Gefängnisse gesessen, als der König endlich eine Commission ernannte, ihn zu verhören. Noch immer hielt man ihn für einen der gewöhnlichen Alltagsmenschen, noch immer hoffte man, daß die Quälereien der langen und einsamen Haft seine Entschlüsse wankend gemacht und den Schwung seines Geistes gebrochen hätten. Man war daher einigermaßen überrascht, als er auch vor der Commission auf seiner früheren Weigerung beharrte, und nur noch

die Bemerkung hinzufügte, daß er sich aller Gedanken über diese Sache entschlagen habe und sich auf keine Weise in dieselbe mischen wolle.

Eine andere Kommission, an deren Spitze sich der Erzbischof von Canterbury befand, kam in's Gefängniß, aber ihre Bemühungen hatten keinen besseren Erfolg. „In mir," sagte Morus, „lebt keine böse Neigung wider den König, denn seit dem Beginnen jener Streitfrage habe ich auf das Redlichste gegen denselben gehandelt. Der Tag, an dem Gott meine Unschuld und Redlichkeit in diesem Punkte beweisen wird, kann nicht ausbleiben. Wollte mich der König aber unterdeß strafen, so würde ich davon doch keinen Nachtheil haben. Denn in solchem Falle kann der Mensch seinen Kopf verlieren, und dennoch keinen Schaden nehmen." —

Als Heinrich alle diese würdevollen und festen Antworten berichtet wurden, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Noch niemals hatte er einem Gefangenen so viel Schonung und Langmuth bewiesen, noch niemals so ernstlich und unablässig einen Menschen für sich und seine Dienste zu gewinnen gesucht. Und alle diese Bemühungen sollten vergebens gewesen, sollten an einer eigensinnigen und hartnäckigen Laune dieses Menschen gescheitert sein? Wie hätte ein tyrannischer König, der die Menschen in der That nur von ihrer schlechten und käuflichen Seite kannte, solch' ein Ergebniß begreifen können! Es war daher natürlich, daß er in der Größe und Erhabenheit der Gesinnung, welche Morus zeigte, nur eine absichtliche Bosheit sah, und den festen Entschluß faßte, sich endlich von diesem Manne zu befreien, der ihm so viele Unruhe machte und dessen hohes Ansehn er mehr als jemals zu fürchten begann. Er befahl daher, dem Gefangenen sein Urtheil zu sprechen.

Es war am 1. Juli des Jahres 1535, als Morus mit Wache aus dem Tower abgeholt, und nach Westminsterhall vor das Gericht der königlichen Bank geführt wurde. Die lange Gefangenschaft hatte seine Kräfte geschwächt und sein ohnedies schon bleiches Gesicht war durch starke Spuren einer ansteckenden Krankheit entstellt; aber wie der helle Sonnenstrahl, der eine öde und winterliche Flur beleuchtet, so blitzte aus seinem klaren Auge noch immer der alte Frohsinn und die allbekannte fromme Heiterkeit. Freundlich die Menge grüßend, von welcher er umringt und in ehrfurchtsvollem Schweigen auf dieser traurigen Wanderung begleitet wurde, schritt er, auf seinen Stab sich lehnend, mühevoll und langsam durch die

weiten Straßen. Als er ankam, fand er die Richter bereits versammelt. Der Generalprokurator hatte gegen ihn vorgebracht, daß er aus Parteilichkeit gegen die Königin Anna die zweite Heirath des Königs gemißbilligt, aus verstockter Hartnäckigkeit die oben erwähnte Parlamentsakte und den von derselben geforderten Eid nicht respektirt und während seiner Gefangenschaft, alles Zuredens ungeachtet, nicht nur auf seiner Weigerung bestanden, sondern sogar Briefe an den Bischof Fischer geschrieben habe, aus denen ein hochverrätherisches Komplott gegen den König und das Vaterland ersichtlich sei.

Diese Anklage stand auf schwachen Füßen. Was ihr aber an Wahrheit und an Deutlichkeit der Beweise abging, das suchte der Prokurator durch bittere und beleidigende Ausfälle zu ersetzen. Als er seine weitschweifige Rede beendet hatte, nahm sogleich der Lordkanzler das Wort und sprach: „Ihr werdet hieraus zur Genüge ersehen, Morus, wie gröblich ihr den König beleidigt habet. So unverkennbar Ihr demnach des Hochverraths schuldig seid, so glaube ich dennoch, Euch von der Gnade Sr. Majestät Verzeihung versprechen zu dürfen, wenn Ihr von Eurer frevelhaften Hartnäckigkeit abweichen und Euch in den höchsten Willen fügen wollt.“

Den kranken und schwachen Morus hatte ungeachtet aller der harten und beschimpfenden Worte, die er eben gehört, seine gewöhnliche Fassung und Besonnenheit keinen Augenblick verlassen. Mit sanfter und gelassener Stimme, nur ernster als er sonst zu sprechen pflegte, widerlegte er daher die künstlich zusammengeschmiedete Anklage Punkt für Punkt. „Was den ersten Vorwurf betrifft,“ sagte er, „daß ich aus Hartnäckigkeit der zweiten Vermählung des Königs zuwider gewesen sei, so habe ich dem Könige hierüber nur diejenige Meinung gesagt, die mein Gewissen mir eingab. Deshalb aber kann ich mich durchaus noch keines Hochverraths schuldig erkennen; im Gegentheil, hätte ich bei einer so wichtigen Sache nichts Anderes im Auge gehabt, als meinem Fürsten niederträchtig zu schmeicheln, so würde man mich mit Recht für einen boshaften Unterthanen und für einen treulosen Verräther gegen Gott halten müssen. Indessen, wenn ich auch hierin den König beleidigt hätte, so glaube ich durch den Verlust aller meiner Güter und durch eine Gefangenschaft von beinahe funfzehn Monaten schon hinlänglich dafür bestraft zu sein. Zweitens beschuldigt man mich, daß ich eine Parlamentsakte übertreten habe, da ich auf die zweimalige Frage, ob der König das Oberhaupt der Kirche sei, keine befriedigende Antwort gegeben hätte.

Aber schon damals betheuerte ich, daß ich nichts gegen diese Akte gethan oder gesagt, und noch heut wird man mir nicht ein einziges Wort, nicht den leisesten Schein einer Handlung anführen können, um mich dessen zu beschuldigen. Ich habe daher nie ein Gesetz übertreten, geschweige mich des Hochverraths schuldig gemacht; denn kein Gesetz in der Welt und keine Parlamentsakte kann einen Menschen deshalb bestrafen wollen, weil er schweigt. Nur Worte oder Handlungen können bestraft werden, der Richter unserer geheimen Gedanken aber ist Gott allein. Ich komme zum dritten Punkte der Anklage, daß ich während meiner Gefangenschaft im Tower an den Bischof Fischer acht Packete Briefe geschrieben und ihn darin ermahnt habe, das erwähnte Gesetz zu übertreten. Ich wünsche, daß diese Briefe vorgelegt und abgelesen würden, damit sie mich entweder freisprechen oder einer Unwahrheit beschuldigen möchten. Da aber der Bischof meine Briefe verbrannt haben soll, so will ich sagen, wie sich die Sache verhält. Einige dieser Briefe bezogen sich auf unsere Privatangelegenheiten, da wir alte Freunde sind; nur in einem äußerte ich mich auf die Frage, was ich im Verhöre in Bezug auf die Forderung des Eides geantwortet hätte, etwa dahin, daß ich mit meinem Gewissen im Reinen sei und es dem Freunde selber überlassen müsse, das seinige nach eigenem Gutdünken zu beruhigen. Sollte das eine Uebertretung der Gesetze sein? — Das letzte Verbrechen, dessen ich beschuldigt werde, soll darin bestehen, daß ich bei meinem letzten Verhöre die Parlamentsakte mit einem zweischneidigen Schwerdt verglichen hätte. Daraus, daß der Bischof Fischer eben so geantwortet, schließt man, wir Beide hätten uns verabredet. Hierauf antworte ich, daß daraus keine Verabredung, sondern nur eine Gleichheit der Gesinnung gefolgert werden kann. Zum Schluß betheuere ich noch einmal, daß ich nie zu einem Menschen ein Wort wider das betreffende Gesetz gesprochen habe, wenn auch dem Könige das Gegentheil berichtet worden ist."

Die unerschütterliche Ruhe, mit welcher Morus sprach, so wie die einfachen und klaren Gründe, durch welche er das Truggewebe der Anklage zerriß, brachten seine Richter in große Verlegenheit. Der Generalprokurator bemerkte dies. Sich von seinem Sitze erhebend, schwur er daher einen Eid, daß der Angeklagte ihm selber im Gefängnisse gesagt habe, das Parlament könne den König eben so wenig zum Oberhaupt der Kirche machen, als es ein Gesetz geben könne, daß Gott nicht Gott sei. Morus staunte über so viele Bosheit, ohne jedoch seine Kaltblütigkeit zu verlieren. „Das Zeugniß,"

sagte er, „ist falsch. Beweise habe ich freilich nicht; aber wenn ich ein Mann wäre, der den Eid nicht achtet, so würde ich hier nicht als ein Beklagter stehn. Ihr seht, Mylords, daß ich keinen Eid leisten will, den ich für unrecht halte, selbst wenn mein Leben auf dem Spiele steht. Aber wenn der Eid, den der Prokurator abgelegt hat, wahr ist, so will ich niemals Gottes Angesicht schauen. Dies würde ich nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre, selbst wenn ich die ganze Welt gewinnen könnte."

Vor jedem gerechten Richterstuhle mußte Morus bei der Haltlosigkeit der ganzen Anklage freigesprochen werden. Zu seinem Unglücke aber lebte er in der Zeit Heinrichs des Achten, dessen Wille damals das einzige Gesetz war. Mochte er daher noch so gründlich und überzeugend seine Unschuld dargethan haben, so sprachen dennoch die Geschworenen, zu ihrer ewigen Schmach, nach kurzer Berathung das Schuldig über ihn aus und nun verkündete der Lordkanzler das Urtheil mit den Worten, „daß der Beklagte, weil er des Hochverraths überwiesen, nach dem Tower zurückgebracht, von da auf einer Flechte durch die Stadt nach dem Richtplatz geschleift, dort aufgeknüpft werden und hängen solle, bis er halb todt sei; dann solle er, noch lebendig, heruntergenommen, verstümmelt, sein Leib ihm aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, sein Körper geviertheilt, jeder der vier Theile an einem Thore Londons aufgehängt und sein Kopf auf der Londoner Brücke zur Schau gestellt werden. Und das von Rechtswegen!"

Die Stimme des Kanzlers bebte und wurde unverständlich am Schlusse seines Ausspruchs. Im Saale herrschte eine Todtenstille. Von Schaam und unwillkührlichem Schauer ergriffen, senkten die richtenden Lords ihre Blicke zu Boden, während sich auf den Gesichtern der Zuhörer die eisige Erstarrung des Schreckens zeigte. Nur Morus allein schien nicht erschüttert zu sein, und ruhig, wie vorher, blickte er mit seinen klugen und freundlichen Augen im Kreise der Richter umher. Es war eine fürchterliche Pause bis der Oberrichter es wagte, langsam sein Gesicht wieder zu erheben und an den Verurtheilten die gewöhnliche Frage zu richten, ob er noch etwas vorzutragen habe. Morus sprach noch einige versöhnliche Worte, dann wandte er sich und ging, während rings umher noch dasselbe athemlose Schweigen herrschte.

Ein Beil, das Zeichen seiner Verurtheilung vor ihm hertragend, führte man ihn unter dem Zudrange einer trauernden und wehklagenden Volksmasse nach dem Tower zurück. Am Eingange dessel-

ben stand seine geliebte Tochter Margarethe, um noch einmal in seine Arme zu sinken und zum letzten Male seinen Segen zu empfangen. Sobald sie ihn inmitten des Menschenstromes daher kommen sah, drängte sie sich durch die Wachen hindurch, fiel auf ihre Kniee und bedeckte ihn mit ihren Küssen. „O mein Vater, mein Vater!" Das waren die einzigen Worte, welche sie hervorzubringen vermochte. Morus aber schloß sie in seine Arme und sagte: „Was ich zu leiden habe, wenn auch unschuldig, ist eine Schickung Gottes. Er kennt mein Herz; ergieb Dich darum in seinen Willen und fasse Dich in Geduld." Gewaltsam riß sie sich von ihm los, aber als ob es ihr unmöglich sei, sich zu trennen, kehrte sie schnell wieder um und sank abermals in seine Arme. Schweigend und entblößten Hauptes schaute die Volksmasse dieser ergreifenden Scene zu, kein Auge blieb trocken und selbst die Wächter konnten sich des Weinens nicht enthalten, als der Vater die zitternde Hand auf den Kopf des Kindes legte und mit thränenerstickter Stimme die Worte sprach: Gott segne Dich, meine Tochter. Dann wurde die Unglückliche hinweggeführt und heiter, diese schwerste aller Versuchungen überstanden zu haben, kehrte Morus in sein Gefängniß zurück.

Gern hätte der Verurtheilte die wenigen Tage, welche er noch zu leben hatte, in der ungestörten Hingebung an Gott und in allen jenen Bußübungen verbracht, die er von frühester Jugend an als nothwendig und heilsam betrachtet hatte. Doch wurde er auch jetzt noch durch mannichfache Versuche gequält, ihn für die Wünsche des Königs günstig zu stimmen. Besonders war es einer der Günstlinge Heinrich's, der ihm mit großer Breite und vielen zierlichen Worten beweisen wollte, wie thöricht es sei, zu sterben, wenn man doch leben und sich der Welt noch erfreuen könne. Morus beachtete dieses Geschwätz kaum und wendete sich um, sein unterbrochenes Gebet fortzusetzen. Der eitle Hofmann aber bildete sich ein, daß er über seine Gründe nachdenke und bestürmte ihn daher von Neuem mit der Frage, ob er denn seine Gesinnung nicht ändern wolle. „Ich habe sie schon geändert", erwiederte Morus verdrüßlich, indem er sich abermals umwendete. Voll Freude über diese Antwort, die er für eine Wirkung seiner Beredtsamkeit hielt, eilte der Höfling nun zu seinem Gebieter, erhielt aber den Auftrag, sofort wieder in den Kerker zurückzukehren, um zu erfahren, worin denn eigentlich diese Sinnesänderung bestehe. „Der König," sagte er zu Morus, „läßt Euch fragen, in welcher Art Ihr Euere Gesin-

nung geändert habt." „Das will ich Euch sagen," antwortete Morus lächelnd, „ich hatte vorher den Vorsatz gefaßt, mir vor meiner Hinrichtung den Bart abnehmen zu lassen, um vor dem Volke eben so zu erscheinen, wie es mich vor der Gefangenschaft gekannt hat; nun aber habe ich mich entschlossen, daß mein Bart einerlei Schicksal mit meinem Kopfe haben solle. Uebrigens, Sir, ist es sehr unrecht, daß Ihr das, was ich Euch freundschaftlich anvertrauet, sogleich dem Könige wieder hinterbringt. Man wird sich vor Euch zu hüten haben." Wüthend ging der Höfling von dannen, und zum Lohn für seine eifrige Dienstwilligkeit jagte ihn Heinrich vom Hofe.

Da Morus aber noch immer Spaß machte und gute Laune zeigte, so glaubte der König, daß es der plötzlichen Angst und des überraschenden Schreckens bedürfe, ihn doch noch zur Unterwürfigkeit zu bringen. Wider seine Gewohnheit verzögerte er also die Hinrichtung um mehrere Tage und sandte endlich am 6. Juli des Morgens in aller Frühe den Ritter Thomas Pope ins Gefängniß, um dem Verurtheilten anzeigen zu lassen, daß das Todesurtheil heut Vormittag um neun Uhr vollzogen werden solle und daß er sich also zu seinem letzten Gange anzuschicken habe.

„Dessen wird es nicht bedürfen," erwiderte Morus, ohne daß in seinen Zügen und in seiner Haltung auch nur die leiseste Veränderung sichtbar wurde, „der König hat mir dazu Zeit und Muße genug gelassen. Uebrigens danke ich Euch für die angenehme Nachricht, die Ihr mir gebracht habt und bitte Euch, auch Ihrer Majestät die demüthigste Dankbarkeit für diese größte aller Wohlthaten abzustatten!"

Der Ritter war befremdet. „Wenn Ihr dies schon für eine Wohlthat ansehet," sagte er mit leiser Stimme, „so werdet Ihr gewiß auch die Gnade zu schätzen wissen, mit welcher der König in Berücksichtigung Eurer früheren Würden Euer Urtheil gemildert und beschlossen hat, daß Ihr nicht aufgehängt, sondern mit dem Beile hingerichtet werden sollt."

„Ja, ja, ich erkenne sie gewiß," antwortete Morus, „indeß," fügte er mit seiner heiter spottenden Miene hinzu, „wünsche ich doch, daß der liebe Gott meine Kinder und Freunde vor solch' einer königlichen Gnade und Milderung behüten möge."

Den Kopf schüttelnd, fuhr der Ritter fort: „Noch eins, Mylord, es ist des Königs Wunsch, daß Ihr auf dem Blutgerüste nicht noch viele Worte machen möget."

„Gut, daß ich das weiß," sagte Morus, „ich werde mich ge-

wiß danach richten. Dagegen habe ich aber auch noch eine Bitte, für die Ihr Euch beim Könige verwenden möget. Ich wünsche nämlich, daß es meiner Tochter Margarethe erlaubt werde, bei meiner Beerdigung zugegen zu sein."

„Dieser Bitte wird es nicht bedürfen," erwiderte der Ritter, „da Se. Majestät schon huldreichst bewilligt haben, daß Euere Frau, Euere Kinder und alle Euere Freunde dieser Feierlichkeit beiwohnen können."

„Also wäre mir auch dieser Wunsch erfüllt," sagte Morus zwar immer noch lächelnd, aber doch mit einer leisen Beimischung von Bitterkeit. „Wie viel Dank bin ich nicht dem Könige schuldig, daß er schon im Voraus für mein unbedeutendes Begräbniß eine so große Sorge zu tragen geruht."

Als der Ritter fort war, zog Morus das prachtvolle Kleid an, das er als Kanzler nur bei den feierlichsten Gelegenheiten getragen hatte. Auch seine äußere Erscheinung, sagte er, solle von dem Zustande seines Gemüthes Zeugniß geben. Sein Freund Kingston, der damalige Kommandant des Towers, war damit nicht einverstanden und nannte es eine Verschwendung, da dieses Kleid ja doch nur dem Scharfrichter anheim fallen würde. Morus aber meinte, es sei dies keine zu große Belohnung für den Mann, der einen seiner sehnlichsten Wünsche erfülle. Erst die Vorstellung, daß die Seinigen, denen er ohnedies nicht viel hinterlasse, ein näheres Anrecht daran hätten, konnte ihn bewegen, das Gewand wieder auszuziehen, und sich mit dem Friesrocke eines seiner früheren Diener zu bekleiden. Von dem wenigen Gelde aber, das er besaß, sandte er dem Scharfrichter ein Goldstück zu.

Unterdeß war die furchtbare Stunde gekommen. Um neun Uhr ward Morus aus dem Tower abgeholt und zur Richtstätte geführt. Ein rothes Kreuz in der Hand haltend, und von Zeit zu Zeit den Blick zum Himmel emporhebend, schritt er langsam einher. Da trat aus der Volksmasse, welche die Straßen durchwogte, ein Weib hervor, und reichte ihm einen Becher Wein, damit er sich stärken solle. „Christus trank in seinem Leiden auch keinen Wein", sagte er freundlich und ging weiter ohne den Trunk anzunehmen. Ein anderes Weib verlangte Papiere und Briefe zurück, die sie ihm bei einem Prozesse übergeben haben wollte. „Habt nur noch eine Stunde Geduld, liebe Frau," antwortete er, „dann wird mich der König von der Sorge für diese Papiere und von allen anderen Sorgen befreien." Als der Zug in eine andere Straße einbog, trat ihm ein

drittes Weib entgegen und rief: „Das ist Recht, das ist die Strafe dafür, daß er mir während seines Kanzleramts Unrecht gethan hat." Morus betrachtete sie einen Augenblick und erwiderte dann: „Ich erinnere mich Eurer Sache recht wohl, würde aber nicht anders urtheilen, wenn ich in diesem Augenblick entscheiden sollte."

Traurig und mit gesenktem Haupte war der oben erwähnte Kingston auf dem ganzen Wege neben dem Verurtheilten hergegangen. Am Fuße des Blutgerüstes angelangt, ergriff ihn Morus beim Arm und rüttelte ihn aus seinem Schmerze auf. „Helft mir doch hinauf, lieber Freund", sagte er, „für's Herunterkommen will ich allein schon sorgen." Schnell war er darauf oben und blickte nun einige Augenblicke über die ungeheuere Volksmasse hin, die Kopf an Kopf den weiten Platz erfüllte. „Betet für mich," rief er, „und seid versichert, daß ich auf den katholischen Glauben sterbe in Treue gegen meinen Gott und den König!" Dann knieete er nieder, betete laut einen Psalm und wandte sich nach Beendigung desselben an den Scharfrichter, der ihn um Verzeihung bitten wollte. „Sammle Deine Herzhaftigkeit, Mann," sagte er, indem er ihn umarmte, „und verrichte Deine Amtspflicht unerschrocken; ich habe einen sehr kurzen Hals, wie Du siehst, nimm Dich also in Acht, daß Du nicht schief haust; es ist nur Deiner eigenen Ehre wegen." Darauf knieete er wiederum nieder und legte seinen Kopf auf den Block, richtete sich aber, als der Scharfrichter hinzutrat, noch ein Mal in die Höhe und sagte: „Warte noch ein wenig, lieber Freund, bis ich meinen Bart in Sicherheit gebracht habe; der hat keinen Hochverrath begangen." Noch ein paar Augenblicke, dann erfolgte ein schneller und sicherer Hieb und unter dem lautlosen Schweigen der Menge fiel das getrennte Haupt auf das Brettergerüst herab.

So endete Thomas Morus in seinem fünf und funfzigsten Jahre sein thaten- und ereignißreiches, durch Verdienst, Talent und hohe Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnetes Leben. Mag auch die Sache, für die er gestorben, bei der Verschiedenheit der religiösen und politischen Meinungen, nicht in allen Menschen dieselbe Theilnahme finden, mag sie immerhin nicht in den Kreis jener fortschreitenden Bestrebungen gehören, die damals bereits in der christlichen Welt alle kräftigen und aufgeklärten Geister ergriffen hatten, so steht doch darum die Uneigennützigkeit und der Heldenmuth, mit dem er für seine Ueberzeugung gekämpft, und die hohe Freudigkeit, mit der er für dieselbe in den Tod gegangen, nicht weniger als eines der erhabensten und bewundernswürdigsten Beispiele da.

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß diejenige Sache, um derentwillen er sein reines Gewissen mit einem falschen Eide belasten sollte, eine der erbärmlichsten gewesen ist, die jemals ein Land in Bewegung gesetzt und in staatlichen und kirchlichen Dingen eine Veränderung hervorgerufen haben.

Wie es im Urtheile verheißen war, wurde der Kopf des Hingerichteten auf die Londoner Brücke gesteckt; seine Tochter Margarethe aber suchte ihn in ihre Hände zu bekommen und bewahrte ihn während ihres ganzen Lebens als ein Heiligthum. Als sie starb, befahl sie, daß der Kopf des geliebten Vaters in ihre Arme gelegt und mit ihr zugleich begraben werden solle.

Unter den Schriften, welche den europäischen Ruf des Morus begründet und sich in bleibendem Ansehn erhalten haben, ist neben einer „Geschichte Richard's des Dritten" besonders sein Werk „Utopia, oder von der besten Staatsverfassung" hervorzuheben. In diesem Werke wollte er seiner in Bezug auf staatliche Gegenstände noch in hohem Grade unwissenden Zeit den Beweis führen, wie gut und glücklich die Menschen unter vernünftigen und naturgemäßen Gesetzen sein könnten. Er entwarf daher ein ideales von allen Mängeln und Auswüchsen gesäubertes, und der Verfassung und Gesittung der bestehenden Welt gerade entgegengesetztes Staatssystem und ließ dasselbe auf einer fabelhaften Insel, die er „Utopia" nannte, in Wirksamkeit treten. Das Buch wird bis auf den heutigen Tag mit vieler Theilnahme gelesen, ist seiner mannichfachen trefflichen Wahrheiten wegen früher von einzelnen Staatsmännern als Handbuch benutzt und mehrere Male aus dem Lateinischen in's Englische, Französische, Spanische, Italienische und Deutsche übersetzt worden.

Schweizerische Freiheitskriege.

Nachdem sich die Schweizer im Jahre 1308 ihre Freiheit errungen, hatte es natürlich nicht an den mannichfachsten Anstrengungen gefehlt, ihnen das abgeworfene Joch von Neuem aufzulegen. Siegreich aber war das arme und unverdorbene Hirtenvolk aus der endlosen Reihe von furchtbaren Kriegen und Schlachten hervorgegangen, in denen es beinahe zwei Jahrhunderte hindurch die Unabhängigkeit seines vaterländischen Bodens gegen die Uebermacht auswärtiger Feinde vertheidigen mußte. Freilich konnte so viel ausdauerndes Kriegsglück mit der Zeit auch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Volkes bleiben. Schon um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts war daher die alte Einfachheit und Unverdorbenheit der schweizerischen Sitten einer gewissen Neigung zum Wohlleben gewichen und während die Waffen, welche bisher nur zur heldenmüthigen Vertheidigung der Freiheit gebraucht wurden, schon hie und da einem muthwilligen Eroberungs- und Herrschaftsgelüste zu dienen begannen, hatten sich im Innern des Landes Parteien gebildet, welche die frühere Einigkeit störten und vielfach Hader und Zwiespalt erregten. So bedauernswerth aber auch diese Veränderungen für die Gestaltung der inneren Verhältnisse sein mochten, so sollte es sich doch in der Folge zeigen, wie wenig dieselben noch immer zu bedeuten hatten, sobald eine Gefahr von Außen das theuerste Gut bedrohte und die getrennten Glieder zu gemeinsamer und einträchtiger Abwehr rief.

Solch' eine Gefahr war wiederum eingetreten, als die Schweizer nach einer kurzen Zeit des Friedens in zwei nach einander folgenden Eroberungskriegen ihren Nachbar, den Herzog **Siegmund** von Oesterreich, besiegt und diesem Sprößling des verhaßten Habsburgischen Hauses zuerst den ganzen Thurgau und Winterthur entrissen, dann aber (im Jahre 1468) die Bedingung auferlegt hatten, ihnen entweder zehntausend Gulden zu zahlen, oder im Falle der säumigen Zahlung das bereits in Besitz genommene Waldshut und den Schwarzwald abzutreten. Siegmund war durch diese Bedingung in große Verlegenheit gerathen, da er bei seiner ewigen Geldnoth und der üblen Wirthschaft, welche er führte, die verlangte Summe nicht aufzubringen vermochte, doch aber auch wiederum nicht sorglos genug war, den Eidgenossen ohne Weiteres seine Länder Preis zu geben. Nachdem er daher in dieser Noth mehrere deutsche Fürsten und selbst den König von Frankreich vergebens um Hülfe

und Beistand angesprochen hatte, wandte er sich an den reichen Herzog Karl von Burgund, dem er für einen Vorschuß von 90,000 Gulden die vier Waldstädte am Rhein und seine Besitzungen im Sundgau, im Elsaß und im Breisgau mit allen Hoheitsrechten zum Unterpfande gab. Auf diese Weise hatten sich die Schweizer durch ihre neu erwachte Eroberungssucht in große Bedrängniß gebracht. Denn statt eines schwachen und leichtsinnigen Fürsten, den sie wenig zu fürchten brauchten, erhielten sie nun einen Nachbar, der ihrer Freiheit gefährlicher war, als alle diejenigen, welche derselben bisher den Untergang gedroht. Da er in den eben so blutigen als großartigen Ereignissen, welche wir in dem Nachfolgenden erzählen wollen, eine der hauptsächlichsten Rollen spielt, wird es vor allen Dingen nöthig sein, seine an sich selber schon merkwürdige Persönlichkeit einigermaaßen kennen zu lernen.

Das Herzogthum Burgund, ein Zweig des französischen Königshauses, hatte sich unter Philipp dem Guten durch mannichfaltige Erwerbungen zu großer Macht und ungemeinem Reichthum erhoben. Kein König in Europa besaß damals ein schöneres blühenderes Land, als dasjenige, welches Philipp beherrschte. Sich von der Nordsee bis beinahe an das Mittelmeer erstreckend, umfaßte es neben dem nicht unwichtigen französischen Herzogthum zugleich jene herrlichen niederländischen Provinzen, die sich durch ihren Handel, ihren Gewerbfleiß und ihre Schiffahrt längst zu hohem Ansehn und weithin strahlendem Glanze emporgeschwungen hatten.

Als Philipp im Jahre 1467 starb, hinterließ er das schöne Erbe seinem einzigen Sohne Karl, wegen seiner Kriegsthaten und seiner Eroberungssucht gewöhnlich Karl der Kühne oder der Verwegene genannt. Schon in frühester Jugend hatte dieser Prinz eine ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit und in allen seinen Aeußerungen und Handlungen ein wildes Feuer gezeigt. Uebungen in ritterlichen Künsten und Wissenschaften bildeten seine Lieblingsbeschäftigung, und in der gleichgültigen Ertragung körperlicher Beschwerden wetteiferte er mit dem Geringsten seiner Unterthanen. Alle Gebrechen der menschlichen Natur verhöhnend, aber auch alle ihre Vorzüge verachtend, war es eigentlich nur die Aussicht auf Macht und Herrschaft allein, die seinem stolzen und brausenden Geiste zu schmeicheln vermochte. Dennoch waren die Erstlingsfrüchte seiner Regierung mild und wohlthätig, bis sein grenzenloser Ehrgeiz und seine unersättliche Ländersucht sein Herz verdorben, seine Leb-

haftigkeit in Jähzorn, seine Beharrlichkeit in unbeugsamen Starrsinn verwandelt und mit seinem ursprünglichen Gerechtigkeitssinn auch alle übrigen großen Anlagen seiner Seele verdunkelt hatten. Schon hatte er in kurzem Thatenlaufe an der Spitze seines prachtvoll ausgerüsteten und wohlgeübten Heeres den König Ludwig den Elften von Frankreich überwunden, die Flammänder sich unterworfen, die seiner Macht trotzende Stadt Lüttich in einen leichenbedeckten Schutthaufen verwandelt, Geldern eingenommen, Lothringen erobert, seinen Schwager Eduard auf den englischen Thron erhoben, den Kaiser Friedrich den Dritten und das deutsche Reich gedemüthigt und sich durch alle diese siegreichen Kriegszüge zum Schrecken und Schiedsrichter von ganz Europa gemacht. Weit entfernt aber, durch eine so schnell errungene Ueberlegenheit befriedigt zu sein, war dieselbe nur ein neuer Stachel, ihn zu weiteren und größeren Plänen anzutreiben. Vor allen Dingen behagte seiner Eitelkeit und seiner asiatischen Prachtliebe der Titel eines Herzogs nicht. König oder Kaiser zu werden, und als König oder Kaiser einst ein ungeheueres Reich zu beherrschen, das war das kühne Ziel, welches er sich vorgezeichnet.

Um dasselbe zu erreichen, knüpfte er zuvörderst Unterhandlungen mit dem Kaiser Friedrich an, indem er Maximilian, dem jungen Sohne dieses Monarchen, die Hand seiner einzigen Tochter Maria und mit ihr die Aussicht auf das herrlichste Erbe bot. Wie hätte Friedrich einer so verführerischen Lockung widerstehen sollen! Schon im Herbst desselben Jahres (1473) begab er sich nach Trier, um Karl daselbst zum König zu krönen.

Das Schauspiel, das sich hierauf in dieser alten Stadt entwickelte, war eigenthümlich und merkwürdig genug. Der Kaiser war in anständiger Würde gekommen und eine Begleitung von 2,500 Mann schien hinreichend zu sein, die Majestät des Reichsoberhauptes anzudeuten. Karl dagegen glaubte bei dieser Gelegenheit alle seine Macht und seinen Reichthum zeigen und durch eine niemals vorhergesehene Pracht selbst den kaiserlichen Glanz überstrahlen zu müssen. Von 3000 Rittern, 5000 gemeinen Reitern und 6000 Fußknechten umgeben, erschien er in einem sammtnen mit Perlen und kostbaren Edelsteinen besetzten Kriegsmantel, dessen Werth allein zwei Mal hunderttausend Reichsthaler betrug. Wie alle die Herren, welche ihm folgten, war er geharnischt und selbst die Pferde seines Zuges waren mit stählernen Decken behängt, über denen wiederum dünne durchsichtige Goldstoffe mit silbernen Schellen hingen,

die bei jeder Bewegung in anmuthiger Weise zu läuten begannen. So zog er vor den Augen der erstaunten Volksmenge in Trier ein. Auch die Königskrone, das Scepter und andere Krönungszeichen hatte er bereits mitgebracht.

Schon war der Tag der glänzenden Feierlichkeit angesetzt, schon rührten sich Tausende von Händen, um die großartigsten Vorbereitungen dazu zu treffen, als sich mit einem Male die überraschende Nachricht verbreitete, daß der Kaiser aus Trier verschwunden sei. Ohne von dem Herzoge Abschied zu nehmen, war er in der That auf den Rath des listigen Königs Ludwigs des Elften plötzlich nach Köln gereist und hatte somit alle weiteren Unterhandlungen abgebrochen.

Eine so unerwartete und in so hohem Grade beschämende Vereitelung seiner Wünsche, mußte den stolzen Karl natürlich in den bittersten Unwillen versetzen. Er beschloß Rache zu nehmen und fortan mit Gewalt zu erringen, was man ihm auf dem Wege der Güte nicht gewähren wollte. Da aber augenblicklich keine andere Gelegenheit zum kriegerischen Angriff vorhanden war, als ein Streit des Kölner Kapitels mit dem Erzbischof Ruprecht, so mischte er sich in diesen Streit, indem er dem Bischof bewaffneten Beistand lieh. Elf Monate hindurch lag er jedoch vergebens vor der Stadt Neuß und sechs und zwanzig Mal schlug die tapfere Besatzung derselben den Sturm der Burgunder zurück. Da zog er ab, um sich durch die langwierige Belagerung nicht an der Ausführung seiner größeren Eroberungspläne hindern zu lassen.

Karl besaß nämlich die Ebenen des Rheins und der Rhone, die Schweizer aber hatten die Quellen dieser Ströme und die steinerne Feste der Alpen inne. Erst wenn er diese gewann, konnte er sich Herr eines wirklich mächtigen und in sich abgerundeten Reiches nennen. Längst hatte er daher sein Augenmerk auf die Schweiz gerichtet und mit verachtender Erbitterung auf die „stolzen Kuhtreiber“ herabgesehen, die seiner Größe im Wege standen, und die er bei der ersten Gelegenheit zu überfallen und zu unterjochen gedachte. Diese so sehr erwünschte Gelegenheit hatte ihm die Noth des Herzogs Siegmund dargeboten, und mit vieler Freude hatte er demselben daher die oben bereits erwähnte Summe vorgeschossen.

Schon bald nachdem der Herzog die verpfändeten Länder in Besitz genommen hatte, legte er es darauf an, sich den Schweizern als ein unangenehmer und feindlich gesinnter Nachbar zu zeigen. Darum übertrug er die Verwaltung jener Länder einem gewissen Peter von Hagenbach, den er als einen sehr stolzen, grausamen, geizigen und wollüstigen Menschen kannte und von dessen Betragen er also mit Sicherheit eine allgemeine Aufreizung der Gemüther erwarten durfte. In der That würde es schwer sein, alle die Schandthaten aufzuzählen, welche dieses Ungeheuer während der kurzen Dauer seiner Amtsführung verübte. Wie ein morgenländischer Despot seine Sklavenheerden behandelt, so verfuhr er gegen die Bewohner der seiner Leitung anvertrauten Provinzen. Nicht zufrieden aber, die eigenen Unterthanen zu bedrücken, ihre Abgaben zu vermehren, ihre Weiber und Töchter zu mißhandeln und durch seine Trabanten Unfug und Gewaltthätigkeit aller Art verüben zu lassen, dehnte er seine Tyrannei auch auf die benachbarten Basler, Solothurner, Berner und Mühlhauser aus, indem er dieselben auf alle Weise zu beleidigen und ihren Handel wie ihre Freiheiten durch schnöde und unberechtigte Eingriffe zu stören suchte.

Mit tiefem Mitleiden und nicht ohne große Besorgniß vor einer ernstlicheren Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit sahen die freien Schweizer diesem schamlosen und empörenden Treiben zu. Noch glühte ja in ihrer Brust die alte Freiheitsliebe, und mit der Furcht vor Unterjochung verband sich in ihren Herzen ein unauslöschlicher Haß gegen jede Art von Druck und Tyrannei. Um daher jeden Schweizerarm gegen die neue burgundische Gewaltherrschaft zu bewaffnen, bedurfte es nur eines Anstoßes oder einer Aufforderung von Außen her. Diese Aufforderung gab wiederum König Ludwig von Frankreich, der ingrimmigste Feind des Herzogs von Burgund. Selber ein Bündniß mit den Schweizern schließend, suchte er dieselben auch mit dem Herzog Siegmund auszusöhnen und am 30. März des Jahres 1474 zu Constanz eine Vereinigung zu Stande zu bringen, der auch die Bischöfe von Straßburg und Basel, und noch mehrere andere Reichsstände und Prälaten beitraten und durch welche Siegmund die Mittel erhielt, seine an den Herzog von Burgund verpfändeten und von diesem in so grausamer Weise behandelten Länder wieder einzulösen. Im Uebrigen versprachen Alle, auf das Treueste zusammenzuhalten und durch gemeinsame Anstrengungen die Ketten abzuwerfen, welche dieser ländersüchtige Fürst für sie geschmiedet hatte.

Sogleich sandte Siegmund zwei Herolde ab, um dem Herzoge die Wiedereinlösung der verpfändeten Länder ankündigen zu lassen. Karl von Burgund aber war nicht der Mann, der ohne Weiteres ein Stück Land wieder herausgab, auf dessen Besitz er irgend eine Hoffnung gesetzt. Er ließ daher die Herolde in's Gefängniß werfen, that, als ob er beleidigt sei, machte allerhand Ausflüchte und Einwendungen und ging endlich von vier- bis fünftausend Reitern begleitet, nach Breisach, um sich daselbst förmlich huldigen zu lassen. Dieser Gewaltstreich gegen das Eigenthum und die Rechte eines Anderen war eben so kühn als frech. Dennoch hielten sich die Verbündeten noch nicht stark genug, ihm offen und mit gleicher Gewalt entgegenzutreten. Die Städte Bern, Freiburg und Solothurn benutzten vielmehr die Anwesenheit des Herzogs, ihm über die Bedrückungen Hagenbach's demüthige Klagen und Beschwerden vorzutragen. Karl's natürliche Wildheit und sein von Neuem erwachter Feuereifer waren jedoch zu groß, als daß er derartige Vorstellungen nicht hätte übel aufnehmen sollen. Auf den Knieen hatten die Abgeordneten vor ihm erscheinen müssen und schimpflich und verachtungsvoll wies er sie zurück. Nun erst kannte die Wuth und die Erbitterung, die sich längst aller Herzen bemächtigt hatte, keine Grenzen mehr und schon am Dirstage vor Simonis und Judä des Jahres 1474 erklärte Bern dem übermüthigen Herzoge den Krieg.

Während dieser Vorgänge hatte Hagenbach sein bisheriges Treiben ungehindert fortgesetzt und durch die verschiedensten Missethaten das Maaß seiner Sünden vollgemacht. Aengstlich aber und mißtrauisch, wie jeder Tyrann, merkte er nach der Abreise seines Gebieters den herannahenden Sturm. Nun ergriff eine namenlose Bangigkeit sein feiges Gemüth und selbst die Bollwerke von Breisach, wo er wohnte, und die Schwerdter der Soldaten, die ihn umgaben, schienen ihm nur eine schwache Zuflucht und ein unbedeutender Schutz zu sein, so lange noch ein einziger Bürger innerhalb der Ringmauer sich blicken ließ. Alle Einwohner zu entfernen und sich allein in der öden Festung einzuschließen, war darum sein letzter und verzweifelter Entschluß.

Am Ostertage also, wo Feiertagsstille in den Straßen herrschte und Gottesverehrung die frommen Seelen beschäftigte, erhielten die Bürger plötzlich den Befehl, daß sie nach dem Mittagsmahle sich hinausbegeben sollten, um an dem Stadtgraben zu arbeiten. Hatte er sie auf diese Weise erst einmal hinausgelockt, so wollte er die Thore schließen und alle diese Familien mit ihren Greisen, Weibern

und Kindern der Obdachslosigkeit, dem Hunger und der bittersten Verzweiflung überlassen. Dies war sein Plan. Ob nun aber die Bürger Verdacht schöpften, oder ob blos diese schnöde Entweihung des Fest- und Ruhetages den Faden ihrer Geduld zerrissen hatte, genug, sie erschienen bewaffnet auf dem Platze und statt der Spaten und Hacken, welche sie mitbringen sollten, trugen sie Schwerter und Dolche unter ihren Kleidern verborgen. So standen sie schweigend dem verhaßten Landvogt gegenüber, der alle seine Entschlossenheit zusammengenommen hatte, sie durch Schimpf- und Scheltworte zur Arbeit anzutreiben. Lange sprach und schrie er so in der gewohnten Weise. Da trat endlich ein Schneider, Namens Friedrich Vögely, hervor, stampfte zornig mit dem Fuße auf und sagte: „Ich mag am Feiertag nicht werken!" „So laß' ich dir die Augen ausstechen" erwiderte Hagenbach und winkte seinen Trabanten. Noch ehe aber Jemand sich ihm nähern konnte, ergriff der Schneider seine Waffe, sprang auf den Landvogt zu und rief mit lauter Stimme: „Wohlan, es muß sein, Hagenbach gieb Dich gefangen!" Nun faßten auch die Uebrigen Muth und das ganze Volk, Frauen und Männer, Junge und Alte, stürzten wüthend auf den Tyrannen los, der eilig die Flucht ergriff und in einem der benachbarten Häuser Schutz und Rettung suchte. Bald jedoch wurde er auf Anordnung der Obrigkeit von da herausgeholt und unter dem Jauchzen der freudetrunkenen Menge in den Thurm geführt. Die bestürzte Besatzung wagte keinen Widerstand und schnell und glücklich ging der Wechsel der Regierung von Statten.

Bald darauf kam der Herzog Siegmund selbst nach Breisach und wurde dort mit großem Jubel empfangen, während der gefangene Hagenbach durch ein niedergesetztes Gericht zum Tode verurtheilt und auf öffentlichem Platze hingerichtet ward, nachdem er drei und ein halbes Jahr hindurch die scheußlichsten Verbrechen verübt und seinen Lüsten und Leidenschaften bis zur Sättigung gefröhnt.

Als der stolze Herzog von Burgund die Hinrichtung seines Landvogts und den Abfall der verpfändeten Länder erfuhr, wurde er in einen so heftigen Zorn versetzt, daß er nicht wußte, wo er zuerst losschlagen und was er zuerst zertrümmern sollte. Entwürfe über Entwürfe bestürmten wechselweise sein Herz. Ohnedies glaubte er sich ja dazu geboren, Reiche in Trümmer zu stürzen und neue hervorzurufen. Sein Muth schärfte sich an jeder Schwierigkeit und je

größer die Zahl seiner Feinde wurde, desto sicherer wurde seine Aussicht auf den Sieg.

Die Schweizer sahen das Ungewitter, das über sie loszubrechen drohte, und suchten ihm zuvorzukommen. Noch ehe Karl daher gegen sie anrücken konnte, fielen sie, achtzehntausend Mann stark, in die Grafschaft Burgund ein und gewannen ein Treffen und mehrere Plätze. Ihre Erbitterung aber war so groß, daß sie ihren alten Kriegsruhm durch Thaten der Barbarei und Grausamkeit befleckten, obwohl gerade die Wildheit und der unversöhnliche Haß, mit welchem sie kämpften, der hauptsächlichste Grund ihrer Unüberwindlichkeit gewesen sein mag. Wohin sie kamen, ging der Schrecken vor ihnen her, öffnete ihren Spießen die Burgen und zerstreute beim Schalle ihrer Kuhhörner gedrängte Schaaren.

Karl brannte vor Wuth, diesen kühnen Angriff seiner verhaßtesten Gegner in der glänzendsten Weise zu rächen. In großer Eile schloß er daher mit dem deutschen Kaiser sowohl, als auch mit Ludwig dem Elften einen Waffenstillstand, fiel darauf mit aller seiner Macht über den Herzog Renatus von Lothringen her, verjagte denselben von Land und Leuten und ging sodann im Jahre 1476 mit einem mehr als hunderttausend Mann starken Heere rachedürstend auf die nun von ihren mächtigen Bundesgenossen verlassenen, ohne Schutz und Beistand dastehenden Schweizer los. „Bei St. Jörgen“, rief er seinen Truppen zu, „wir wollen diese Hunde ausrotten, und all’ ihr Vermögen soll Euch zu Gebote stehen.“

Die Schweizer ließen sich, trotz ihrer gänzlichen Verlassenheit, durch die nahende Gefahr nicht schrecken, sondern sammelten allen ihren Muth und ihre Besonnenheit, ihr würdig und mit altgewohnter Tapferkeit begegnen zu können. Dennoch hielten sie es für ihre Pflicht, vor dem Beginne der Feindseligkeiten noch einmal den Weg der Güte und der friedlichen Verständigung einzuschlagen. Sie sandten daher an Karl eine Deputation ab, welche Friedensunterhandlungen eröffnen und durch annehmbare Vorschläge seinen Zorn besänftigen sollte. Ihr Antrag war aufrichtig und rührend. Einer der Abgeordneten besonders stellte dem Herzoge ihre Armuth, die Unfruchtbarkeit ihrer Gegenden und die geringe Ausbeute des zu erwartenden Gewinns vor Augen. „Die Sporen Eurer Reiter“, sagte er, „und die Gebisse Eurer Pferde sind mehr werth, als Alles, was Ihr bei uns erobern könnt.“ Die Zeit der Versöhnung aber war bereits verronnen. Von seinen Eroberungsplänen und seinem Ingrimm getrieben, glaubte Karl in den demüthigen Bitten der

Feinde die Vorboten eines schnellen Sieges zu erkennen und entließ daher die Deputation mit den hochfahrenden Worten, daß er die Antwort selbst überbringen werde. So zwang er das dürftige und bescheidene Volk zu jenem verzweifelten Heldenthum, das es so oft schon dem Andringen der Uebermacht hatte entgegensetzen müssen.

In der That war der Abstand zwischen genügsamer Armuth und stolzem Prunke wohl niemals so stark und auffallend hervorgetreten, als in den beiden Heeren, die nun binnen kurzer Zeit auf dem Schauplatze des Krieges sich gegenüberstanden. Während die Schweizer nur mit der Stimme der Freiheit ihre vaterländischen Schaaren zusammenriefen, während sie neben ihren langen Spießen und verrosteten Büchsen nichts in den Kampf zu bringen hatten, als kraftvolle Arme und begeisterte Herzen, erschien Karl wie ein Sultan inmitten einer Soldatenmasse, die er durch den Reiz des Geldes unter seine Fahnen gesammelt und mit den herrlichsten Waffen, dem schönsten Geschütz und den größten Kanonen ausgerüstet hatte, die man damals in irgend einem Zeughaus Europa's finden konnte. Um durch den Anblick seines Reichthums die Welt in Erstaunen zu setzen, hatte er außerdem seine Packwagen mit allen den Kostbarkeiten, Kleinodien und Hausgeräthen befrachtet, welche seinem Hofe einen so unbeschreiblichen Glanz verliehen. Wohin man blicken mochte, sah man sammetene, mit Perlen durchwirkte Zelte, reiche Teppiche, prachtvolle Gewänder, blitzende Waffen, wehende Helmbüsche, kurz einen Pomp und einen Ueberfluß, wie er in dem armen schweizerischen Berglande noch niemals zuvor gesehen worden war. Als ob es zu irgend einer Festlichkeit und nicht zu ernsten Waffenthaten ginge, wurde der glänzende Zug sogar von einer großen Schaar von Freudenmädchen und von vielen Kaufleuten begleitet, welche in ihren vollen Waarenlagern alle Bedürfnisse des Luxus zum Kaufe boten. So erschien Karl vor Granson, einer kleinen unlängst von den Schweizern eingenommenen und besetzten Grenzstadt des Waadtlandes, auf die er sofort die ganze Stärke seines groben Geschützes richtete.

Die Belagerten wehrten sich muthig und hielten drei volle Stunden hindurch den Sturm und das wüthende Feuer der Burgunder aus. Erst als sie zweihundert der Ihrigen verloren hatten, verließen sie das Städtchen und zogen sich in das am Ende desselben gelegene Schloß zurück, um hier die Hülfe ihrer Landsleute abzuwarten. Während diese aber, durch Schnee und strenge Kälte aufgehalten, nur äußerst langsam vorwärts rücken konnten, setzten sich

die Feinde in dem verlassenen Orte fest und beschossen nun das Schloß mit verdoppelter Wuth, um die Besatzung noch vor der Ankunft irgend einer Hilfe zur Uebergabe zu zwingen.

Die kleine Schaar der Schweizer focht mit der Kraft der Verzweiflung. Erst als nach wiederholten Stürmen ihr erster Büchsenmeister todt zu Boden fiel und die Hoffnung auf einen baldigen Entsatz immer schwächer und schwächer zu werden begann, wurden ihre Herzen von einer gewissen Angst und Zaghaftigkeit ergriffen. Dennoch aber ermannten sie sich und kämpften muthig weiter bis der Herzog zur List seine Zuflucht nahm und durch die Kunst der Ueberredung zu erreichen suchte, was er mit der Gewalt der Waffen nicht durchzusetzen vermochte. Ein deutscher Edelmann aus seinem Gefolge mußte sich nämlich zu den bereits ermatteten Schweizern begeben und ihnen eine furchtbare Schilderung von der Gewalt seines Herrn, so wie von den Siegen entwerfen, welche derselbe bereits über ihre Kriegsgenossen erfochten hätte. Durch die falsche Versicherung, daß es jetzt der äußerste Zeitpunkt sei, ihr Leben zu retten und sich der Gnade des Herzogs zu versichern, gelangte er in der That zu seinem Zweck. Am 22. Februar räumte die Besatzung das Schloß, nicht ohne sich vorher durch einen Vertrag gesichert zu haben, für dessen Erfüllung das Völkerrecht, der Name eines christlichen Fürsten, sowie die Gefühle der Menschlichkeit hinlänglich zu bürgen schienen. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als sie bei ihrem Abzuge deutlich erfuhren, daß der Herzog die abgeschlossene Kapitulation nicht anerkennen wolle. Umringt, gefesselt, und zu zehn und zwanzig zusammengekoppelt, wurden sie mit Schimpf und Spott durch das burgundische Lager geführt und am folgenden Tage auf eine eben so grausame als treulose Weise zum Theil in das Wasser gestürzt, zum Theil an den um Granson gelegenen Bäumen aufgehängt.

Diese barbarische That schadete Karl mehr, als der Besitz der Festung ihm nützen konnte. Denn sie verwilderte sein ursprünglich großmüthiges Herz und beflügelte die Rache, die schon seit langer Zeit über seinem Haupte schwebte. Indem er von stolzem Siegestaumel und grausamer Blutgier erfüllt, die Zeit nicht erwarten konnte, wo er in schnellem Laufe weiter ziehen und mit einem Winke seiner Augen das „feige Bauernpack" vernichten wollte, rückten unter der Anführung des östreichischen Landvogts Hermann von Eptingen zwanzigtausend Schweizer mit dem einmüthigen Entschlusse daher, entweder zu sterben, oder sich für den Tod ihrer unschuldigen

Brüder an dem übermüthigen und wortbrüchigen Herzoge zu rächen. Nicht weit von Granson in dem am Ufer des Neuenburger Sees gelegenen Schlosse Vaumarcu stießen sie auf die erste burgundische Besatzung. Karl hatte derselben das Versprechen gegeben, ihr bei einem Angriffe sofort zur Hilfe zu eilen. Als er daher aus der Gegend von Vaumarcu plötzlich Kanonendonner vernahm, wurde er von einer so lebhaften Unruhe und einer so heißen Kampfbegierde ergriffen, daß er trotz der Vorstellungen seiner bewährtesten Generale sein wohlverschanztes und unüberwindliches Lager verließ und mit seiner ganzen Heeresmacht dem Feinde entgegeneilte.

Auf engen verschneieten Hohlwegen waren unterdeß die Schweizer in dem Dunkel des rauhen Märzmorgens auf eine Anhöhe bei Vaumarcu gezogen und hatten dieselbe genommen. Als ihre ersten Banner sich durch die Weinreben hindurch den Berg hinaufgewunden hatten, sahen sie die unermeßliche Macht des Feindes über die ganze weite Ebene verbreitet bis nach Granson hinein. Da fielen sie auf die Kniee und riefen mit ausgebreiteten Armen den allmächtigen Gott an, ihnen beizustehen und den burgundischen Wütherich überwinden zu helfen. Karl sah aus der Ferne dieses plötzliche Niederfallen und da seine Garden beim Anblicke desselben ein furchtbares Jubelgeschrei erhoben, so wurde er zu dem dünkelhaften Wahn verleitet, daß die demuthsvolle Stellung des Feindes ein feigherziges Flehen um seine Gnade sei. Mit lauter Stimme rief er daher, daß die Zeit des Erbarmens vorüber sei und daß er dieses elende Lumpengesindel bis auf den letzten Mann vertilgen wollte. Dann zeigte er seiner Kavallerie die kleine Zahl der Schweizer und befahl ihr, denselben sofort auf den Leib zu gehen und sie ohne Schonung zu Boden zu treten.

Dieser Befehl war aber leichter gegeben, als ausgeführt. Denn obwohl die Kavallerie unter wildem Siegesgeschrei in vollem Trabe gegen das Centrum der Schweizer anrannte, so standen dieselben doch nach mehrmaligen vergeblichen Angriffen so mauerfest, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten in der größten Verwirrung sich zurückziehen mußte. Nun erst rührten sich die Schweizer von der Stelle, drangen festen Schrittes durch die burgundischen Vorposten und hatten hier mehrere Stunden hindurch einen höchst blutigen und zweifelhaften Kampf gegen die Uebermacht zu bestehen, als plötzlich ihre nachrückenden Genossen wie ein wilder Strom aus den Bergschluchten hervorquollen und sich von den umherliegenden Hügeln in stürmender Eile über die Ebene zu ergießen begannen.

Bei dem Anblicke dieser neu sich entfaltenden Macht und dem dumpfen Tone der Harschhörner von Uri und Unterwalden, der sich mit einem Male rings umher vernehmen ließ, wurde der Herzog von großem Schreck ergriffen. „Was ist das für ein Volk", fragte er einen gefangenen Schweizer, „was ist das für ein wildes Volk? Sind das auch Schweizer?" „Ja wohl", erwiderte Jener, „das erst sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirg, die eisernen Männer, welche die Oestreicher schlugen; dort sind die Bürgermeister von Zürich, von Schaffhausen, dort führt der Tschudi sein Volk."

Karl fühlte die Wichtigkeit des Augenblicks. Vergebens aber suchte er die Seinigen durch Wort und Beispiel anzufeuern. Denn schon nachdem die ersten Angriffe der Kavallerie zurückgeschlagen waren, hatte sich dieselbe auf das hinter ihr stehende Fußvolk geworfen, und von vorn herein eine Verwirrung hervorgebracht, welche wie ein elektrischer Schlag alle Glieder des Heeres erschütterte. Indem so eine Reihe sich auf die andere warf und endlich immer dichter und dichter die schweizerischen Rotten hinter den Bergen hervorströmten, verwandelte sich der Rückzug der Burgunder in eine allgemeine Flucht. Ein panischer Schrecken, welcher selbst auf die Bitten und Drohungen des sonst so gefürchteten Feldherrn nicht hörte, trieb die Geschlagenen ohne Besinnung vor sich her und Karl selber, der bisher noch niemals geflohen war, sah sich jetzt genöthigt, vor einem Feinde davon zu laufen, dem er noch kurz vorher mit einer so tiefen Verachtung begegnet war. Darum erlitt sein Ruhm an diesem Tage ein so schimpfliches Brandmal. Denn die geringe Anzahl gefallener Schweizer zeigte aller Welt, wie wenig es einer wirklich begeisterten Anstrengung gekostet hatte, den bisher für unüberwindlich gehaltenen Helden binnen kurzer Zeit aus dem Felde zu jagen. Wären die Schweizer nur hinlänglich mit Reiterei versehen gewesen, um seinem gewaltigen Heere nachsetzen zu können, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, dasselbe gänzlich aufzureiben und durch eine vollständige Vernichtung ihres übermüthigsten und erbittertsten Feindes ihre Freiheit vor allen weiteren Angriffen sicher zu stellen.

Hatten also die fliehenden Burgunder ihr Leben nur einer Unvollkommenheit des schweizerischen Heeres zu danken, so fiel dagegen ihr ganzes Lager nebst allem Geschütz, allen Kriegsvorräthen und Kostbarkeiten in die Hände der Sieger und niemals, so lange es Schlachten gab, hatte es vielleicht einen schnelleren Uebergang

von der bescheidensten Armuth zum Besitz unermeßlicher Reichthümer gegeben. Unter allen den Herrlichkeiten, welche den Schweizern in die Hände fielen, zählte man allein 420 größere Kanonen, 27 Hauptbanner, mehr als 600 Fahnen, 300 Tonnen Pulver und über 10,000 Zugpferde; nicht zu zählen dagegen waren die Menge der Spieße, Mordärte, mit Stacheln versehener Kolben, Handbogen, Armbrüste und Sehnen. Das Gold, das Silber, die Kleinodien, das baare Geld, die schönen Kleider und alle anderen prachtvollen Dinge waren in so ungeheurer Menge da, daß die einfältigen Schweizer Mühe hatten, mit der Theilung fertig zu werden. Unter vierhundert mit Seide behängten Zelten stachen sieben als die kostbarsten hervor und unter diesen war wiederum das eigene Hauptquartier Karl's von Außen mit Wappenschilden von Gold und Perlen versehen und inwendig mit dem herrlichsten Sammet ausgeschlagen. Man fand darin seinen goldenen Stuhl, von welchem herab er Gesandten Gehör gab, seinen prächtigen mit Diamanten besäeten Herzogshut, den Orden des goldenen Vließes, so wie sein Prachtschwerdt von Damascenerstahl, dessen Handgriff sieben große Diamanten, ebenso viele Rubinen und eine Masse der seltensten Edelsteine und Perlen zierte. In der Kapelle fand man neben einer Menge von Reliquien den ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzten Rosenkranz Philipp's des Guten und in der herzoglichen Kanzlei das goldene, ein Pfund schwere Hauptsiegel des Hauses Burgund, das sich noch gegenwärtig in dem Staatsarchiv von Luzern befindet. Im Speisesaale und den anstoßenden Vorrathskammern waren hohe Staffeleien mit einer kaum zu übersehenden Masse von goldenen und silbernen Pokalen, Schüsseln und Tellern und außerdem vierhundert Reisekoffer mit Silber- und Goldstoffen, so wie mit fürstlichen Leinen- und Seidenzeugen angefüllt. Auch der größte Diamant damaliger Zeit befand sich unter der Beute; der Herzog oder ein Anderer, welcher denselben retten wollte, hatte ihn auf der Flucht verloren; ein gemeiner Soldat fand das Kleinod, verkaufte es für einen Gulden an einen Priester und dieser wiederum gab es den Bernern für drei Franken hin. So von Hand zu Hand wandernd, wurde der Stein endlich für zwanzigtausend Dukaten von dem Papst Julius dem Zweiten erstanden und seitdem erglänzt er als erster und kostbarster Edelstein in der päpstlichen Krone. Ein anderer der im Lager gefundenen Diamanten befindet sich jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien und ein dritter schmückte viele Jahre hindurch die französische Königskrone.

So hatte also das Schicksal die ärmsten Bewohner eines dürftigen Erdstrichs herbeigerufen, um sich in den Reichthümern zu theilen, mit denen der prunksüchtigste Fürst der damaligen Christenheit die Augen der Könige geblendet hatte. In der That wußten die Schweizer nicht, was sie mit der Menge der eroberten Schätze beginnen, und zu welchem Zwecke sie dieselben gebrauchen sollten. Die ungeheueren Geldvorräthe wurden in Hüten vertheilt, die gestickten Stoffe der Zelte ausgemessen und zerschnitten, die silbernen Teller und Gefäße, die man für zinnerne hielt, um wenige Groschen verkauft, und die Masse der köstlichen Kleider und Gewänder in einer Weise zerstreut, daß man sie bald in allen Städten und Dörfern nicht höher als schlechtes Leinentuch schätzte. Am meisten bereicherten sich noch diejenigen durch die Beute, welche an der Schlacht den wenigsten Antheil genommen hatten, z. B. die Krämer und Kaufleute, denen der gemeine Mann, der sich besser auf Kühe, als auf Kleinodien verstand, die herrlichsten und kostbarsten Dinge um ein Spottgeld verkaufte.

Drei Tage waren die Sieger, der schwierigen Theilung wegen, auf dem Kampfplatze versammelt geblieben. Dann zogen sie nach Granson, bemächtigten sich des Schlosses daselbst und hingen die burgundische Besatzung an denselben Bäumen auf, von denen sie die Leichname ihrer so grausam erwürgten Brüder herunternehmen mußten.

Nur von fünf Reitern begleitet, und in einem Zustande vollständiger Betäubung war der stolze Herzog von Burgund durch einen Paß des Juragebirges ohne Aufenthalt bis nach Lausanne geritten. Als er hier endlich ein wenig zur Besinnung kam und nicht blos seinen Verlust, sondern auch die tiefe Schmach, welche er erlitten, einigermaßen zu überdenken begann, gerieth er in eine Art von Raserei und gebehrdete sich wie wahnsinnig. Einige Tage hindurch nahm er weder Speise noch Trank zu sich, und während ihm der Schaum vor dem Munde stand, stampfte er mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen, zerbiß sich die Finger, zerkratzte seine Wangen und stieß fortwährend die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen aus. Nicht lange vermochte die Natur eine so gewaltsame Erschütterung auszuhalten und zum ersten Male in seinem bisherigen Leben wurde Karl durch eine heftige Krankheit auf das Lager geworfen. Zwar genas er nach kurzer Zeit, aber sein bleiches Gesicht, seine zitternde

Stimme und sein verwirrter Blick verriethen deutlich den wilden Groll, der unaufhörlich sein Inneres zernagte.

Die Schweizer wären nicht ungeneigt gewesen, sich den immer noch gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen und unter billigen Bedingungen mit ihm Frieden zu schließen. Davon wollte er aber durchaus nichts hören. Je mehr mit der allmälig wiederkehrenden Genesung auch Ehrgeiz und Haß sich von Neuem in ihm belebten, desto weniger konnte er sich von der Hoffnung lossagen, durch eine baldige Fortsetzung des Krieges den ersten Verlust wieder auszugleichen und an den verachteten Bauern furchtbare Rache zu nehmen. Während er daher die in seinem Heere eingerissenen Lücken durch Heranziehung der niederländischen und burgundischen Besatzungen ergänzte, befahl er zugleich in allen seinen Ländern das Aufgebot des sechsten Mannes und suchte aus Savoyen und Italien neue Hilfstruppen herbeizuziehen. Steuern, die seine Unterthanen drückten, und Beraubung der Kirchen und Wohnungen gaben das Kriegszeug. Alle Glocken wurden eingeschmolzen und aus allen Häusern mußte die Hälfte des ehernen Geschirrs in die Stückgießereien geliefert werden. So glich Karl's Lager bald einer Werkstätte von Arbeitern aus allen Fächern. Tag und Nacht wurden Zelte genähet, Büchsen gegossen und so viele Kräfte in emsige Bewegung gesetzt, daß schon nach Verlauf von drei Monaten ein Heer von 60,000 Mann wohl eingeübt, gut bewaffnet, und hinlänglich mit brauchbarem Geschütz versehen war.

Dieser in der damaligen Zeit nicht unbedeutenden Kriegsmacht glaubte sich der Herzog aber erst auf das Feierlichste versichern zu müssen. Deshalb versammelte er das ganze Heer auf einem freien Platze bei Lausanne, bestieg dann einen Rednerstuhl, schilderte in heftigen Worten das Unrecht und die Beschimpfungen, welche sie insgesammt von den Schweizern erduldet hätten und suchte nicht blos durch die Hinweisung auf die Verächtlichkeit des Feindes, sondern auch durch die Erinnerung an den ehemaligen Glanz der burgundischen Waffen Muth und Racheburst in den Herzen der Truppen zu wecken. Seine flammende Beredtsamkeit brachte den gewünschten Erfolg hervor und flößte auch dem Feigsten ein hohes Gefühl der Begeisterung ein. Alle schlugen zum Zeichen ihres Beifalls die Waffen an einander und riefen mit lauter Stimme, daß sie entweder siegen oder sterben wollten. Karl verlangte nicht mehr; dieser Augenblick hatte alle Wunden der Vergangenheit geheilt. Sogleich ließ er das Heer aufbrechen und näherte sich in starken Märschen

der Stadt Murten, deren Belagerung er beschloß. Nach Eroberung dieser Stadt wollte er auf Freiburg und Bern losgehen und durch den Schrecken, welchen die Bezwingung derselben erregen würde, auch die übrigen Kantone zum Gehorsam bringen. Nicht im Entferntesten kam es ihm in den Sinn, daß arme und schlechtbewaffnete Bauernhorden ihm zum zweiten Male einen ernstlichen Widerstand leisten und alle seine gewaltigen Pläne zu Schanden machen könnten.

Die Stadt Murten liegt auf einer kleinen Anhöhe an einem See gleiches Namens drei Meilen von Freiburg und fünf Meilen von Bern entfernt. Da sie den Schweizern durch ein altes Bündniß verwandt war, und besonders von den Bernern als eine ihrer Vormauern betrachtet wurde, hatten die letzteren ihren alten Schultheißen Adrian von Bubenberg, einen bewährten Helden mit zweitausend auserlesenen Soldaten dorthin gesendet. Dies war nebst einigem von den Straßburgern gelieferten Geschütz die ganze Macht, welche der plötzlich heranziehenden burgundischen Armee den ersten Widerstand entgegensetzte.

Denselben stolzen und trotzigen Geist, der Karl vor Granson beseelt hatte, dieselbe Siegesgewißheit und eine gleiche Verachtung des Feindes hatte er, wie wir oben schon gesehen, auch nach Murten mitgebracht. Drei Male aber bestürmte er vergebens die Stadt und als er voller Wuth und heftigen Ingrimms die Vorbereitungen zu einem vierten Sturme traf, lagen bereits funfzehnhundert der Seinigen todt auf dem Felde. Nun ließ er Pfeile mit Zetteln über die Mauer schießen, welche die folgende barbarische Aufforderung enthielten: „Ihr Bauern von Bern, gebt die Stadt und das Schloß auf! Ihr möget Euch nicht erhalten, denn alle Hammer möchten nicht Geld genug schlagen, daß Ihr damit erlöset würdet. Wir kommen bald in die Stadt und wollen Euch fahen und binden und an die Gurgel henken!"

Drohungen dieser Art wurden aber von den Schweizern mit verdienter Verachtung aufgenommen. Denn so gern die „Bauern von Bern" auch Frieden gemacht und den Krieg mit dem übermächtigen Feinde vermieden hätten, so waren sie sich doch nur allzugut bewußt, wie glänzend ihre Armee die burgundischen Helden vor Granson geschlagen hatte. Fest entschlossen, nicht zu weichen und sich lieber unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen, hatten sie unter sich festgesetzt, daß Jeder von ihnen das Recht haben

solle, einen Andern niederzustechen, sobald nur ein zaghaftes Wort über seine Lippen käme. Als daher jene verächtliche Aufforderung an sie erging, glaubten sie dieselbe nicht höhnischer beantworten zu können, als daß sie weder bei Tag noch bei Nacht ihre Thore schlossen und durch wiederholte Ausfälle und unaufhörliches Schießen die Feinde zu beunruhigen und zu reizen suchten. Ihr Muth erlosch auch dann nicht, als bereits große Stücke ihrer Mauern zusammengeschossen und verschüttet waren. Denn was hier an Steinen und Mauerwerk fehlte, das wußte die lebendige Wehr fester Männer hinlänglich zu ersetzen.

Nicht lange jedoch dauerte die harte Probe, auf welche die Standhaftigkeit dieser heldenmüthigen Besatzung gestellt wurde und noch ehe sich Karl, trotz seiner großen Anstrengungen, eines einzigen Vortheils zu rühmen vermochte, erschien auf den Höhen um Murten, 34,000 Mann stark, das zum Entsatz heranrückende Schweizerheer. Karl hatte freilich dieses Mal für solch' einen Fall seine Vorkehrungen getroffen und mit größerer Umsicht als sonst für seine Sicherheit gesorgt. Auf seinen Befehl war rings um das Lager eine grüne Hecke gezogen und in der Mitte desselben ein hölzernes Wachthaus aufgestellt worden, von dem aus er die ganze Gegend übersehen konnte. Alle seine bisherigen Anstalten trugen überhaupt das Gepräge des ruhigen Nachdenkens und der prüfenden Erfahrung. Dennoch war ihm am frühen Morgen des 22. Juni (1476) der Feind kaum unter das Gesicht getreten, als die ganze Wildheit seiner ungezähmten Natur mit verdoppelter Gewalt erwachte und der Gedanke der Schlacht alle anderen Vorstellungen aus seiner Seele verdrängte. Glühend schlug sein Herz dem Augenblicke der Entscheidung entgegen und ohne lange Ueberlegung wurde das Lager alarmirt und der Befehl zum Ausrücken gegeben.

Die Natur schien die Schauer dieses Tages zu theilen und indem Karl in Schlachtordnung aufzog, ergoß sich der Himmel über ihm in dicken Regenströmen. Beide Theile, die sich nun gegenüberstanden, hatten ihre letzten Kräfte auf den Kampfplatz gebracht, sowohl Karl, der bereits Alles verloren hatte, als die Schweizer, denen überhaupt nicht viel zu verlieren übrig blieb; in beiden waren auch zwei mächtige Hebel wirksam, dort der Ehrgeiz und die Rache, hier die Verzweiflung, zu der die Nothwehr zwingt. Aus diesen verschiedenen Antrieben floß natürlich auch ein entgegengesetztes Verfahren und das Feuer, welches in dem Burgunder zur hellen Flamme aufloderte, durchwärmte die Schweizer mit einer gemäßigten aber

dauernden Gluth. Darum rückten sie auch so fröhlichen Muthes vorwärts und ließen sich weder durch die vortheilhafte Stellung des Herzogs noch durch seine Uebermacht und seine gewaltigen Hilfsmittel in Furcht versetzen.

Als sie sich ihm bis auf fünfhundert Schritte genähert hatten, eilte er ihnen in heftiger Schlachtbegierde entgegen, dennoch aber wagte er noch keinen wirklichen Angriff auf ihr Lager, als er bemerkte, daß sie ihn in der unterdeß genommenen Stellung ruhig erwarteten.

So standen denn seine Truppen sechs Stunden lang unter beständigen Regengüssen und harrten ungeduldig des Angriffs. An jedem Augenblicke, der unbenutzt dahin schwand, rieb ihre Kraft sich ab; ihr Muth war zu heftig auf die Gegenwart gerichtet, um für die Zukunft sich aufrecht zu erhalten. Die Körper wurden ermüdet, die Waffen abgenutzt, der Geist erschlaffte; wider Willen mußte Karl endlich gegen Mittag seine gesammte Mannschaft in das Lager zurückführen.

Die Schweizer aber hatten sich nur so lange nicht von der Stelle gerührt, als der Herzog sie zu einer Schlacht herausfordern wollte. So wie er sich jedoch zum Abzuge wendete, brachen sie unvermuthet aus ihren Verschanzungen hervor, nachdem sie eben noch durch den vertriebenen Herzog Renatus von Lothringen mit guter Reiterei verstärkt worden waren. Die Stunde der Entscheidung war gekommen und eine eben so feierliche als ergreifende Scene bereitete den Angriff vor. Mit entblößtem Schwerdte nämlich trat der Ritter von Halweil, der das Vordertreffen führte, noch ein Mal vor die Seinigen hin, und erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an des Feindes Grausamkeit und an die süßen Gefühle der Freiheit. Als nun, seinem Beispiel folgend, das ganze Heer auf die Knieen sank und tausende von frommen Gebeten still und inbrünstig zum Himmel stiegen, drang plötzlich die Sonne so hell und strahlend aus dem finstern Nachtgewölk hervor, daß Halweil sich begeistert vom Boden erhob, sein Schwerdt schwang und mit donnernder Stimme durch die Reihen rief: „Frisch auf, biedere Männer! Sehet, Gott selber will zum Siege leuchten! Gedenket des Tages von Granson, Eurer Weiber und Kinder und des Vaterlandes und rettet sie durch Kraft und männliche That!"

Kaum hatte der Held diese Worte ausgesprochen, als auch schon von allen Seiten das Zeichen des Angriffs erfolgte und die Vorhut der Schweizer schnell gegen den Feind und das feindliche Geschütz losbrannte. Gräben und Hecken wurden sofort im Sturm-

schritt durchbrochen und die burgundischen Verschanzungen in wildem Kampfe angefallen. Ueberrascht durch den unerwarteten Angriff, ließ Karl nun sein schweres Geschütz gegen die eindringenden feindlichen Banner spielen; allein die Kugeln flogen zu hoch und schadeten mehr durch Fällung der Baumäste als durch ihre Ladung. Dennoch konnten die Schweizer nicht gleich an diesem Orte durchdringen, sondern mußten sich seitwärts in einen Hohlweg werfen, um der Batterie in die Flanke zu kommen. Da dieser Hohlweg die Burgunder gleichsam in zwei Theile schied, so schwenkte sich das schweizerische Fußvolk links gegen den Hügel und brach dort ein, wo das Zelt des Herzogs und die Mitte seines Heeres stand. Die feindlichen Artilleristen erstechend, kehrten nun die Verwegenen das Geschütz derselben um, brannten es gegen die Burgunder selber ab, und brachten auf diese Weise einen so ungeheuern Schrecken hervor, daß es ihnen nicht schwer wurde, die Feinde, ungeachtet ihrer Menge und ihrer guten Stellung, in's freie Feld hinabzuwerfen. Nun aber entstand in der Ebene, in welche sich die Schweizer einem Bergstrome gleich hinabstürzten, ein äußerst hitziges Gefecht. Denn hinter einem starken Zaune hatte sich hier der Kern des burgundischen Heeres, besonders des Herzogs auserlesene englische Garde aufgestellt, welche die Herandringenden nicht blos einige Augenblicke aufhielt, sondern auch um etwas zurückzutreiben wußte. Die Schweizer aber wiederholten den ersten Angriff mit verdoppelter Kraft, hieben die tapferen Feinde im Nu zusammen, gewannen durch Ersteigung des so eroberten Postens das freie Feld und brachen nun, zur Vervollständigung ihres Sieges, nach rechts und links in die bereits davoneilenden feindlichen Schaaren ein.

Während dies mit dem Fußvolke vorging, hatte auch der Herzog von Lothringen an der Spitze der Reiterei einen heftigen und unentschiedenen Kampf mit der burgundischen Kavallerie zu bestehen. Dieselbe wehrte sich mit großer Tapferkeit. Erst als sie ihr Fußvolk getrennt und sich selber von den Siegern in der Seite angegriffen sah, gerieth auch sie in Verwirrung und wurde nun geworfen und in die bereits geschlagenen und fliehenden Heerestheile hineingedrängt.

Zu noch größerem Unglück der Burgunder war dem Befehlshaber in Murten, trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Herzogs, die Ankunft des Entsatzes und die dadurch unter den Feinden entstandene Bewegung nicht entgangen. Als er daher die Flucht derselben bemerkte, ließ er sechshundert seiner besten Soldaten auf der Seite

nach Wiflisburg einen Ausfall thun. Nunmehr waren die Feinde verloren, da sie auf einen so allseitigen Angriff nicht vorbereitet waren. Von der Reiterei verfolgt und schonungslos niedergemetzelt, flohen sie im tollem Laufe dahin, während nur noch die Leibwache des Herzogs und die englischen Hilfsvolker, welche seine Person umgaben, einen tapfern Widerstand zu leisten und die allgemeine Auflösung zu hindern vermochten. Was aber konnten Söldlinge, die aus den verschiedensten Ländern zusammengebracht und mit Gewalt in den Krieg geführt worden waren, Männern gegenüber ausrichten, welche aus eigenem freiem Antriebe ihre Heimath vertheidigen, ihre Häuser schützen und erlittenes Unrecht bestrafen wollten? Mit immer schwächeren Kräften und mit sinkendem Muthe stritten daher auch diese Letzten eines bereits überwundenen Heeres bald nur noch um Leben oder sichere Flucht. Da ergriff den Herzog das Gefühl, daß es mit seiner Macht und Herrlichkeit vorüber sei und früher, als es dem stolzen Feldherrn ziemte, wich er mit dreitausend Reitern vom Schlachtfelde zurück.

Unter dem dumpfen und gellendem Tone ihrer Harschhörner strömten nun die schweizerischen Banner und Fahnen mitten durch das burgundische Lager auf den zwei Stunden langen Weg nach Wiflisburg und trieben, gleich einer Heerde Schlachtvieh, die Flüchtigen vor sich her. Vergebens stiegen viele derselben auf hohe Bäume, um sich in dem Laube derselben zu verkriechen; sie wurden herabgeschossen und mit den Spießen aufgefangen. Um dem furchtbaren Morden zu entgehen, stürzten sich sogar mehr als zehntausend Mann zu Roß und zu Fuß in den nahegelegenen See; allein Viele wurden schon am Ufer niedergemacht, Andere sanken vor Müdigkeit und durch die Schwere ihrer Waffen in den Grund, während die Uebrigen von den erbitterten Siegern, welche in Kähnen umherfuhren, erstochen, erschossen und vor den Kopf geschlagen wurden, so daß der ganze Murtensee, so weit das Auge reichte, von Todten und sterbenden Menschen und Pferden wimmelte. Die Rache der Sieger war nicht zu ersättigen und besonders schlugen die Berner und Freiburger, deren Blutsverwandte Karl vorher bei Brie und Granson unredlicher Weise hatte aufknüpfen und ertränken lassen, unter dem lauten Wuthgeschrei „Brie, Granson!" die Burgunder ohne Schonen zu Boden.

Als diese Blutarbeit beendigt und von den eingeschlossenen Feinden kaum einer noch übrig war, fielen die Schweizer auf der Wahlstatt zum Dankgebete nieder und bis hoch in die Alpen hinauf kün-

dete bald Jubelgeschrei und allgemeines Freudengeläut allen Städten und Landschaften den Sieg der schweizerischen Waffen, die Bestrafung des übermüthigen Drängers und die Rettung der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes an.

Weniger reich und groß, als vor Granson, war die Kriegsbeute, aber dennoch immer beträchtlich genug an Kriegsgeräth, Lebensmitteln, Gold, Silber, Kleidern, Kleinodien, Waffen, Pferden und Geschütz. Viel Unordnung herrschte dieses Mal bei der Vertheilung der Schätze und mancher in der weiteren Entwicklung der Verhältnisse hervortretende Haß, manche spätere Zwietracht und Unzufriedenheit schrieb sich neben der erwachenden Habsucht und der immer stärker werdenden Ueppigkeit von der plötzlichen Bereicherung bei Granson und Murten her.

Der Verlust der Schweizer in dieser berühmten und entscheidenden Befreiungsschlacht wird nirgends bestimmt angegeben; er soll blos 250 bis 300 Mann betragen haben. Dagegen rechnete man den Verlust der Besiegten auf 25- bis 30,000, Mann worunter sich der größte Theil der Offiziere und Edelleute der burgundischen Armee befand, da sich gegen diese die Wuth der Schweizer am heftigsten wandte. Gefangene wurden gar nicht gemacht und die Erschlagenen in große Gruben mit ungelöschtem Kalk versenkt. Erst vier Jahre nachher, als die Leichname verwest waren, ward in Murten für die Knochen ein eigenes Beinhaus errichtet, das dem Uebermuthe der Eroberer zur ewigen Warnung dienen, und die Schweizer selber zur Eintracht und standhaften Treue ermahnen sollte. An diesem Beinhause stand neben einer lateinischen Inschrift der folgende Vers:

Dies Gebein ist der burgundischen Schaar
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch die Eidgenoßschaft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft,
Auf der zehntausend Ritter Tag
Geschah dies große Niederlag.

Dieser Inschrift fügte der Dichter Haller folgende Verse hinzu:

Steh' still, du Schweizer, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, euere Kraft, sie ist in eurer Treu',
Ach würde sie doch jetzt bei jedem Leser neu.

Als die französische Revolutionsarmee im Jahre 1798 nach der Schweiz kam, war es eines ihrer ersten Werke, das Beinhaus zu Murten, als eine Erinnerung an die burgundische Schmach in Asche zu legen, nachdem dasselbe dreihundert Jahre gestanden hatte. Erst seit dem Jahre 1822 prangt auf dem berühmten Schlachtfelde ein neues Nationaldenkmal jenes eben so großartigen als erhebenden Sieges.

Hatte schon die Niederlage bei Granson den Herzog von Burgund tief erschüttert und beinahe um den Verstand gebracht, so war dies noch mehr der Fall nach der Vernichtung seines Heeres bei Murten, da es jetzt weit schwerer war, neue Streitkräfte zu erhalten. Von Pferd zu Pferd steigend war er die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch bis an den Genfersee geflüchtet nnd hatte sich von da durch die Unterstützung der Herzogin von Savoyen nach Burgund begeben, wo er in dem Schlosse Riviere das Leben eines Einsiedlers führte. Die Erschütterung, welche sein Geist erlitten, hatte in gleicher Weise auch seinen Körper umgewandelt. Ehemals durfte er keinen Wein trinken und mußte das kochende Blut, das ihn durchwallte, durch Gefrorenes nnd andere mildernde Getränke abzukühlen suchen. Jetzt war ihm der unverfälschte Wein unentbehrlich geworden und um das stockende Blut nach dem Herzen zu leiten, wurden ihm Schröpfköpfe mit glühendem Werg auf die linke Seite der Brust gesetzt. Wie tief war sein Stolz gedemüthigt! Er, der sonst mit Kaisern und Königen die rühmlichsten Kämpfe bestanden, er, der von Allen Gefürchtete, sah jetzt auf einmal durch eine Heerde roher Bergbauern (sein gewöhnlicher Ausdruck von den Schweizern) das ganze Gebäude seines Ruhms und Ansehens vollständig zertrümmert. Der Glanz seiner Größe war erloschen, untergegangen auf immer der Stern seines Glücks. Alle die hochfliegenden Pläne von Machtvergrößerung und Eroberungen waren dahin und mit ihm seine vorige Kraft und Geistesstärke, an deren Stelle jetzt Tiefsinn und träge Schwermuth traten. So saß er Wochen hindurch schweigend, vernachlässigt und hungernd da, während Alle, die er durch seine Ländersucht gekränkt hatte, gegen ihn aufstanden und seine Demüthigung zu vollenden suchten. Nach allen Seiten hin griffen die Schweizer um sich und besonders war es der vertriebene Herzog Renatus von Lothringen, der den günstigen Zeitpunkt mit Muth und Klugheit zur Wiedereroberung seines Landes zu benutzen wußte.

Dieser junge Fürst war den Schweizern schon an dem Tage lieb geworden, als er bei Murten so ritterlich für ihre Freiheit kämpfte. Seine Jugend, seine Bescheidenheit und sein bisheriges Unglück, Alles trug dazu bei, ihm auch anderweitige Freunde zu erwerben; im Uebrigen erhielt die Gerechtigkeit seiner Sache durch den allgemeinen Haß, in welchem Karl stand, einen erhöheten Reiz. Mit Hilfe einiger Summen, die ihm der König von Frankreich vorstreckte, und eines Schmuckes, der ihm eben damals durch Erbschaft zufiel, warb er daher Truppen an, ging mit denselben sofort auf Mainz, die Hauptstadt seines verlorenen Landes, los und eroberte dieselbe nach einer dreimonatlichen Belagerung am 6. Oktober des Jahres 1476.

Als dem unglücklichen Burgunderfürsten die Nachricht von den Fortschritten seiner Feinde und besonders von dem Verluste jener schönen und wichtigen Stadt zu Ohren kam, wurde er plötzlich aus seinem trägen und unrühmlichen Schlummer aufgerüttelt. Noch einmal loderte die Flamme seines vormaligen ungestümen Feuers hell empor. Entschlossen, nicht eher zu weichen, bis er den unversöhnlichen Gegner wiederum von Land und Leuten vertrieben, bricht er plötzlich von Riviere auf; schon am dritten Tage steht er vor Nancy und unternimmt sogleich die Belagerung dieser Stadt.

Der Kern seiner Truppen aber war bei Granson und Murten gefallen und nur 6000 kranke und schlechtgekleidete Soldaten waren dem ehemaligen Anführer der zahlreichsten und mächtigsten Heere geblieben. Trotz dieser geringen Anzahl wagte es dennoch der Herzog von Lothringen nicht, dem noch immer gefürchteten Feinde im offenen Felde zu begegnen; seine Krieger in Nancy und einige feste Plätze verlegend, begab er sich daher nach Deutschland, um dort frische Mannschaft zu sammeln.

Der rauhe November und alle Beschwerden eines harten Winters brachen jetzt herein. Ohnedies muthlos durch die erlittenen Niederlagen, fehlte es den Truppen Karl's auch an Zelten, Waffen und anderen Kriegsbedürfnissen. Jedermann seufzte nach Erholung, die von der Natur geboten und von den erfahrensten Feldobersten angerathen wurde. Aber schon war Karl so weit gekommen, daß jeder Fehler, den er beging, ihn nur in immer verkehrtere Wege trieb. Von seinem Ungestüm fortgerissen, hatte er kein Ohr für die weisen Regeln der Klugheit. Er wollte entweder untergehen oder durch ein gewagtes Spiel mit einem einzigen Schlage alles Verlorene wieder gewinnen. Darum hatte er die Verwegenheit, in der

schlechtesten Jahreszeit und unter dem murrenden Widerwillen der Seinigen eine so schwierige Belagerung zu unternehmen, selbst nachdem seine durch vielfältige Abgaben gedrückten niederländischen Unterthanen sich geweigert hatten, ihm eine neue Unterstützung an Geld und Mannschaft zu leisten.

Bald aber stellten sich die Folgen eines unter so ungünstigen Umständen begonnenen Unternehmens sehr fühlbar heraus. Die halb nackten und dürftig genährten Soldaten, die mit jeder Art von Mangel und Ungemach zu kämpfen hatten, erkrankten und starben häufig auch als Opfer des Eigensinns und der harten Behandlung ihres Herrn. Nur gezwungen that Jeder seine Pflicht und betrachtete sich als Sklave eines undankbaren Fürsten, der selbst die härtesten Entbehrungen und Anstrengungen mit keinem freundlichen Blick belohnte. Nur Maschinen verlangte Karl, die auf den Wink gehorchten; jede Regung menschlicher Natur, jedes leise Emporstreben eines eigenen Willens schien ihm ein Majestätsverbrechen.

Die strenge Kälte, welche bereits im November hereingebrochen, war gegen das Ende des Jahres zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen, daß am Weihnachtsabend, einer damaligen Chronik zufolge, in dem burgundischen Heere 400 zu Tode erfroren und 300 anderen die erfrorenen Arme und Beine abgenommen werden mußten. Hierüber entstand Unwillen unter des Herzogs Dienern und einer von ihnen, ein Ritter und Hauptmann, konnte sich nicht enthalten, in die folgenden Worte auszubrechen: „Unserem Herrn, dem Herzog, ist wohl mit Kriegen und er gewänne die Stadt gern. Ich wollte, daß er vorn in der großen Büchse läge; da wollten wir ihn in die Stadt schießen; so gewänne er doch Nancy und würd' ihm Krieges genug, daß wir nicht so merklich erfrieren dürften." Diesen natürlichen Ausdruck des Schmerzes, den ein kluger Feldherr in der gegenwärtigen Lage übersehen haben würde, strafte Karl mit äußerster Härte. Kaum hatte man ihm die ausgestoßenen Worte hinterbracht, als er sogleich den Schuldigen ergreifen und ihn aufknüpfen ließ.

So groß aber auch die Unzufriedenheit im Lager war, so würden doch Uebelstände dieser Art noch ertragen worden sein. Die burgundischen Soldaten waren der Strenge ihres Feldherrn zu gewohnt, und da dieser selber Frost und Beschwerden erduldete, bestrebten sich viele Andere, seinem Beispiele nachzufolgen. Gefährlicher dagegen war ein Schaden, der im Verborgenen schlich, und

wie ein ansteckender Krebs, die gesunderen Theile der burgundischen Armee ergriff, ohne von Karl bemerkt zu werden.

Als einen Freund und Günstling nämlich nährte derselbe an seiner Seite einen Verräther, der darauf sann, den für die Feinde geschliffenen Dolch gegen seinen Herrn selbst zu kehren. Dieser Verräther, der theils aus kleinlicher Rache, theils aus Eigennutz und Hang zu Bubenthaten den Untergang des Herzogs von Burgund beschlossen hatte und gleich einem bösen Geiste jeden Schritt desselben zu seinem Verderben zu lenken suchte, war der Graf von Campobasso, ein Neapolitaner. Wegen politischer Meinungen aus seinem Vaterlande vertrieben, hatte er sich lange als Abentheurer umhergetrieben und war darauf arm und dürftig an Karl's Hoflager gekommen und von demselben mit Wohlthaten überhäuft worden. Karl erhob ihn zu der ehrenvollen Stelle eines Generals, vertraute ihm 40,000 Dukaten, um damit in Italien Mannschaft zu werben und versorgte ihn mit einem jährlichen Gehalte von 10,000 Kronen. Aber dieser Unwürdige — einer jener bösen Menschen, wie sie damals Italien nur zu häufig nährte — schändete das Vertrauen seines Herrn durch eine selbstsüchtige und rachgierige Denkungsart. Eine Ohrfeige, die ihm Karl einst in einer hitzigen Aufwallung gegeben, soll den Grund zu einem unauslöschlichen Haß in seine Seele gelegt haben.

Mehr als ein Mal war Karl gewarnt worden, vor dem ränkevollen Italiener sich in Acht zu nehmen; aber er verstopfte vor diesen Warnungen sein Ohr und hielt dieselben für nichts weiter, als für listige Versuche seiner Feinde, ihm einen treuen Diener und trefflichen Krieger zu rauben. Campobasso war es gewesen, der die Niederländer zu der oben erwähnten Verweigerung einer Unterstützung angereizt hatte; nicht zufrieden aber, seinen Herrn um die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu bringen, wollte er auf verbrecherischem Wege selbst die Person desselben vernichten. Deshalb machte er dem Könige von Frankreich den Antrag, ihm für zwanzigtausend Thaler und eine Grafschaft den Herzog von Burgund todt oder lebendig auszuliefern. Ludwig der Elfte war nicht der Mann, welcher derartige Vorschläge von der Hand wies; er glaubte jedoch, daß man ihm nur eine Schlinge legen wolle und beeilte sich aus diesem Grunde dem Herzoge das gegen ihn beabsichtigte Verbrechen anzuzeigen. Dieser aber beachtete die Warnung nicht und Campobasso's Verdienste erschienen ihm nur um so glänzender, seitdem ein

so erklärter Feind, wie Ludwig, sie neidisch hatte verdunkeln wollen. Hinter diesem Schirm spann der schändliche Italiener seine Netze mit vollkommener Sicherheit. Die Belagerung war in seine Hände gelegt und da ihn der König von Frankreich mit seinem verrätherischen Plane abgewiesen hatte, wandte er sich in eben dieser Absicht an den Herzog von Lothringen, indem er demselben sagen ließ, daß er gegen eine Belohnung die Belagerung vereiteln und seinen Feind entweder aus dem Wege räumen oder gefesselt ihm übergeben wolle.

Ein guter Geist schien gleichsam sich vorgenommen zu haben, dem Herzoge von Burgund die Augen zu öffnen und ihn nicht eher, als nach mehrmaligen Warnungen fallen zu lassen. Eines Tages wurde Cifron, der Hausmarschall des Herzogs von Lothringen, der die geheimen Unterhandlungen mit Campobasso leitete, bei Uebersteigung der Laufgräben gefangen und aller Fürbitten ungeachtet, von Karl zum Tode verurtheilt. In dieser höchsten Noth verlangte der Unglückliche eine Unterredung mit dem Herzoge, da er ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu eröffnen hätte. Zu keiner anderen Zeit würde Karl einen solchen Fingerzeig von sich gewiesen haben, allein Campobasso wußte ihn so dringend von der Nichtigkeit dieser Ausflucht zu überzeugen, daß er den Gefangenen nicht vorließ, sondern dessen Hinrichtung zu beschleunigen befahl. Als Cifron sich nun deutlicher darüber äußerte, was er dem Herzoge eröffnen wolle und Einige ihrem Herrn seine Angaben mittheilen wollten, stellte sich Campobasso selber vor Karl's Zimmer und bewachte es so sorgfältig, daß Niemand durchdringen konnte. Cifron ward also im Angesichte der Stadt an einem Baume aufgeknüpft und als die Lothringer dies gewahr wurden, rächten sie den Tod des unglücklichen Mannes dadurch, daß sie hundert und zwanzig burgundische Gefangene, die ihnen das Kriegsglück in die Hände geliefert hatte, am höchsten Orte der Stadt aufhängen ließen.

Während Karl in dieser Weise, von schnödem Verrath umgeben, die Belagerung fortsetzte, war Renatus von Lothringen mit einem 20,000 Mann starken, meistens aus Schweizern bestehenden Heere in die Gegend von Nancy zurückgekehrt.

Es war die höchste Zeit, daß die belagerte Stadt aus ihren Bedrängnissen errettet wurde. Bürgerschaft und Besatzung waren auf's Aeußerste gebracht und beide hatten bereits alle Gräuel des wüthendsten Hungers erlitten, so daß nicht nur Pferde, sondern auch

ekelhafte Thiere verzehrt worden waren. Diese Umstände, verbunden mit der Schwierigkeit, sich in einem verödeten Lande bei der strengen Winterkälte mit seinem Heere zu erhalten, bestimmten den Lothringer, den Angriff auf die Belagerer zu beschleunigen. Zum Glück hatte er es mit einem Gegner zu thun, der nie auf sich warten ließ. Jeder andere Feldherr als Karl würde wahrscheinlich bei einer so traurigen Verfassung, als die war, worin seine Krieger sich befanden und bei der Annäherung eines vierfach stärkeren Feindes, die Belagerung aufgehoben und sich in's Luxemburgische zurückgezogen haben. In der That ertheilten ihm auch die weisesten Mitglieder seines Kriegsrathes, den er jetzt wider seine Gewohnheit zusammenberief, den Rath, eine Schlacht mit den furchtbaren Schweizern zu vermeiden. Aber Karl verwarf diesen Rath, so wenig ihm auch die Gefahr entgehen konnte, der er sich aussetzte. Mit bitterem Hohne maß er sich gegen den Lothringer und versicherte laut, daß er sich ewig schämen würde, vor diesem „Jungen" zurückgewichen zu sein. Ja, als einer seiner Generale ihm nach gehaltener Musterung vorstellte, daß sich nicht mehr als höchstens dreitausend streitbare Männer in seinem Heere befänden, nahm er sogar diese freimüthige Mittheilung als eine Beleidigung auf, stampfte mit Füßen und rief, daß er sich schlagen würde und wenn er ganz allein vorgehen müßte. Er beschloß also eine Schlacht zu liefern und der Verräther Campobasso that das Seinige, ihn in diesem tollkühnen Vorhaben zu bestärken.

Bevor er jedoch auf den Herzog Renatus losging, versuchte er es noch ein Mal, Nancy durch einen Sturm zu gewinnen. Aber dieser zur Nachtzeit unternommene Sturm wurde, wie die vorigen, von den tapfern Vertheidigern zurückgeschlagen und hatte keine andere Folge, als daß Renatus, der in der Ferne die Schüsse und die Nothzeichen hörte, gegen Mitternacht die Hauptleute seines Heeres versammelte und ihnen das Versprechen abnahm, am nächsten Morgen zum Entsatze auszurücken. Schnell wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen und schon in aller Frühe marschirten die kriegslustigen Schweizer auf Neuville, während der Herzog von Burgund seinerseits die Laufgräben verließ und dem Feinde im Sturmschritte näher rückte.

Es war am dies 5. Januar des Jahres 1477. Karl hatte eine vortheilhafte Stellung genommen, so daß der eine seiner Flügel durch einen Graben mit doppeltem Gehäge, der andere aber, welcher sich gegen die Landstraße dehnte, durch einen Zug schweren Geschützes gedeckt war. Ein allgemeiner Donner dieses groben Geschützes eröffnete

die Scene des Mordens. Schnell und ungestüm, wie der Waldstrom von Felsen, stürzte darauf der Herzog Renatus auf die burgundische Reiterei und troß ihrer geringen Anzahl bestand dieselbe den heftigen Angriff mit rühmlicher Entschlossenheit. Da wandte sich der verrätherische Campobasso plötzlich von ihr ab und ging, um das Maaß seiner Schande und seiner Verbrechen voll zu machen, mit vierhundert italienischen Reitern zu den Feinden über, um sich in das Heer derselben einzuordnen. Mit einem Edelmuthe aber, der damals nur ihnen eigenthümlich war, erklärten die Schweizer, daß es der Art ihrer Väter und der Ehre ihrer Waffen zuwider sei, an der Seite eines Verräthers zu streiten. Geächtet von ehrenwerthen Kriegern und verabscheut selbst von demjenigen, der ihn für seine Treulosigkeit belohnen sollte, mußte er sich daher mit seinen Spießgesellen einsam nach einer Brücke zurückziehen, wo er die niederträchtige Befriedigung genoß, auf seine bisherigen Kampfgenossen, deren Flucht er erwartete, lauern und sie plündern zu können. Sein wohlverdientes Schicksal in der Folge war, daß er endlich, von Allen verachtet, in Schmach und Dürftigkeit sein ehrloses Leben beschloß.

Obgleich nun zwar Campobasso seinen Zweck nicht erreicht hatte, so war doch seine Flucht bei der verzweifelten Lage und dem gesunkenen Muthe des burgundischen Heeres von schlimmer Vorbedeutung. Bestürzt über die Größe des Verrathes standen die Truppen da. Noch ehe sie sich aber von ihrem Erstaunen wieder erholen konnten, hörten sie plötzlich von der nahen Anhöhe das schreckliche Urihorn erschallen und in vollem Laufe stürzten zugleich alle Ordnungen des schweizerischen Fußvolks auf sie herab. Schon brachte dieser eben so unerwartete als wüthende Angriff einen Schrecken und eine Verwirrung ohne Gleichen hervor, als in demselben Augenblicke, zur Vermehrung des Unglücks, von Ingrimm und hungernder Verzweiflung getrieben, auch die Besatzung von Nancy einen Ausfall machte und das Lager der Burgunder in Brand steckte. So auf allen Seiten von erbitterten Schaaren umringt und angegriffen, verlor der kleine Haufe Karls den Muth. Alle Ordnung war aufgelöst, aller Widerstand hörte auf und Jeder suchte wiederum nur durch eilige Flucht sein Leben zu retten. Doch die Wenigsten begünstigte das Glück. Wer seinen Tod nicht in der Mosel fand, verirrte sich in den Wäldern und ward von den ergrimmten Bauern erschlagen.

Renatus von Lothringen hatte wie ein Held zur Behauptung seines väterlichen Erbes gefochten. Mit dem wilden Muthe der Verzweiflung hatte Karl von Burgund ihm gegenüber gekämpft:

aber alle seine Tapferkeit konnte ihn vom Verderben nicht retten, denn die schwarze Stunde seines Verhängnisses war da. Lange hatte er Bitten und Drohungen verschwendet, den gänzlichen Umsturz seiner Macht zu verhindern, lange durch das Beispiel eigenen Heldenmuthes, selber von Feindesblut entstellt, seine Krieger zur Erneuerung des Kampfes zu bewegen gesucht. Erst als jede Hoffnung auf den Sieg dahin war, und alle seine Freunde vor und neben ihm dahingesunken waren, schlug er sich mit wenigen Rittern, nach allen Seiten hin kämpfend, zwischen den ihn umringenden Feinden hindurch. Er, der gewaltige Held, von dem man allgemein sagte, daß ihn nichts als der Einsturz des Himmels schrecken könne, mußte jetzt zum dritten Male vor einem Feinde fliehen, den er auf's Tiefste verachtete, und vor einem Fürsten, der in seinen Augen nur ein „Junge" war.

Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Anhöhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen ein Bach durchschnitt. Dieser Bach hielt den flüchtigen Karl in seinem Rückzuge auf; er versuchte hinüberzusetzen, aber seinem entkräfteten Pferde mißlang der Sprung und sammt seinem Reiter stürzt es in's Wasser. Unfähig sich selbst herauszuhelfen, ruft er einem Lothringer, der den Fliehenden zu Fuße nacheilte, die Worte zu: Rette den Herzog von Burgund! Der Lothringer aber war etwas schwerhörig und glaubte, der Ertrinkende riefe: Es lebe der Herzog von Burgund! So vielen Muth und solch' eine kühne Herausforderung glaubte er bestrafen zu müssen. Mit seiner Hellebarde stach und schlug er daher so wüthend auf den unglücklichen Fürsten los, daß dieser augenblicklich die Besinnung verlor und bald darauf todt in das Wasser stürzte. Die nachfolgenden Kriegsleute, welche ihn nicht kannten, beraubten ihn seiner Kleider und Waffen.

So endete in dem blühenden Alter von vier und vierzig Jahren, nach einer neunzehnjährigen sturmerfüllten Regierung, Karl der Kühne von Burgund. Vor zehn Monaten noch eine der glänzendsten Erscheinungen seines Zeitalters, wurde er von dem höchsten Gipfel ritterlicher Macht und Größe, durch die Waffen jener Bürger und Bauern herabgerissen, deren Freiheit er bedroht und auf die er während seines ganzen Lebens mit Hohn und Spott herabgesehen hatte.

Drei Tage verweilten die Sieger, nach alter Schweizersitte, auf der Wahlstatt, voll Jubels über eine Waffenthat, die dem Herzoge von Lothringen sein Land wieder verschaffte und den Sturz ihres

gefährlichsten Feindes vollendet hatte. Zwei Tage lang suchten sie vergebens nach dem Leichnam Karls; erst am dritten Tage fand ihn ein altes Weib, die an den Todten nach Kostbarkeiten suchte. Wahrscheinlich wäre er niemals entdeckt worden, hätte ihn nicht einer seiner Edelknaben fallen sehen und sich die Stelle gemerkt. Der Leichnam des prunksüchtigen Fürsten war ganz in Koth und Eis begraben, durch Wunden und Kälte entstellt und aufgetrieben. Der Leibarzt aber und sein Helmträger erkannten den Körper an verschiedenen seiner Eigenthümlichkeiten. Mehrere Tage hindurch ward er zur Schau ausgestellt und Tausende kamen herbei, die Ueberreste des gefürchteten Helden zu sehen. Auch Herzog Renatus erschien in Trauerkleider gehüllt; ein langer vergoldeter Bart hing ihm bis zum Gürtel herab nach einem aus dem Alterthum stammenden Gebrauch zum Zeichen eines erkämpften Sieges. Er besprengte den Leichnam mit Weihwasser und sagte: „Lieber Vetter, Gott wolle Eurer Seele gnädig sein, Ihr habt uns viel Böses gethan."

Nebst mehreren in der Schlacht gefallenen vornehmen Burgundern wurde Karl in der Hauptkirche zu Nancy begraben. Die Stelle, wo er fiel, bezeichnet ein Kreuz mit einer Inschrift. Der Kaiser Karl der Fünfte, des Verstorbenen Urenkel, ließ seine Gebeine von Nancy nach Luxemburg bringen, aber auch von hier wurden sie später nach Brugges geführt und dort in der lieben Frauen-Kirche neben der Asche seiner einzigen Tochter Maria bestattet.

Das schöne und große burgundische Reich war nach des Herzogs Tode auf einmal ein herrenloses Gebiet und eine Beute jedes Eroberers, der Lust und Kraft hatte, ein Stück davon an sich zu reißen. Der größte Theil davon kam an das Haus Oestreich, indem die oben erwähnte einzige Tochter Karls doch noch den Erzherzog Maximilian, nachherigen Kaiser der Deutschen, heirathete; zugleich aber entwickelte sich damit eine lange Reihe von Kriegen zwischen Frankreich und Oestreich.

Die Wiedertäufer.

Die deutschen Bauern, bis zum achten Jahrhundert nach Chr. freie Männer und selbständige Herren ihres Grund und Bodens, waren im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählig in Abhängigkeit gerathen und durch die Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit zu einer so tiefen Stufe der Knechtschaft herabgesunken, daß sie an die Scholle gefesselt und mit Leib und Gut und Familie den Händen ihrer schwelgenden und prunksüchtigen Unterdrücker überliefert, von denselben nach Herzenslust nicht nur ausgesaugt, geschunden, dem Hunger preisgegeben, sondern auch auf die schmachvollste Weise mißhandelt, beschimpft und zu Boden getreten wurden. Solch' ein widernatürlicher und durch und durch ungerechter Zustand, wenn er auch durch Gesetze befestigt und durch Gewalt aufrecht erhalten wurde, konnte auf die Dauer nicht ohne unheilvolle Folgen bleiben. Durch Sklaverei und rohe Behandlung entmenscht und von dem Uebermaaße ihres Elends zur äußersten Verzweiflung getrieben, erhoben sich die rechts- und schutzlosen Bauern zu verschiedenen Malen, um mit den Waffen in der Hand das unerträglich gewordene Joch abzuschütteln und an ihren Drängern eine eben so wilde als grausame Rache zu nehmen. So muthig und verzweifelt sie aber auch hie und da kämpfen mochten, so war es ihnen doch nicht möglich, über die vereinigte Macht der Gewaltigen irgend einen erheblichen Sieg davonzutragen. Ueberwunden, entwaffnet und von Neuem geknebelt, hatten sie durch das Feuer der Empörung ihre Ketten nur noch fester geschmiedet und mit dem Uebermuthe ihrer Besieger zugleich in endloser und furchtbarer Weise das eigene Leid vermehrt.

So war die Lage des Volkes, als plötzlich am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das heitere Morgenlicht der Reformation erschien und seine begeisternden Strahlen auch in die Herzen der Gedrückten und Gepeinigten sandte, daß sie nach langer Zeit wieder ein Mal sich aufzurichten und frische Kraft und neue Hoffnung zu sammeln begannen.

Weit in das Land hinein war von Wittenberg aus der Ruf der Erlösung erschollen. Kann man sich wundern, daß Viele unter den Hunderttausenden von unglücklichen und zertretenen Menschen, welche damals den deutschen Boden erfüllten, diesen Ruf auch auf ihre

weltlichen Verhältnisse bezogen und sich der freudigen Erwartung hingaben, daß die wiederhergestellte Kraft des Evangeliums auch ihres Elends sich erbarmen und ihre Fesseln lösen würde? Die Mächtigen, besonders diejenigen, die voll edlen Eifers der neuen Bewegung sich angeschlossen, hätten dies nicht übersehen und zugleich mit der Ausrottung der kirchlichen Mißbräuche auch eine politische Reform erstreben sollen. Zu tief aber in die Betrachtung der geistlichen und religiösen Fragen versenkt, beachteten sie den wirklichen Zustand des Volkes nicht, in dessen unwissenden, abergläubischen und dabei sich selbst überlassenen Gemüthern der erwachende Religionsstreit bereits eine gefährliche Gährung erzeugt und die heftigsten Leidenschaften entzündet hatte. Einige Erleichterungen, ein paar kluge und gerechte Maßregeln würden wahrscheinlich dem Ausbruche des Uebels noch Einhalt gethan und vieles Unheil verhütet haben. Da aber nach dieser Seite hin gar nichts geschah was die lebhafte Ungeduld der aufgeregten Massen hätte beruhigen können, so war es natürlich, daß diese jeder gehässigen Aufreizung zugänglich wurden und besonders gern und mit Entzücken den schwärmerischen und aufrüherischen Lehren eines Mannes lauschten, der aus dem Schooße der reformatorischen Bewegung hervorgegangen, sich plötzlich an die „Kleinen und Niedrigen" wandte, um sie zur Vertilgung ihrer „Feinde" und zur Gründung eines neuen „Gottesreiches" aufzufordern.

Der Mann, von dem wir sprechen, hieß Thomas Münzer, war in Stolberg am Harze geboren und hatte in Wittenberg unter Luthers eigener Leitung Theologie studirt. Von Wittenberg, wo er nur eine untergeordnete Rolle spielte, begab er sich nach Halle, lebte dort längere Zeit als Privatlehrer und predigte verschiedene Male mit so vielem Beifalle, daß ihn die Stadt Zwickau zu ihrem Prediger wählte. Kaum aber hatte er dieses Amt angetreten, als er von der Kanzel herab mit Feuer und Leidenschaft eine Menge von auffallenden und abweichenden Grundsätzen zu verkündigen begann. „Alles", sagte er „was Luther von der christlichen Freiheit lehrt, ist noch gar nichts; er bemäntelt zu Vieles und es stecken noch ganz andere und wichtigere Dinge in der Bibel. Gott hat die ganze Erde den Gläubigen geschenkt und sein Regiment verlangt weder Adel noch Priester, weder Reiche noch Arme, weder Fürsten noch Obrigkeiten; im Reiche Gottes müssen alle Menschen gleich sein; alles Eigenthum ist gemeinschaftlich. Der Eid ist eine Sünde; nur erwachsene Menschen dürfen getauft werden; außer der Bibel, die das sichtbare

Wort Gottes enthält, giebt es auch noch ein inneres Wort Gottes, das der Geist durch Träume und Gesichte predigt."

So neu diese Grundsätze auch waren, so fanden sie doch in Zwickau so wenig Freunde, daß Münzer sammt seinem Anhange bald aus der Stadt vertrieben wurde und sich nun in das auf weimarischem Gebiete liegende Städtchen Altstädt begab, wo er einen neuen Wirkungskreis als Prediger fand. In schärferer und entschiedenerer Weise setzte er hier die Verkündigung seiner Lehre fort. „Der Papst", so predigte er, „bindet die Menschen mit harten Gesetzen und wenn auch Luther diese Bande zerrissen hat, so ist er doch auf einen anderen Irrweg gerathen, da er den Menschen zu vielen Willen läßt. Seine Lehre ist also nicht geistlich, sondern fleischlich. Luther und der Papst sind demnach beide der Antichrist und beide muß man meiden. Ich dagegen bin der rechte Lehrer. Wer durch meine Lehre selig werden will, der muß das Fleisch tödten, das heißt, er muß fleißig fasten, grobe Kleider anziehen, ein rauhes Hemd auf der Haut tragen, Haare und Bart wachsen lassen, wenig oder garnichts reden, finster aussehen, göttliche Eingebungen erwarten und ganze Nächte hindurch auf die Sprache „des Geistes" und auf Träume und Gesichte hoffen. So vom Geiste ausgerüstet, muß er an heimliche Orte gehen, oft an Gott denken und ein Wunder von ihm fordern. Will uns jedoch Gott kein Wunder geben, so muß man mit Hungern und Beten anhalten, darauf wiederholt die nachdrückliche Forderung an ihn stellen, ihn mit Gewalt bestürmen, ihm zürnen und fluchen, bis er mit uns spricht, wie er mit Abraham, Isaak und Jakob gesprochen."

Das wilde Feuer und die gewaltige Rednergabe, mit welchen diese abentheuerlichen Ideen vertheidigt wurden, erhielten durch die fortwährende Berufung auf die geheimnißvolle Stimme eines inneren Geistes eine besondere Anziehungskraft. Dennoch duldete die Regierung den neuen Apostel, da Luther sich mehr bemitleidend als verdammend über denselben geäußert hatte. Erst nach einiger Zeit stellten sich die wirklich gefährlichen und bedrohlichen Seiten seines Wirkens heraus. Denn da die gedrückten Bauern im Elsaß, in Franken und Schwaben mit einem Male hörten, daß in Altstädt ein Prediger von der Kanzel gelehrt habe, es hänge von Jedermanns Willen ab, der Obrigkeit zu gehorchen, nahmen sie eilig ihre Dreschflegel und Mistgabeln zur Hand und eilten in Masse dahin. Auch viele Bürger und Tagelöhner aus den benachbarten Städten Frankenhausen, Sangerhausen, Halle und Aschersleben, desgleichen die

Bergleute zu Eisleben und Mannsfeld stürzten in großen Schaaren herbei, die wunderbaren Reden des neuen Predigers zu hören. Als Münzer seinen Anhang sich in so erheblicher Weise vermehren sah, trat er immer kühner und entschiedener hervor. Mit grauenerregenden Farben den Uebermuth der Großen und die Noth des Volkes schildernd, forderte er, auf Befehl seines Geistes, offen zur Ermordung der Fürsten und zur Verbrennung ihrer Häuser auf und sandte Apostel in alle umliegenden Gegenden, um aller Orten der Bevölkerung kund zu thun, daß der Tag der Erlösung erschienen und das Reich Gottes gekommen sei. Die Gewaltthätigkeiten, zu denen derartige Aufforderungen führen mußten, ließen nicht lange auf sich warten. Nicht weit von Altstädt lag das damals noch zum Wallfahrtsorte dienende Dorf Willersbach. Dorthin zog Münzer mit einem großen Haufen seiner Anhänger, verbrannte das Dorf, plünderte die Kapelle aus und nahm darauf unter freiem Himmel den letzteren das Versprechen ab, daß sie nicht ruhen wollten, bis sie alle Obrigkeiten ausgerottet und ein neues Regiment eingeführt hätten.

Bis zu diesem Punkte hatte der Churfürst von Sachsen die drohende Bewegung ungestört sich entwickeln lassen. Jetzt aber entschloß er sich, den fanatischen Schwärmer aus dem Lande zu weisen. Münzer mußte von diesem Entschlusse Nachricht erhalten haben; denn noch ehe derselbe ausgeführt werden konnte, war er bei Nacht und Nebel aus Altstädt verschwunden. Lange irrte er in Schwaben, Franken und in der Schweiz umher, bis er endlich in der Reichsstadt Nürnberg wieder eine bleibende Stätte fand. Ueberall wohin er gekommen war hatte er die Revolution gepredigt und gleichsam Pulver auf glühende Kohlen gestreut. Bald erfolgte eine furchtbare Explosion, indem sich die schwäbischen und fränkischen Bauern zu Tausenden zusammenrotteten und eine Reihe an sich allerdings nicht unbilliger und unbescheidener Forderungen aufstellten, die sie durch die Ermordung der Edelleute und durch das Verbrennen von Kirchen, Klöstern und Dörfern durchzusetzen suchten. Jede dieser Forderungen, welche neben der Freiheit, sich ihre Prediger selbst zu wählen, die Abschaffung der Leibeigenschaft und mehrerer drückenden Abgaben verlangten, war mit einer Schriftstelle belegt. „Wenn wir uns irren", sagten die Bauern am Schluß, „so soll uns Luther aus der Schrift widerlegen und den Beweis führen, daß unsere gegenwärtige Lage dem Willen Gottes entsprechend sei."

Diese Herausforderung veranlaßte Luther, ein Gutachten über das furchtbare Ereigniß abzustatten, das ohnedies schon seine Auf-

merksamkeit in hohem Grade beschäftigte. Er that dies mit großer Unparteilichkeit, indem er beiden Theilen freimüthig die Wahrheit sagte und ein Herz für die Leiden des Volkes zeigte. Sich zuvörderst an die Fürsten, besonders an die Bischöfe wendend, sagte er zu diesen: „Ihr seid Schuld an dem Aufruhr, die ihr nicht aufhört zu wüthen wider das heilige Evangelium. Es sind nicht Bauern, die sich wider euch setzen, Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen euere Wütherei. Und wenn der Bauern hundertmal weniger wären, Er kann wohl Steine zu Bauern machen, um euch zu strafen. Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möchte ich jetzt in die Faust lachen, und den Bauern zusehen, oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen. Aber da soll mich mein Gott dafür behüten wie bisher. Ist euch nun noch zu rathen, meine lieben Herren, so weicht ein wenig um Gotteswillen dem Zorne. Ihr sollt mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrenden. Sucht's zuvor gütlich, weil ihr nicht wisset, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutschland anzünde, daß Niemand löschen könne. Sie haben zwölf Artikel aufgestellt, unter welchen einige billig und recht sind."

Hatte der Reformator in dieser Weise der Fürsten nicht geschont, so stellte er dagegen den Bauern vor, daß sie in manchen Punkten ganz recht hätten, daß sich aber der Aufruhr nur für Heiden schicke. Der Christen Sache sei Geduld, nicht Krieg. „Es hat" sagte er, „wider mich sich Papst und Kaiser gesetzt und getobet. Nun womit habe ich's dahin gebracht, daß jemehr Papst und Kaiser getobet haben, jemehr mein Evangelium fortgegangen ist? Ich habe kein Schwerdt gezückt, noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei noch Aufruhr angefangen, ich habe es Gott anheim gestellt und allezeit auf seine Hand trotzlich mich verlassen. Christen sind, die nicht mit dem Schwerdte noch mit Büchsen streiten, sondern mit dem Kreuz und Leiden, gleichwie ihr Herzog Christus nicht das Schwerdt führet, sondern am Kreuze hänget."

Alle diese friedlichen Ermahnungen kamen aber zu spät, um die in Gluth gesetzten Leidenschaften beruhigen und das verzweifelte auf göttliche Eingebungen sich berufende Landvolk von weiteren Unternehmungen zurückhalten zu können. Der Aufstand wurde immer fürchterlicher und nichts ließ sich dem rohen Hasse und der barbarischen Wuth vergleichen, mit der die Bauern sich für die unsäglichen Qualen und Bedrückungen zu rächen suchten, welche sie Jahrhunderte

hindurch regungslos hatten erdulden müssen. So nahmen sie z. B. am Ostertage des Jahres 1524 das Städtchen Weinsberg ein und richteten ein abscheuliches Blutbad an, indem sie den dort wohnenden Grafen von Helfenstein nebst seinen siebzig Mannen zum Tode verurtheilten und dieses Urtheil dadurch ausführten, daß sie den Verurtheilten ihre scharfen Spieße entgegenhielten und sie in diesen Wald von Eisen hineinjagen ließen. Die Frau des unglücklichen Helfenstein, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, hatte, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme, mit herzzerreißendem Geschrei um Gnade für ihren Gemahl gefleht, aber vergebens; ein früherer Leibeigner des Grafen sprang sogar ausgelassen neben demselben einher und blies ihm auf einer Sackpfeife den Todtenmarsch vor, als ginge es zum Tanze. Alle kamen um, das Kind wurde in der Mutter Armen verwundet, sie selbst auf einen Mistwagen geworfen und nach Heilbronn geführt.

Als die Nachricht von diesen Grausamkeiten zu Luthers Ohren kam, wurde er in den heftigsten Ingrimm versetzt und forderte offen zur gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes auf. Aber weder Milde noch Gewalt waren im Stande, den reißenden Strom aufzuhalten. Das Läuten der Glocken lud nicht mehr zum Gottesdienste; sobald man auf dem Lande jene Klänge vernahm, so wußte man, es sei die Sturmglocke und Alles bewaffnete sich. Das Volk vom Schwarzwalde hatte sich um einen gewissen Johann Müller von Bulgenbach geschaart. Stattlich anzusehen zog dieser Häuptling in einem rothen Mantel, den Kopf mit einer rothen Mütze bedeckt, von Dorf zu Dorf. Hinter ihm flatterte auf einem mit Bändern und Zweigen verzierten Wagen die dreifarbige Aufruhrsfahne, weiß, schwarz, roth. Ein Herold, in dieselben Farben gekleidet, verlas die oben erwähnten zwölf Artikel und forderte das Volk auf, sich dem Aufstande anzuschließen; wer sich weigerte, war von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Anfänglich war der Zug friedlich, wurde aber mit der Zeit immer beunruhigender und drohender. Man müsse nicht blos fordern, hieß es, sondern die Herren zwingen, sich dem Bunde zu unterwerfen. Zu dem Zwecke wurden die Kornspeicher geplündert, die Keller geleert, die Schlösser und Klöster eingeäschert. Schon genügte dem rasenden Haufen die Erfüllung seiner Forderungen nicht mehr, Blut wollten sie sehen und Tod schworen sie Jedem, der Sporen an den Stiefeln trug.

Auch die Städte vermochten dem Andrange nicht mehr zu widerstehen. Sie öffneten den Bauern ihre Thore und schlossen sich

ihnen an. Ueberall wurden die Bilder zerstört, die Kreuze zerschlagen, Weiber liefen bewaffnet durch die Straßen und bedrohten die Mönche. An einem Orte geschlagen, sammelten sie sich wieder an einem andern und boten den beträchtlichsten Streitkräften Trotz. In Heilbronn setzte sich ein Ausschuß von Bauern nieder. Die Grafen von Löwenstein wurden gefangen genommen, man zog ihnen Bauerkittel an, gab ihnen weiße Stöcke in die Hand und zwang sie, auf die zwölf Artikel zu schwören. Auch viele andere Adelige schlossen sich aus verschiedenen Gründen dem Bunde an. Der bekannte Ritter Götz von Berlichingen wollte, da die Seinigen ihm den Gehorsam aufgekündigt hatten, zum Churfürsten von Sachsen fliehen, aber seine in den Wochen liegende Frau, die ihn nicht von sich lassen wollte, verheimlichte ihm die in ihre Hände gekommene Einladung des Churfürsten. So mußte sich der in die Enge getriebene Götz an die Spitze des Aufstandes stellen. Am 7. Mai zogen die Bauern in Würzburg ein und wurden von den Bürgern mit Jubel empfangen. Die Truppen der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft räumten die Stadt und zogen sich eiligst in die Burg, das letzte Bollwerk des Adels, zurück.

Während sich in dieser Weise also im ganzen Reiche eine ungeheure Revolution ausbreitete, waren die Fürsten von ihrer anfänglichen Bestürzung allmählig wieder zu sich gekommen. Georg von Truchseß, der Oberbefehlshaber der Reichsarmee, rückte an den Bodensee, schlug am 2. Mai die Bauern bei Böblingen, zog nach Weinsberg, wo Graf Helfenstein umgekommen war und äscherte das Städtchen ein. Darauf verband er sich mit den Churfürsten von der Pfalz und von Trier und rückte gemeinschaftlich mit denselben in Franken ein.

Die Citadelle von Würzburg, die sogenannte Frauenburg, in welche sich der Adel bei der Einnahme der Stadt zurückgezogen hatte, hielt sich noch, und noch immer lag der Haupthaufe der Bauern vor ihr. Als dieselben von dem Heranrücken der Reichsarmee Kunde erhielten, beschlossen sie einen Sturm und am 15. Mai neun Uhr Abends wurde unter Trompetengeschmetter die dreifarbige Fahne entfaltet und unter gräßlichem Geschrei der Angriff begonnen. Es entstand ein entsetzlicher Kampf, denn unaufhörlich schleuderte die Festung Kugeln, Schwefel und siedendes Pech auf die mit dem Muthe der Verzweiflung anstürmenden Belagerer herab, die sich nach mehrmaligen wüthenden Angriffen endlich um zwei Uhr Morgens zurückziehen mußten und nun, von dem Geschütze und der Reiterei der

Feinde verfolgt, entschlossen der Reichsarmee entgegengingen, durch welche sie endlich bei Königshafen und Engelstadt vollständig geschlagen wurden.

So hatten denn die Fürsten, die Bischöfe und Ritter einen glänzenden Sieg errungen. Eben so roh aber als die Bauern, deren wüthenden Aufstand sie bekämpft, mißbrauchten sie ihren Sieg zu den empörendsten Grausamkeiten. Alle Gefangenen wurden an der Landstraße aufgeknüpft; der Bischof von Würzburg, der sich geflüchtet hatte, kam zurück, durchzog mit den Henkern seinen Sprengel und tränkte ihn mit dem Blute nicht blos der Empörer, sondern auch vieler friedlichen Anhänger der Reformation. Götz von Berlichingen wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Markgraf Kasimir von Ansbach ließ fünf und achtzig Aufständischen die Augen ausstechen und verbannte sie darauf aus seinem Lande. Der Leibeigene, der bei Helfensteins Hinrichtung den Todesmarsch geblasen, wurde an einen Pfahl gebunden und zur Augenweide der versammelten Ritterschaft langsam zu Tode gebraten. Ueberall ward der römische Gottesdienst in der alten Gestalt wieder hergestellt. Die blühendsten, bevölkertsten Länder des Reiches hatten nur rauchende Trümmer und Schutthaufen aufzuweisen, fünfhundert Tausend Menschen waren umgekommen, überall verlor das Volk das bischen Freiheit, deren es bis dahin noch genossen hatte.

Thomas Münzer hatte den süddeutschen Bauernaufstand nicht hervorgerufen, aber er hatte ihn durch seine schwärmerischen Predigten angeschürt und überall auf seinen Reisen, so wie während seines Aufenthaltes in Nürnberg, den längst glimmenden Funken zur hellen Flamme angeblasen. Daß der oben nur flüchtig geschilderte Kampf, neben der furchtbaren Rohheit, die sich in ihm offenbarte, auch ein im hohen Grade heldenmüthiger, aufopfernder und begeisterter gewesen, wird jeder Unpartheiische zugeben müssen. Was aber alle diese ungeregelten und schlechtbewaffneten Bauernhorden plötzlich mit Todesmuth ausgerüstet und zu siegenden Heldenschaaren gemacht, das war nicht die Kraft ihrer Verzweiflung allein, sondern auch der Glaube an ihre göttliche Sendung und an das erschienene Gottesreich, den Münzer mit so lauter Stimme verkündigt und der sich mit hinreißender Gewalt der Herzen der unwissenden und leichtgläubigen Masse bemächtigt hatte.

Noch ehe aber die blutige Saat, welche er ausgestreut, voll-

ständig aufgegangen, war Münzer auch aus Nürnberg verjagt worden, und hatte sich nach Sachsen zurückbegeben, wo er in der damaligen freien Reichsstadt Mühlhausen wiederum eine Predigerstelle erhielt. Hier hatte ein ehemaliger Mönch, Namens Pfeifer, schon seit längerer Zeit ebenfalls gegen die Bischöfe und Mönche sowohl, als auch gegen die weltlichen Behörden gepredigt und mehr als ein Mal seine Anhänger zum Anzünden des Rathhauses und der Klöster ermuntert. Nichts konnte Münzer in seinem neuen Wirkungskreise willkommener sein, als ein derartiger Mann. Sogleich machte er Gemeinschaft mit ihm und bald hatten sich Beide durch das massenhafte Herbeiströmen der Bürger von Altstädt eines bedeutenden Anhanges zu erfreuen.

Der Rath von Mühlhausen verhehlte sich nicht, in welcher Gefahr er sei, konnte jedoch vor der Hand nichts thun, als wachsam sein. Luther dagegen glaubte, dem Unheil schon jetzt entgegentreten zu müssen und richtete deshalb ein Schreiben an die Mühlhausener, in welchem er sie vor schwärmerischen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten warnte. Münzer erhielt Kenntniß von diesem Briefe und ließ eine Antwort auf denselben drucken, die nicht blos durch ihre Heftigkeit seinem feurigen Charakter entsprach, sondern auch mit den niedrigsten Schimpfreden angefüllt war. Da er zugleich erfuhr, daß der Rath für den Fall eines Aufruhrs kaiserliche Hilfe nachgesucht, setzte er jede fernere Rücksicht gegen jene Behörde aus den Augen, machte sich ganz wider den Willen derselben zum Pfarrer an der Kirche St. Petri und Georgii, verjagte darauf die deutschen Herren aus ihrem Rittersitze und nahm Besitz von diesem Gebäude. Als er demnächst vergeblich verlangte, als Mitglied in das Raths-Collegium aufgenommen zu werden, rief er seinen Anhang zusammen, stürmte mit demselben das Rathhaus und setzte den ganzen Rath ohne Umstände ab. „Ich habe," sagte er, „den Vater im Himmel darüber befragt und der hat es mir geheißen". Dabei jedoch blieb er nicht stehen; er, der gelehrt hatte, daß der Christ keine Obrigkeit nöthig habe, machte sich jetzt zum Bürgermeister, bestellte aus seinem Anhange einen neuen Rath, den er den „ewigen Rath" nannte und ließ sich und dieser neuen Obrigkeit huldigen.

Als er auf diese Weise die oberste Gewalt erlangt und nach Luthers Ausdruck „König und Kaiser von Mühlhausen" geworden, war es sein erstes Werk, die Gemeinschaft aller Güter einzuführen. In Folge dieser Einrichtung verließ der Handwerker seine Werkstatt, der Fuhrmann seinen Karren, der Tagelöhner seine Arbeit. Alles

lief mit Prügeln, Aexten und Pechfackeln herbei und wer unter den Reichen sein Gold und Silber, seine Juwelen und Perlen, seine Kostbarkeiten und Geräthe nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde das Haus über dem Kopfe angesteckt. Am kläglichsten ging es den Klöstern in der Stadt, sie wurden ohne Weiteres verbrannt.

Als in der Stadt nichts mehr zu plündern war, strömten die verwilderten Massen auf's Land und hausten dort mit gleicher Barbarei in den Klöstern und auf den adeligen Höfen. Das Losungswort, das die Rotte zusammenhielt, war jedes Mal ein biblischer Spruch, gewöhnlich aber waren es die Worte: „Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!“ Wo Münzer diese Worte ertönen ließ, da stürzten Gebäude nieder, da wurden Köpfe abgesäbelt und blühende Felder verwüstet. An die Fürsten ließ er Briefe umhergehen, in denen er sie zur Bekehrung aufforderte, widrigenfalls er kommen und Alles verderben werde. An die Unterthanen aber richtete er einen fanatischen Aufruf, in welchem er sagte: „Wie lange wollt ihr noch schlafen? Steht auf und kämpfet den Kampf des Herrn! Die Zeit ist da. Frankreich, Deutschland, Italien sind in Bewegung. Dran, dran, dran! das Feuer lodert, laßt euer Schwerdt nicht kalt werden von Blut. Dran, dran, dran! wirket so lange es Tag ist!“

Münzer's treuester Geschäftsträger und Helfer bei diesen und andern Unternehmungen war der schon oben genannte Pfeifer. Als neben der Stadt auch die ganze Umgegend rein ausgeplündert war, ging dieser mit einem großen Haufen in's sächsische Gebiet und hauste da auf eine wirklich unmenschliche Weise. Nichts konnte sich ihrer Raserei erwehren: sie verwüsteten und verheerten die ganze Gegend. Zuweilen stellte sich auch Münzer, den sonst seine vielen Geschäfte in Mühlhausen gefesselt hielten, selber an die Spitze solch' eines Zuges und eröffnete das Morden und Brennen mit einer Predigt vom Pferde herab, in der er vom Geiste und von himmlischen Gesichten und Eingebungen sprach. Von den kostbaren, mit Perlen und Juwelen besetzten Meßgewändern, die bei diesen Gelegenheiten in den Kirchen gefunden wurden, ließ er, wie man sagt, seiner Frau Kleider und Geschmeide machen.

Inzwischen wurde die Zahl seiner Anhänger immer größer und auch insofern gefährlicher, als auch angesehene Leute sich von ihm fortreißen ließen. Dadurch immer kühner gemacht, beschloß er endlich, die Stadt Frankenhausen anzugreifen, und zog in völliger Kriegs-

rüstung, mit Fahnen und Kanonen von schwerem Kaliber, die er im Franziskanerkloster hatte gießen lassen, von Mühlhausen ab.

Luther bemühete sich aus allen Kräften, die Verirrten zu überzeugen, daß aus derartigen Unternehmungen kein Segen, sondern nur Unheil erwachsen könne. Aber nur Wenigen gingen durch diese Vorstellung die Augen auf. Denn kaum hatte Münzer vor Frankenhausen gemerkt, daß ein Theil seines Anhanges zu wanken beginne und daß namentlich der Graf von Mansfeld sich um die Aufklärung desselben bemühe, als er an diesen ein Sendschreiben voller Drohungen erließ, das die Unterschrift trug: Thomas Münzer mit dem Schwerdte Gideons.

Kaum war dieser Brief geschrieben, als Münzer sich wieder an die Spitze seiner Leute stellte, ihnen die wahnsinnigsten Versprechungen machte und, sein Schwerdt schwingend, zuerst auf das Nonnenkloster von Frankenhausen loszurennen begann. Hier hauste er fürchterlich, verzehrte mit seiner Gesellschaft alle Lebensmittel und führte darauf den trunkenen Haufen vor das Schloß, das bestürmt, erobert und mit einem Theile der wüthenden Sieger besetzt wurde, während Münzer mit dem anderen Theile auf das Rathhaus losging und auch dieses durch Sturm gewann. Nun zerbrach er das Stadtsiegel, zerriß alle vorgefundenen Briefe und Schriften und verbrannte sogar die Urkunden, so daß die Gerechtsame unzähliger unschuldiger Personen in Ungewißheit gesetzt wurden und die Nachrichten über das Vermögen vieler Wittwen und Waisen verloren gingen. Münzer aber sagte, der Vater im Himmel habe es ihm befohlen und ging dann, nachdem er die sinnlose That verübt hatte, auf die Häuser der Bürger selber los, von denen Alle ausgeplündert wurden, bei denen die Losung: hier Schwerdt des Herrn und Gideon! keine Wirkung that.

So weit hatte der Aufstand um sich gegriffen, als die Fürsten sich erst entschlossen, den Weg der Ueberredung zu verlassen und durch nachdrückliche Maßregeln die drohende Gefahr abzuwenden. Noch am 14. April hatte der weise Churfürst Friedrich von Sachsen an seinen Bruder Johann geschrieben: „Man hat diesen armen Leuten vielleicht mehr als einen Anlaß zum Aufstande gegeben. Ach! die Kleinen werden von ihren geistlichen und weltlichen Herren gar vielfältig unterdrückt.“ Als aber die Einnahme von Frankenhausen und die dort verübten Rasereien bekannt wurden, wich diese milde Stimmung einem allgemeinen Zorn. Der Churfürst Johann und

der Herzog Georg von Sachsen, ferner der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Landgraf Philipp von Hessen und die Grafen von Mansfeld zogen ein Heer von 1800 Reitern und einigen tausend Mann Fußvolk zusammen und setzten sich mit demselben in Bewegung.

Als Münzer von dieser heranrückenden Feindesmacht Nachricht erhielt, führte er seine aus 8000 Mann bestehenden Bauern vor die Stadt und ließ hier im Felde ein Lager abstechen, einen Graben aufwerfen und eine Wagenburg herrichten. Dann ritt er um das Lager her, sprach viel von Eingebungen und Tröstungen des Geistes und ließ nichts unversucht, die Seinigen zum Ausharren im Widerstande aufzumuntern. Dennoch hatten einige derselben, in dem Wunsche, sich zurückzuziehen, ein Bittschreiben an die Fürsten erlassen, welche ihnen wiederum kund machten, daß alle Bauern Verzeihung erhalten sollten, wenn sie ihre Führer ausliefern und dann nach Hause gehen würden. Schon wollte der größere Theil diesem Verlangen nachgeben. Da trat Münzer von Neuem mit einer Anrede hervor und schloß dieselbe mit dem Versprechen, daß er, wenn der Feind sich erdreisten würde zu schießen, alle Kugeln in den Aermeln seines weiten Priesterrocks auffangen wolle. Während dieser Predigt war ein Regenbogen entstanden. „Hebt die Augen auf," rief der Schwärmer, „und sehet, wie günstig uns Gott ist; blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld mit uns. Seht den schönen Friedensbogen, der über euerem Haupte erscheint; und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen steht, kann es uns deutlicher gesagt werden, der Himmlische werde uns unterstützen und unseren Feinden den Untergang geben? Es ist Gottes Wille, daß ihr keinen Frieden mit den Feinden macht!"

Nachdem er in dieser Weise sich ausgesprochen, war die fanatisirte Menge dergestalt von blindem Vertrauen auf Gottes Beistand durchdrungen, daß sie sofort gegen den Feind geführt zu werden verlangte. „Frisch daran" schrieen sie „und der Bluthunde nicht geschont." Und nachdem sie dies Mordgebrüll erhoben hatten, stimmten sie muthig ein Lied an und pflanzten ihre von Mühlhausen mitgebrachten acht Kanonen um die Wagenburg. Zugleich ließ Münzer, um jede Brücke zum Frieden abzubrechen, einen der Abgesandten der Fürsten, Maternus von Geholfen, in einen Kreis führen und ihm den Kopf abschlagen; die beiden Gefährten desselben behielt er in gefänglicher Haft.

Nun säumten die Fürsten nicht länger, den entscheidenden Schlag zu thun. Es war am 15. Mai (1525), als sie mit ihrem Heere vorrückten. — Als die Bauern die blitzenden Helme schimmern sahen, die furchtbaren Schwerdter klirren hörten und das Schnauben und den Fußtritt der vielen Streitrosse vernahmen, entfiel ihnen freilich ein wenig der Muth. Unbeweglich standen sie da in der festen Erwartung, daß Gott sich für sie entscheiden würde. So wurde es dem feindlichen Geschütze möglich, sogleich ihre Wagenburg zu sprengen und ganze Glieder ihres Heeres todt auf den Boden zu strecken. Die Uebrigen sahen dies und wollten die Flucht ergreifen. Münzer aber stellte sich ihnen entgegen, rief mit donnernder Stimme, daß er eine Legion Engel daher kommen sähe und stimmte wiederum ein Lied an. Der Glaube dieser unglücklichen Menschen war stark und mächtig. Denn kaum hatten sie die Klänge des bekannten Liedes vernommen, als sie augenblicklich einstimmten und sich voll rasender Wuth in den Kampf stürzten. Es war ein entsetzliches Blutbad, aber mit dem Donner der Kanonen, mit dem Geheul der Verwundeten und dem Schmerzgestöhn der Sterbenden mischte sich noch immer jener brausende Schlachtgesang, unter dessen Tönen die armen Bauern siegen oder sterben wollten. Erst als mehrere Tausend derselben todt auf dem Platze lagen, ergriffen die Uebrigen die Flucht. Die Flüchtigen wurden aber verfolgt und als sie sich wehrten, gleichfalls niedergehauen. Diejenigen, denen es möglich war, Frankenhausen zu erreichen, wurden dort getödtet, bis die Fürsten, welche ihnen auf dem Fuße gefolgt waren, die Stadt eroberten und von ihren Soldaten plündern ließen. Man zählte hier fünftausend Leichen in den Straßen, dreihundert Bauern abgerechnet, welche durch den Scharfrichter hingerichtet wurden.

In einem Hause dicht am Nordhauser Thore war ein Soldat, der Plünderung wegen, bis auf den obersten Boden gestiegen und fand hier einen Mann im Bette liegen, der bei seiner Annäherung leise zu stöhnen begann. „Wer bist du?“ fragte ihn der Soldat. „Ich bin ein Kranker“, erwiederte Jener, indem er sein Gesicht erhob, dessen bleiche und entstellte Züge die Wahrheit seiner Angabe allerdings bestätigten. Schon wollte der Soldat wieder fortgehen, als ihm einfiel, daß er gekommen sei, um Beute zu machen. Er durchsuchte daher das Bett und fand in einer Brieftasche verschiedene Briefe, die der Graf Albrecht von Mansfeld an Münzer geschrieben hatte. Nun schöpfte er Verdacht und lockte durch schreckliche Drohungen

dem Kranken endlich das Geständniß ab, daß er kein anderer, als Thomas Münzer sei.

Münzer, der sich vom Kampfplatze aus auf diesen Boden geflüchtet hatte, mußte nun aufstehen und dem Soldaten folgen. Sogleich wurde er in's Verhör gebracht, wobei auch der Landgraf von Hessen und der Herzog Georg von Sachsen zugegen waren. Als ihn dieselben fragten, warum er die Bauern und Bürger in ein solches Blutbad gestürzt habe, richtete er sein Auge fest auf die Fragenden und sagte: „Ich habe recht gethan, daß ich ein solches, die Fürsten zu strafen, angefangen habe, dieweil sie dem Evangelio so heftig zuwider sind und so unbarmherzig wider die christliche Freiheit handeln. Sind die Bauern darüber zu kurz gekommen, so ist das nicht meine Schuld; sie haben es nicht anders haben wollen."

Die Fürsten befahlen ihm darauf, die Theilnehmer seines Aufstandes zu nennen, aber es war in dieser Beziehung kein Wort aus ihm herauszubringen. Erst als er auf einen Wagen geschmiedet, zur weiteren Untersuchung in das feste Schloß nach Heldrungen gebracht und mehrere Male auf die Folter gespannt worden war, gestand er, daß er Pfeifer in Mühlhausen als Kommandanten zurückgelassen habe, und daß noch in vielen anderen Städten Anhänger von ihm befindlich seien. In sein Gefängniß zurückgebracht, schrieb er darauf an die Mühlhausener und ermahnte sie, vom Aufruhr abzustehen, damit die Bürde und Last von seiner Seele sich abwenden möge.

Dieser Brief verfehlte jedoch seine Wirkung, da Pfeifer es mit seinem Vortheile und seinen Ansichten nicht verträglich fand, ihn bekannt zu machen. Die über die Vorgänge im Dunkel gelassene Bürgerschaft wurde daher von einem furchtbaren Schrecken ergriffen, als plötzlich die Fürsten mit ihrer Heeresmacht vor die Stadt gezogen kamen. Mit fliegenden Haaren stürzten zwölfhundert der vornehmsten Frauen und Jungfrauen in das Lager, um auf ihren Knieen um Schonung zu bitten. Es wurde ihnen aber keine andere Antwort zu Theil, als daß die Zeit der Versöhnnng vorüber sei. Nun verloren die zaghaften Bürger vollends den Muth und ihr eigenes wiederholtes Flehen hatte endlich den Erfolg, daß ihnen Vergebung zugesagt wurde, sobald sie Pfeifer und die Uebrigen Anführer ausliefern würden. Pfeifer aber hatte inzwischen den Braten gerochen und war mit dreihundert seiner Gefährten heimlich davon gegangen. Schon war er glücklich bis Eisenach gekommen, als er ergriffen

und ebenfalls nach Heldrungen gebracht wurde. Ueber ihn, Münzer und vier und zwanzig andere Führer des Aufstandes, wurde hier binnen kurzer Zeit das Todesurtheil gesprochen.

In Münzer's Wesen war während der Untersuchung eine bedeutende Veränderung eingetreten; er war milder und ruhiger geworden und mochte wohl zuweilen über die Verkehrtheit seiner Unternehmungen nachdenken. Als er am 18. Juni (1525) auf dem Schadeberge bei Heldrungen mit seinen Gefährten das Blutgerüste betrat, bekannte er öffentlich, daß er mannichfaches Unrecht begangen, ermahnte aber auch die anwesenden Fürsten und Herrn, künftig nicht so hart mit ihren Unterthanen zu verfahren, um sich nicht ähnlichen Empörungen auszusetzen. Nachdem er sie sodann noch erinnert, die Bücher Samuels und der Könige zu lesen und sich darin zu spiegeln, erlitt er ruhig und ohne Zagen den Todesstreich. — Auch an anderen Orten wurden Viele der Aufständischen hingerichtet und ungeheuer war die Zahl der im Ganzen in allen diesen Unruhen gebliebenen oder umgekommenen Bauern.

Thomas Münzer war als ein Märtyrer seiner Ideen gestorben. Sein Geist aber war, trotz der Niederlage, die er erlitten, auf seine Schüler übergegangen, welche besonders die Lehre von der Wiedertaufe zum eigentlichen Unterscheidungszeichen ihrer Sekte machten und überhaupt folgende seiner Grundsätze angenommen hatten: 1) die Kindertaufe ist ein Gräuel vor Gott; 2) alle Ceremonien der Katholiken sind vom Teufel in der Person des römischen Papstes um schädlichen Gewinnes willen erdacht worden; 3) die geweihte Hostie ist der große Baal; 4) der Sonnabend und nicht der Sonntag muß gefeiert werden; 5) die Papisten und Lutheraner sind gottlose Leute, letztere sind aber noch schlimmer, als die ersteren; 6) Christus hat die menschliche Natur nicht angenommen und nach seiner Himmelfahrt hat kein Priester mehr auf Erden gelebt; 7) ein wahrer Christ braucht den Befehlen einer heidnischen, katholischen und lutherischen Obrigkeit nicht zu gehorchen; 8) unter den Christen muß nach dem Beispiele der Apostel Alles gemein sein.

Mit diesen Lehrsätzen war nach Münzers Tode ein gewisser Melchior Hofmann aus Oberdeutschland nach Emden gegangen, und hatte dieselben nicht nur dort gepredigt[1], sondern auch in den benachbarten Niederlanden durch seine Anhänger verbreiten lassen. Einer der eifrigsten und thätigsten derselben war ein ehemaliger Bäcker aus Harlem, Namens Matthiasson, gewöhnlich Matthias

genannt. Seine alte Frau verlassend, hatte sich dieser merkwürdige und abentheuerliche Mensch mit einem sehr schönen, von ihm verführten Mädchen nach Amsterdam begeben und daselbst im Stillen eine so nachdrückliche Wirksamkeit für die Ausbreitung der Wiedertaufe eröffnet, daß diese unklare und deshalb so gefährliche Schwärmerei bald wie ein ätzendes Gift um sich fraß und ein großer Theil der Niederlande und der westphälischen Provinzen, am meisten aber die Stadt Münster, von derselben angesteckt ward.

In dieser volkreichsten und angesehensten Stadt Westphalens war bereits durch die Kämpfe, welche die Anhänger der Reformation mehrere Jahre hindurch gegen den Bischof und die Geistlichkeit zu bestehen gehabt, ein unruhiger Geist erzeugt. Durch einen furchtbaren Bildersturm und mit Waffengewalt hatte sich die große Anzahl lutherischgesinnter Bürger erst im Jahre 1533 die ungehinderte Ausübung ihres Bekenntnisses erringen und ihrem Prediger Bernhard Rothmann, der zuerst in Münster die Grundsätze der Reformation verkündigt hatte, das freie Wort verschaffen müssen. Rothmann war ein Mann voll Talent, Gelehrsamkeit und glühenden Eifers. Sein feuriges, leidenschaftliches und selbstsüchtiges Gemüth war aber durch die Hindernisse, die er auf seinem Wege gefunden und durch den gewaltsamen Sieg, den er erfochten hatte, in nachhaltigen Zorn versetzt und zu wilden und ausschweifenden Ideen aufgestachelt worden. So neigte auch er sich bald den revolutionären Grundsätzen der Wiedertäufer zu, die sich bereits in Münster einen Anhang erworben und schon um Pfingsten des oben genannten Jahres einen ihrer bedeutendsten Apostel dorthin gesandt hatten.

Dieser Apostel, Johann Bokkelsson, auch Beukel, Bokhold oder Johann von Leiden genannt, war ganz der Mann, auf schwärmerisch erregte Gemüther einen gewaltigen Einfluß zu erlangen. Ein Kind der Liebe, welches der Schultheiß Bockel im Haag mit einer hübschen Bäuerin aus dem Münsterlande erzeugt, vereinigte er in seiner Person alle jene körperlichen und geistigen Vorzüge, mit denen die Natur häufig derartige Kinder auszustatten pflegt; er war schön von Ansehen und von einem eben so lebhaften, als strebsamen Geist erfüllt. Seine Erziehung war nichts weniger als vorzüglich gewesen und die Kenntnisse, welche er in der Schule erhielt, reichten nicht über das Lesen und Schreiben seiner Muttersprache hinaus. Dennoch gab er sich schon in früher Jugend aus natürlichem Hange der Dichtkunst hin, vrrfaßte sogar Schauspiele, die er dann selber aufzuführen pflegte und zeichnete sich überhaupt

durch ein stilles, nachdenkendes und in sich gekehrtes Wesen vor allen seinen Mitschülern aus. Im Alter von vierzehn Jahren wurde er zu einem Schneider in die Lehre gebracht. Allein der Geist des Knaben strebte nach anderen Dingen und auf der Schneiderbank sitzend durchdachte er, was er des Abends zuvor in der Bibel oder in anderen Büchern gelesen hatte; ein heftiger Drang, Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, bemächtigte sich seines Gemüths. Deshalb machte er sich auf und durchreiste, bald sein Handwerk, bald Handelsgeschäfte treibend, einen großen Theil von Portugal, England, Flandern und Deutschland. Nach seiner Rückkehr legte er zu Leiden ein Wein- und Bierhaus an, nachdem er sich mit der Wittwe eines Schiffers verheirathet hatte. Seinem nach Abentheuern und einem großen Wirkungskreise dürstenden Geiste behagte aber auch diese Lebensweise nicht und immer sah man ihn mehr mit dem Lesen und Durchforschen der Bibel, als mit seinem Erwerbe beschäftigt. Die Auslegungen und Lehren der Wiedertäufer zogen ihn mächtig an; er gesellte sich zu ihnen, erhielt durch den obenerwähnten Matthias die Taufe, und verließ darauf heimlich Weib und Kinder, um sich nach Münster zu begeben, wo er den einflußreichen Rothmann und unter den Anhängern desselben besonders den reichen Bürger Knipperdolling vollständig für die neue Sekte gewann.

Dieser Erfolg war bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit der Sektirer auf das neue Mitglied zu lenken. Johann wurde daher nach Holland zurückgerufen, mit gehörigen Verhaltungsbefehlen versehen und dann in Gesellschaft eines gewissen Gerhard Boekbinder von Neuem nach Münster gesandt. Schon im Januar des nächsten Jahres langten die beiden Apostel daselbst an und streuten nun ruhig ihre Lehren auf dem gährenden und von Rothmann bereits empfänglich gemachten Boden aus. Wo besonders Johann Bockelson auftrat, zog er durch seine Schönheit und seine sauber gefertigten Kleider, so wie durch den ernsten und salbungsvollen Heiligenschein, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, Aller Augen auf sich und vermehrte in dieser Weise die Zahl seiner Anhänger von Tag zu Tag.

Inzwischen war aber auch der sogenannte Oberprophet Matthias in Begleitung seiner schönen Frau nach Münster gekommen und hatte durch sein Erscheinen das Werk der Bekehrung vollendet. Die wirklich ungeheuchelte Begeisterung, mit der er über das Reich Gottes und die evangelische Freiheit sprach, die Reinheit und Ein-

falt seiner Sitten und der sanfte, schwärmerische Ausdruck seines dunklen Auges rissen die Herzen zum andächtigsten Glauben an seine göttliche Sendung hin. Mit der Inbrunst, die sich ihrer bemächtigte, stieg auch die Kühnheit der Anhänger, die er geworben, oder in ihrer Ansicht von Neuem befestigt hatte. Schon wagten sie es, zahlreiche Zusammenkünfte in gewissen Häusern zu halten, und hie und da die Meinung zu äußern, daß gerade Münster die auserkorene Stadt sei, in welcher der Herr „das neue Jerusalem" aufrichten wolle. Nicht lange dauerte es, so trat der leidenschaftliche Rothmann mit seinem Glaubensbekenntniß offen hervor.

Der Stadtrath hatte anfänglich der steigenden Ausbreitung der Secte ruhig zugesehen, weil er entweder nichts Bedenkliches in derselben fand, oder weil vielleicht einige seiner Mitglieder selber von dem fast unwiderstehlich gewordenen Strome ergriffen waren. Jetzt aber, da die Sache schon nach mehreren Wochen ein ernsteres Ansehen zu gewinnen begann, ließ er plötzlich (am 15. Januar 1534) die Wiedertäuferprediger aus dem Thore bringen. Doch war diese Vertreibung nicht viel mehr als ein Theaterstreich. Denn kaum waren die Ausgewiesenen aus einem Thore heraus, so wurden sie von ihren Freunden durch ein anderes wieder in die Stadt geführt, indem sie die Erklärung abgaben, daß Gott selber ihnen geboten habe, hier zu bleiben. Diese Erklärung zeigte deutlich, wie stark die Wiedertäufer sich fühlten, und wie wenig friedlich ihre Absichten waren. Die Vorgänge der nächsten Wochen sollten dies noch deutlicher beweisen.

Am Morgen des 8. Februar nämlich rannte plötzlich ein aus Harlem eingewanderter und als Geistlicher an der Aegidii-Kirche angestellter Mönch wie ein Besessener durch die Stadt und rief mit lauter Stimme: „Der Tag des Herrn ist nahe, darum thut Buße Alle, die ihr das Bundeszeichen noch nicht empfangen habt!" Dasselbe Geschrei wiederholten am Nachmittag Johann von Leiden und Knipperdolling, die mit entblößten Häuptern und mit gen Himmel gerichteten Blicken die Straßen durchzogen und die Leute zur Buße ermahnten. Kaum waren ihre Stimmen erschollen, als heulend und mit entblößten Schwerdtern Tausende von Männern und Weibern aus den Häusern stürzten und sich nach und nach unter freiem Himmel ein Schauspiel der wildesten Raserei entwickelte. Ueberall wohin man blicken mochte, sah man große Haufen von Wahnsinnigen, die mit den sonderbarsten Gebehrden daherzogen und von denen die Einen schrieen, der König des Himmels werde herniederfahren und

das neue Jerusalem aufrichten, während die Anderen wiederum riefen, sie sähen bereits die Herrlichkeit Gottes, Christum mit der Siegesfahne in der Rechten und Tausende von Engeln, die den Unbußfertigen Verderben drohten. Auch an komischen Scenen fehlte es nicht. So galoppirte in der Königsstraße ein blinder Bettler aus Schottland wie ein wildes Pferd umher und als er den Umherstehenden eben zurief, jetzt gleich werde der Himmel einstürzen, fiel er mit der Nase in einen Misthaufen. Bald hatte sich der Unsinn über die ganze Stadt verbreitet, so daß dieselbe in der That eher einem großen Tollhause als einem Wohnsitz vernünftiger Menschen glich. Doch blieb es bei diesen zwar geräuschvollen aber noch nimmer unschuldigen Aeußerungen schwärmerischer Ideen nicht stehen, und schon am nächsten Morgen hatte die Aufregung einen gewaltthätigen Charakter angenommen, indem mehr als fünfhundert bewaffneter Wiedertäufer sich des Marktes und des Rathhauses bemächtigten, in welchem eine Menge der verschiedenartigsten Waffen aufbewahrt wurden.

Kaum war die Nachricht von diesem verwegenen Unternehmen zu den Ohren der Rathsherren gedrungen, als diese augenblicklich alle nicht wiedergetauften Bürger durch die Stadtdiener auf den Kirchhof zu Ueberwasser berufen ließen. In kurzer Zeit stellten sich dieselben in so großer Menge ein, daß sie ihren Gegnern auf dem Markte weit überlegen waren. Die Wiedertäufer besetzten deshalb das Rathhaus und alle in der Nähe des Marktes liegenden Häuser und Kirchthürme mit Geschütz, indem sie den Markt selbst mit Bänken, Stühlen, Brettern, Steinen und anderem Geräthe befestigten. In gleicher Weise suchte sich auch die Gegenpartheï in Ueberwasser vor einem Angriff sicher zu stellen. Ein blutiger Kampf schien unvermeidlich. Knipperdolling und Andere waren bereits verhaftet und die ganze Lage der Sache deutete auf eine endliche Niederlage der Wiedertäufer hin.

Dennoch wollten sich die Feinde derselben nicht auf einen Angriff einlassen, bevor sie Verstärkung erhalten hatten. Eilig sandten sie daher eine Botschaft an den Bischof mit der Bitte um Beistand und ersuchten zugleich den Amtsdrosten v. Merveldt zu Wolbeck, die benachbarten Bauern durch die Sturmglocken versammeln zu lassen und nach Münster zur Hilfe zu schicken. So brach der Abend herein und es wurden Wachtfeuer angezündet und Nachtposten ausgestellt. Am anderen Morgen kam wirklich eine große Zahl bewaffneter Bauern den Bürgern zu Hilfe, auch der Amtsdrost v. Merveldt fand sich nebst mehreren Domherren mit Reisigen und Knechten ein

und man erhielt die Nachricht, daß auch der Bischof vom Rheine her mit einer vollständig ausgerüsteten Reiterei herbeiziehe.

Die Wiedertäufer waren klug und besonnen genug, einer so gewaltigen Uebermacht nicht Trotz bieten zu wollen. Schon am dritten Tage, als der Angriff in nahe Aussicht stand, sandten sie Abgeordnete an die im Kirchspiel Ueberwasser versammelten Bürger und trugen auf Frieden an. Schlaff, ängstlich und durch die der neuen Sekte zugethanen Mitglieder überredet, gab der Stadtrath diesem Antrage Gehör. Unter der Verheißung, daß fortan in Glaubenssachen die vollständigste Freiheit herrschen solle, zogen sich die Aufständischen vom Markte zurück, während der Amtsdrost v. Merveldt und die Domherren die Stadt verlassen mußten, die Bauern in ihre Dörfer zurückeilten und die bereits geladenen Kanonen in die Luft abgefeuert wurden.

Der in dieser Weise wieder hergestellte Friede war aber unter den in der Stadt obwaltenden Verhältnissen nur ein scheinbarer und trügerischer. Denn kaum hatten die Wiedertäufer an jenem Tage den Markt verlassen, als derselbe von einer Masse von Weibern eingenommen wurde, die ihn wiederum zum Schauplatze der unsinnigsten Tollheiten machten. Mit fliegenden Haaren und aufgelösten Kleidern rannten sie schamlos wie verwilderte Furien umher. Einige warfen sich auf die Erde und streckten die Arme wagerecht aus, so daß sie ein Kreuz bildeten, Andere legten sich auf den Rücken, starrten unverwandt den Himmel an und riefen zum himmlischen Vater, noch Andere hoben sich mit rasenden Sprüngen von der Erde empor, als wollten sie fliegen, und wieder Andere klatschten in die Hände, knirschten mit den Zähnen und zerschlugen sich die nackte Brust. Dazwischen ertönte unter Lachen und Weinen ein wildes Geschrei, in welches sich Aufforderungen zur Buße mit Verwünschungen der Gottlosen und mit Gebeten für ihre Bekehrung mischten.

Der hohe Grad von religiösem Wahnsinn, der sich in diesem eben so anstößigen als schrecklichen Auftritte offenbarte, erregte die gerechte Besorgniß, daß der mit den Wiedertäufern abgeschlossene Vertrag von keinem Bestande sein werde. Viele begüterte und angesehene Einwohner, Magistratspersonen, Domherren, Adelige und reiche Bürger verließen daher die Stadt, während die Zurückbleibenden dem Beispiele des Bürgermeister Tilbek folgten und sich aus Furcht oder Schwärmerei den Sektirern anschlossen, die nun nach der freiwilligen Entfernung ihrer Gegner von selber Herren

der Stadt wurden, gestützt durch einen leichtgläubigen, verblendeten und tollkühnen Haufen, der von ihnen nicht nur die Erfüllung seiner überirdischen Hoffnungen erwartete, sondern auch der Befriedigung aller seiner irdischen Wünsche mit Zuversicht entgegensah.

Kaum hatten die Wiedertäufer sich im Besitze der Uebermacht gesehen, als es natürlich ihr erstes Geschäft war, die bisherige Verfassung der Stadt Münster zu vernichten, dafür eine ihren Begriffen und Grundsätzen entsprechende einzuführen und sich selbst an die Spitze derselben zu stellen. Aus einiger Schonung der alten Einwohner behielten sie jedoch noch verschiedene Formen der ehemaligen Einrichtung bei und setzten deshalb am 24. Februar zwei Bürgermeister ein, wozu Knipperdolling und ein Schneider Namens Kippenbrock gewählt wurden. Diese aber besaßen nur die Titel ihrer Würde, ohne damit das Ansehen und die Macht derselben zu verbinden. Es gab in der That nur ein wirkliches Oberhaupt der neuen Republik und dies war Matthias, der ehemalige Bäcker von Harlem.

Dieser unternehmende Mann, dem es weder an Talent noch an Willenskraft gebrach, arbeitete mit unermüdlicher Thätigkeit daran, das Werk der Revoluzionirung gründlich durchzuführen. Zu diesem Ende wurde sogleich nach dem Beginne seines Regiments ein offener Vertilgungskrieg gegen Alles eröffnet, was dem bisherigen Geschlechte als heilig und ehrwürdig gegolten hatte. Man zerstörte und plünderte also zunächst die Kirchen und Klöster und ließ besonders eine wüthende Rotte in den Dom eindringen, um denselben einer furchtbaren Verwüstung Preis zu geben. Die Altäre wurden umgerissen, alle Werke der Malerei und Bildhauerkunst vernichtet oder verstümmelt, die mit den herrlichsten Glasmalereien gezierten Fenster zerschlagen und nebst den Pfeifen der Orgel, den Bestandtheilen seltener Uhren und den aus den Gräbern herausgewühlten Leichen der Bischöfe auf den Straßen umhergeschleudert; selbst die treffliche Bibliothek des berühmten Domherrn Rudolph v. Lange, eine unschätzbare, unersetzliche Sammlung der seltensten Werke und Handschriften fiel in die Hände dieser Rohen und wurde in unsinniger Wuth den Flammen übergeben.

Durch diese Zerstörungen innerhalb der Stadt jedoch noch nicht zufriedengestellt, begaben sich fünfhundert bewaffnete Wiedertäufer nach dem nahe gelegenen Mauritiusstifte, um auch dieses gänzlich

zu verwüsten. Freilich hatten sie dabei noch die besondere Absicht, ihren Feinden, im Falle einer Belagerung der Stadt, keinen Hinterhalt übrig zu lassen. Sie plünderten und verbrannten daher nicht nur die Kirche und die Wohnungen der entflohenen Stiftsherren, sondern rissen auch alle rings umher befindlichen Zäune und Hecken nieder und machten Alles in der Gegend zur wüsten Ebene. Dann faßten sie, auf den Antrag des Matthias, den feierlichen Beschluß: die Ungläubigen, welche nicht in der kürzesten Frist sich taufen lassen und der neuen Lehre beitreten würden, aus der Stadt zu jagen, um „die Tenne des Herrn, das Haus des Vaters und das neue Jerusalem“ von aller Unreinigkeit zu säubern.

Die schon am nächsten Tage erfolgte Ausführung dieses Vorschlages wird von einem Augenzeugen, dem Geschichtsschreiber Hermann v. Kerssenbrock, folgendermaßen beschrieben: „Ein ungestümes trauriges Wetter hatte sich erhoben, Regen, Schnee, Sturm und Kälte machten den Tag selbst unvernünftigen Thieren fürchterlich, an dem die Wiedertäufer, ihrer Abrede gemäß, den Marktplatz besetzten. Da die Thore verschlossen waren und Niemand entrinnen konnte, setzte uns dies in nicht geringe Furcht und schon zitterten wir für unser Leben. Indem Jene nun sich wider uns waffneten und sich in kriegerische Verfassung setzten, rannte der Prophet Johannes Matthias durch die Stadt und müdete sich ab durch vieles Geschrei. „Auf ihr Gottlosen“, rief er, „thut Buße, bessert Euch, bessert Euch! Sehet Ihr nicht schon den Lohn Eurer Sünden? Sehet Ihr nicht, wie sogar die Elemente wider Euch sich erheben, wie die ganze Natur in Aufruhr ist, blos Eurer Schandthaten wegen? O, du gottlose, unsinnige Schaar, bekehre dich! Gehe hin, das Bundeszeichen zu empfangen, daß du nicht ausgeschlossen werdest vom Volke Gottes!“

„Athemlos kam der Prophet aufs Rathhaus zurück. Hier unter seinen bewaffneten Genossen stürzt er nieder auf die Kniee und ruft zum himmlischen Vater. Alle folgen seinem Beispiel und erwarten den Befehl des Propheten. Dieser, wie aus tiefem Schlafe erwachend, springt auf, und spricht: das ist des Vaters Wille und Befehl, daß alle Ungläubigen, die sich nicht taufen lassen, sogleich aus der Stadt vertrieben werden, um dieselbe zu reinigen. Hinweg also mit diesen Söhnen Esau's! Dieser Ort, diese heilige Stadt, dieses Haus, diese Erbschaft gehören den Kindern Jakobs und den ächten Israeliten.“

„Von diesen Worten entflammt, ergriffen Alle die Waffen und

strömten in die Straßen der Stadt. Einige Einwohner, von plötzlichem Schrecken ergriffen, fragten, was man thun müsse, um in der Stadt zu bleiben. Sie erhielten die Antwort, daß sie auf den Markt gehen und sich taufen lassen sollten. Denn auf dem Rathhause befand sich Rothmann und taufte Alle, die zu ihm kamen. Bei denen, welche noch in ihren Häusern verweilten, um erst ihre Kinder oder auch Sachen auf die Flucht mitzunehmen, wurden die Thüren eingeschlagen und diejenigen, welche nicht rasch ihre Straße zogen oder sich umsahen, mit Schlägen vorwärts getrieben. So stieß man ohne Unterschied des Alters und Standes eine unzählige Menge von Männern und Weibern, Knaben und Mädchen bei rauher Witterung zum Thore hinaus. Es war eine entsetzliche Scene. Mütter rissen ihre nackten Kinder aus der Wiege und verließen unter einem Strom von Thränen den heimischen Heerd; zarte Knaben wurden an den Händen ihrer Väter mit bloßen Füßen durch den Schnee geschleppt, ja sogar der Schwangeren und Kindbetterinnen schonte man nicht. Das Geschrei in der Stadt, der Waffenlärm, das Krachen eingeschlagener Thüren, das Weinen der Kinder und Weiber, das allgemeine Geheul und Wehklagen vermag mit Worten nicht beschrieben zu werden. Aus allen Thoren strömten die Vertriebenen hinaus und zerstreuten sich in alle Welt durch Schnee, Regen und Sturm.“ —

Das Erste, was die Wiedertäufer nach dieser gänzlichen Vertreibung der nicht zu ihnen gehörigen Einwohner thaten, war nun eine völlige Vernichtung Alles dessen, was noch an den vorigen Zustand erinnern konnte. Da ihnen alle erheiternden Künste verhaßt waren, zerstörten sie selbst die Zithern, Flöten, Geigen, Leiern, so wie die Würfelbecher und Karten, kurz alle musikalischen Instrumente und Spielgeräthe, welche sich in der Stadt vorfanden. So endlich von Allem entblößt, was den Geist bisher beschäftigt und das Leben verschönert hatte, richteten sie ihre Gedanken, nach dem Beispiele des Matthias, einzig und allein auf das, was ihr neues Reich befestigen und ihre Grundsätze verwirklichen konnte.

Die Auswanderung und Vertreibung hatte in erheblicher Weise die Zahl der Bevölkerung vermindert. Diese Lücke mußte vor allen Dingen wieder ausgeglichen werden. Rothmann berief daher aus den benachbarten Provinzen alle seine Anhänger nach Münster, das durch das Herbeiströmen derselben volkreicher ward, als es jemals zuvor gewesen war. Und unter den Eingewanderten befanden sich nicht allein Leute aus der Hefe des Volkes, sondern auch öffentliche

Beamte, Prediger, Edelleute und reiche Bürger aus den umliegenden Städten. Auch nach den Niederlanden wurden Boten abgesandt mit der Aufforderung an die dortigen Wiedertäufer, sich in Münster niederzulassen. In dem Einladungsschreiben war die Stadt „der Berg Zion" genannt, von wo aus die Bekenner der Wiedertaufe alle Nationen der Erde unter ihre Herrschaft beugen würden. Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bald sah man große Kähne mit vielen Familien angefüllt, von Holland abfahren und den Weg durch Oberissel nach Münster nehmen. Fragte man die Reisenden nach dem Ziel ihrer Fahrt, so war die Antwort: „Wir ziehen in ein Land, welches Gott uns zeigen wird!"

Während diese Einwanderungen vor sich gingen, wurden durch einen vollständigen Umsturz der hergebrachten Rechts- und Eigenthumsbegriffe im Innern die bedeutungsvollsten Veränderungen vorgenommen. So quartirte man diejenigen, welche bisher in elenden Wohnungen gelebt, in den Häusern der Vertriebenen ein und erklärte nicht nur die gesammte Habe der letzteren zum Gemeingut, sondern traf außerdem auch die Anordnung, daß alle Einwohner ihr Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, nebst allem Weiberschmuck und jeglicher Kostbarkeit bei Todesstrafe auf das Rathhaus bringen und fortan öffentlich an gemeinschaftlichen Tafeln speisen sollten, für welche sogar die Gerichte vorgeschrieben wurden.

Alle diese Befehle gingen natürlich von Matthias aus, der sie mit dem Gewicht und der Sprache eines Propheten ertheilte und jedes Vergehen wider sein persönliches Ansehen auf das Strengste zu ahnden wußte. Wehe dem Unglücklichen, der sich durch Vernachlässigung der Huldigung, die er forderte, seine Rache zuzog. Ein gewisser Hubert Truteling vergaß sich einst so sehr, daß er über die neuen Propheten spottete. Sogleich riefen dieselben das Volk zusammen, klagten ihn an und erklärten, daß er des Todes schuldig sei. Und nicht zufrieden, Ankläger und Richter zugleich zu sein, übernahmen sie auch die Vollziehung des Urtheils. Matthias selber ergriff den Verurtheilten, warf ihn zu Boden, durchstach ihn mit einer Hellebarde und ließ ihn darauf, da der Stich nicht tödtete, näher zu sich heranführen, um mit dem Feuergewehr nach ihm zu schießen. Doch auch der Schuß raubte dem unglücklichen Truteling das Leben noch nicht und nun erklärte Matthias: Dieses Menschen Stunde ist noch nicht gekommen, denn Gott hat ihn begnadigt. Der Verwundete ward fortgeschafft, starb aber nach mehreren Tagen, den Worten des Sehers zum Trotz.

Als Matthias durch derartige Maßregeln seine Gewalt und das Ansehen seiner Glaubensgenossen hinlänglich befestigt glaubte und die inneren Angelegenheiten des neuen Staats seinem Plane gemäß geordnet hatte, wandte er seine ganze Sorgfalt auf die Sicherung desselben wider Angriffe von Außen, die, seiner Kenntniß der Weltangelegenheiten nach, nicht lange mehr ausbleiben konnten. Er handelte hierbei mit einer Entschiedenheit, Kraft und Umsicht, die seinem Geiste zum Ruhme gereichen und ihn bedeutenden Statsmännern und Feldherren ebenbürtig an die Seite stellen. Die Festungswerke der Stadt wurden ausgebessert und durch neue verstärkt, jeder Einwohner, ohne Unterschied des Ranges und Standes, mußte bei dieser Arbeit Hand anlegen. Durch Vorräthe, welche die ganze Umgegend hergeben mußte, wurden ungeheuere Magazine angelegt und mit gleichem Eifer alle zum Kriegsdienste tauglichen Männer ausgehoben, in Haufen geordnet und in den Waffen geübt. Um noch mehr Soldaten anzuwerben, ward der Prediger Roll nach den Niederlanden geschickt; seine Sendung aber nahm für ihn einen höchst traurigen Ausgang, denn nachdem er bereits Tausende zu einem bewaffneten Zuge nach Münster heimlich angefeuert hatte, ward er in Utrecht als ein Wiedertäufer erkannt und mußte den Feuertod erleiden.

Das Beispiel des Meisters wirkte auf die Schüler und der rastlose Eifer, mit welchem Matthias an dem Emporkommen und der Ausbreitung der Sekte arbeitete, theilte sich den übrigen Häuptern derselben mit, daß sie ohne Murren jede Gefahr, Anstrengung und Aufopferung übernahmen. Um das Feuer der Schwärmerei in den Köpfen der Einwohner immer wieder von Neuem anzufachen und zu nähren, ließ man es an Offenbarungen, Weissagungen und fanatischen Vorträgen nicht fehlen und erreichte dadurch auch vollständig den beabsichtigten Zweck. Denn täglich vermehrte sich die Zahl der Anhänger und besonders war es das weibliche Geschlecht, das durch die schwärmerischen und überspannten Vorstellungen zum massenhaften Herbeiströmen angeregt wurde. Selbst Edeldamen erschienen mit ihren Töchtern und empfingen die Wiedertaufe und die Nonnen des Stifts Ueberwasser so wie die des Aegidienklosters verließen ihre Zellen, ließen sich ebenfalls wiedertaufen und heiratheten die ersten besten Männer, die ihnen das Geschick in den Weg führte.

Wenn Matthias einen baldigen Angriff vorhergesehen, so hatte ihn sein Scharfblick nicht getäuscht. Bischof Franz rüstete sich, die Wiedertäufer mit Krieg zu überziehen und trieb bereits alle Kriegsleute zusammen, die innerhalb seines Gebietes zu finden waren. Auch die benachbarten Fürsten sandten ihm Unterstützung, um eine Sekte vertilgen zu helfen, deren Grundsätze ihrer Macht und ganz besonders ihrem Ansehen den Untergang drohten. In Osnabrück und Iburg wurden Kriegsgeräthe und Pulver verfertigt und die erstere Stadt lieferte die zur Bedienung des Geschützes nöthige Mannschaft. Bald war ein ansehnliches Heer ausgerüstet und marschirte im Sturmschritt auf Münster los, um diesen Feuerheerd der neuen Revolution einzuschließen und zu belagern.

In Münster aber war man durch des Matthias kluge Vorsicht auf solch' eine Erscheinung vorbereitet und sah mit ruhiger Entschlossenheit dem Anzuge und den Unternehmungen der Feinde entgegen. Um denselben keinen Punkt zu lassen, in den sie sich festsetzen könnten, ließ Matthias augenblicklich die vor einem der Thore gelegene Moritzkirche niederreißen und that sogleich nach der Ankunft der Belagerer, und ehe sie noch Zeit gehabt hatten, die zur Sicherung ihrer Stellung nöthigen Werke zu vollenden, an der Spitze eines auserlesenen Haufens einen Ausfall auf dieselben. Unaufhaltsam die noch ungeschlossenen Linien durchbrechend, drang er in das Lager und richtete ein furchtbares Blutbad unter den Kriegern an, die dem wildem Muthe so begeisterter Kämpfer nicht zu widerstehen vermochten.

Der glückliche Ausgang dieses verwegenen Unternehmens, so wie die Nachricht von einem aus Holland heranrückenden großen Wiedertäuferheere erfüllte die Belagerten mit solch' einem Muth, daß sie verschiedene Male und mit gleichem Erfolge ähnliche Ausfälle wagten, und den Feind vor den Thoren auf alle Weise zu verhöhnen und zu ärgern suchten. Statt z. B. den auf den 3. April fallenden Charfreitag nach der Weise der andern Christen zu feiern, thaten sie gerade das Gegentheil; Lustbarkeiten wurden angestellt und alle Glocken geläutet, während Prozessionen mit brennenden Fackeln zum Thore hinaus ins Angesicht des feindlichen Lagers zogen. In gleicher Absicht banden sie auch die mit den Siegeln des Bischofs versehene Urkunde über den im vorigen Jahre abgeschlossenen Religionsvertrag einer alten Mähre an den Schweif und jagten dieselbe dem Feinde entgegen.

Der Feind aber verhielt sich all' diesem Uebermuthe gegenüber

noch immer ruhig und die Folge seiner Unthätigkeit war, daß Matthias sich für unüberwindlich hielt und immer fester an die Unfehlbarkeit seiner göttlichen Sendung glaubte. Schon am Ostertage trat er daher in öffentlicher Versammlung auf und erklärte stolz und mit hoch erhobener Lanze: er wolle ausziehen, wie Gideon, mit wenigen Männern, und die Heerschaaren der Gottlosen schlagen! Sogleich rief er dreißig Männer aus der versammelten Menge auf und diese, von gleicher Begeisterung, wie ihr Prophet, beseelt, folgen ihm mit Freuden, den wahnsinnigen Kampf zu beginnen. Wie Rasende stürzt die tolle Bande zum Ludgerithore hinaus mitten unter die Feinde und wird, was sich leicht vorhersehen ließ, sammt ihrem Anführer bis auf den letzten Mann niedergehauen und in Stücke zerrissen.

So endete Matthias, und wie verderblich auch sein Wirken gewesen, so wird ihm doch Niemand das Zeugniß versagen können, daß er als ein Held und ächter Märtyrer des überspannten Glaubens gestorben ist, den er mit so vielem Eifer gelehrt und verkündigt hatte.

Als der Tod des berühmten Propheten in Münster bekannt wurde, und Furcht und Entsetzen sich der bestürzten Gemüther bemächtigte, da trat plötzlich Johann von Leiden aus den Reihen seiner unschlüssig dastehenden Genossen hervor und tröstete das trauernde Volk mit der Versicherung, daß ihm der Geist Gottes dieses Ende seines großen Propheten längst vorhergesagt hätte. An das Schicksal der Makkabäer und anderer für die Ehre Gottes gefallener Helden erinnernd, sagte er dann, daß man den Dahingegangenen nicht beklagen, sondern glücklich preisen müsse, so frühe schon die Krone des ewigen Lebens erlangt zu haben.

Diese Rede erfüllte einen doppelten Zweck. Sie beruhigte die bereits zaghaft gewordenen Massen und lenkte in entscheidendem Augenblicke die Aufmerksamkeit derselben dem Apostel zu, der bis dahin nur eine untergeordnete Rolle gespielt, von jetzt an aber als der auserwählte Mann Gottes und als der höchste Prophet verehrt und gepriesen wurde. Johann besaß weder die Talente, noch die Kühnheit des Matthias, aber er übertraf denselben an Hochmuth, Grausamkeit und wilder Schwärmerei. Die ihm günstige Stimmung des Volkes zur Erlangung der höchsten Würde zu benutzen, war fortan sein Zweck, den er wieder durch die Verkündigung von Ge-

sichten und Erscheinungen, so wie durch ein geschicktes Zurückdrängen aller der ehrgeizigen Ansprüche zu erreichen suchte, welche neben ihm aufgetaucht waren. So hatte z. B. Knipperdolling, um sein wankendes bürgermeisterliches Ansehen wieder zu befestigen, am 9. April den Ruf ergehen lassen, es sei ihm von Gott befohlen worden, daß alles Hohe erniedriget und alles Niedrige erhöhet werden müsse. Als nun das wahnsinnige Volk diesen Befehl buchstäblich ausführte, alle die herrlichen Thurmspitzen Münsters herunterwarf und auf die zurückgebliebenen Säulen Kanonen pflanzte, erklärte der eifersüchtige Johann von Leiden, daß nach der Offenbarung des Bürgermeisters diesem selber die niedrigste Stelle gebühre, und daß er deshalb das Scharfrichteramt erhalten solle. Knipperdolling konnte gegen eine so unerwartete Deutung nichts einwenden und empfing ohne Widerspruch das Henkerschwerdt aus des Propheten Hand. Dieser aber befestigte durch derartige Aussprüche sein Ansehen nur immer mehr und mehr, so daß er es endlich wagen konnte, seinen Plan zur Reife zu bringen.

Mitten in der Nacht verließ er daher einst vollständig nackt sein Haus, rannte mit lautem Geschrei von Buße, Bekehrung und göttlichen Erscheinungen durch die Straßen, sank zuletzt ohnmächtig nieder und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er die Sprache verloren habe. Bekümmert fragten die Umstehenden, was ihm doch widerfahren sei und nun erklärte er schriftlich, daß ihm der himmlische Vater den Mund verschlossen habe und denselben erst nach drei Tagen wieder öffnen werde.

Nach Ablauf dieser drei Tage versammelte er sodann alles Volk um sich und berichtete mit prophetischem Munde, wie Gott befohlen habe, die bisherige Obrigkeit abzuschaffen, eine neue anzuordnen und neue Gesetze einzuführen. Hierauf wählte er zwölf ihm ergebene Männer, nannte sie Aelteste oder Richter der zwölf Stämme Israels und bekleidete sie mit vollkommener Regierungsgewalt. Dann trat Rothmann auf und pries in einer Predigt diese neue Verfassung als ein treues Abbild derjenigen, welche Gott selbst seinem auserwählten Volke, den Israeliten, einst gegeben habe. Nach dem Schlusse dieser Predigt gab der Prophet jedem der zwölf Aeltesten ein bloßes Schwerdt in die Hand und sagte dabei: „Nimm hin das Schwerdt der Gerechtigkeit, welches der himmlische Vater durch mich Dir anvertraut und gebrauche es nach göttlichem Befehl.“ Gebete und Lobgesänge des Volkes beschlossen die seltsame Feierlichkeit und bald

darauf erließen die neuen Aeltesten eine aus lauter Bibelsprüchen zusammengesetzte Verordnung gegen die „Uebelthäter;" auch führten sie durch eine andere Verordnung die Gemeinschaft aller Güter ein.

Während dieser Vorgänge lagerte der Feind noch immer vor den Thoren und wurde von den Wällen herab nach wie vor verhöhnt und herausgefordert. Erst am 22. Mai wagte er einen Sturm, der aber ohne viele Anstrengung zurückgeschlagen wurde und den Belagerten nur neue Veranlassung zu Thaten des wahnsinnigsten Uebermuthes gab. So begab sich ein junges schönes Weib Namens Hilla Feyk, mit dem herrlichsten Schmucke angethan, ins feindliche Lager, um unter der Vorspiegelung, daß sie wichtige Entdeckungen zu machen habe, sich vor den Bischof führen zu lassen und diesen, nach dem Beispiele der Judith, zu ermorden. Der Plan wurde aber durch einen gleichzeitig aus der Stadt entflohenen Bürger verrathen, die unglückliche Schwärmerin ward festgenommen und zu Bevergern enthauptet, nachdem sie ein freimüthiges Bekenntniß ihres Vorhabens abgelegt hatte.

Die immer größer werdende Theilnahme, welche besonders die Frauen der neuen Lehre schenkten, war nicht blos in den religiösen Anschauungen der letztern begründet. Auch die persönliche Schönheit des Propheten, der Glanz seiner eigenthümlichen Erscheinung und die glühende Leidenschaftlichkeit, mit der er heimlich den Freuden der Liebe ergeben war, übten eine mächtige Anziehungskraft auf die weiblichen Gemüther aus.

Schon früher hatte man häufig seine hohe stattliche Gestalt mitten in der Nacht verhüllt durch die Straßen schleichen und in Häusern verschwinden sehen, wo schöne Frauen wohnten. Jetzt aber, da er die höchste Gewalt erlangt, glaubte er endlich, die furchtsame Maske abwerfen und jene Leidenschaft, die so oft in der Welt mit frömmelnder Schwärmerei verbunden ist, durch ein gesetzliches Ansehn heiligen zu können. Im Laufe des Monat Juli erklärte er daher dem versammelten und erstaunt aufhorchenden Volke, daß Gott ihm offenbart hätte, es sei recht und nothwendig, mehr als eine Frau zu nehmen.

So war denn in Münster plötzlich die Vielweiberei eingeführt und nur wenige verständige Männer erhoben sich gegen diesen Umsturz der bisherigen Sitte, ohne durch die Schwüre und Drohungen des Propheten eingeschüchtert zu werden. Zweihundert an der Zahl

wagten sie in der Nacht des 30. Juli einen Aufstand, verhafteten den Propheten und seine Prediger und warfen sie in's Gefängniß. Das Unternehmen mißglückte aber durch die Macht der Gegenpartei, die sich eiligst zusammenrottete, die Gefangenen wieder befreite und sich der Verschworenen bemächtigte. Schon am nächsten Tage wurden 25 derselben erschossen und in den folgenden Tagen 66 durch Knipperdolling geköpft. Die Uebrigen kamen mit Schlägen und Beschimpfungen davon.

Von nun an hatte Niemand mehr etwas gegen die verführerische Neuerung einzuwenden, und Johann von Leiden war der erste, der sich der Freiheit bediente, welche dieselbe gestattete: er nahm auf einmal drei Weiber, unter denen sich auch die schöne Wittwe des Matthias befand, mit der er sich, seinem Vorgeben nach, auf einen unmittelbaren göttlichen Befehl, verheirathete.

Das Beispiel des Oberhauptes wirkte mächtig auf den tollen Haufen der Untergebenen zurück und nicht lange dauerte es, so bot das schöne Münster ein Schauspiel entfesselter Leidenschaften und verderblicher Ausschweifungen dar, wie sie vielleicht nur in den Zeiten großer Sittenverderbniß in den Höfen der Bischöfe und in den Palästen mancher Vornehmen geherrscht haben mochten. Die meisten Wiedertäufer nahmen fünf bis acht Weiber und wie sonst in Zeiten politischer Gährung die Behörden Spione aussenden, um die Stimmung kennen zu lernen und etwa beabsichtigte Unternehmungen aufzuspüren, so schlichen damals in Münster fortwährend heimliche Späher umher, durchsuchten die Häuser nach heirathsfähigen Mädchen und zogen die hübschesten darunter hervor. So war es natürlich, daß man, wie auch ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert, schon nach wenigen Tagen in der ganzen Stadt kein Mädchen über vierzehn Jahre fand. Selbst junge Kinder fanden keine Schonung und keine List ward gespart, die knospenden Blüthen schuldloser Geschöpfe wider alle Menschenpflicht und alles Gewissen mit Füßen zu treten.

Johann sah diesem Unfug mit Vergnügen zu, da es sich bei allen seinen Anordnungen nicht um die Verwirklichung edler Grundsätze und um eine segensreiche Verbesserung gesellschaftlicher Mißbräuche, sondern einzig und allein um die Befriedigung seiner Lieblingsneigungen und persönlichen Leidenschaften handelte. War es ihm also in kurzer Zeit und ohne viele Schwierigkeiten gelungen, seine ausschweifende Liebe zu den Weibern von jeder hemmenden

Fessel zu befreien, und eine der festesten und geheiligtesten Stützen der bisherigen Gesellschaft umzuwerfen, so galt ihm diese so schnelle Erfüllung seines Wunsches als ein deutlicher Beweis, daß es ihm auch nicht schwer werden würde, einem anderen und nicht minder starken Antriebe seines Charakters, seinem brennenden, alles Maaß übersteigenden Ehrgeize nämlich, in entsprechender Weise Genüge zu thun. Schon längst war ihm die Stellung eines bloßen Oberhauptes zuwider geworden und neben der Gewalt, welche ihm die oberste Herrscherwürde verlieh, wollte er auch den Glanz und die Majestät derselben besitzen. Er beschloß daher, sich zum König der Wiedertäufer zu erheben und das Volk durch Offenbarungen und Weissagungen auf diesen wichtigen Schritt vorzubereiten.

Johann Tausendschön (oder Dusentschur), ein Goldschmidt aus der benachbarten Stadt Warendorf, der sich unlängst als neuer Prophet angekündigt hatte, mußte bei diesem Versuche als Werkzeug dienen. Es war am Johannistage 1534, als derselbe die Einwohner Münsters auf den Markt beschied und sich mit folgenden Worten an sie wendete: „der Vater im Himmel habe ihm kund gethan, daß Johann von Leiden, der heilige Mann und Prophet Gottes, als König von Zion über den ganzen Erdkreis und über alle Kaiser, Könige, Fürsten und Gewaltige herrschen solle; die Fürsten, welche sich ihm widersetzen würden, solle er ausrotten und nur der Gerechten schonen, er solle einnehmen das Reich und sitzen auf dem Stuhle David's, seines Vaters, so lange bis Gott der Vater das Königreich wieder von ihm nehmen werde; denn nach Vertilgung der Gottlosen würden die Frommen auch im Leben regieren."

Johann war selbst zugegen und hörte, dem Anscheine nach, mit heiligem Erstaunen dem unsinnigen Vortrage des Redners zu. Erst als der letztere geendigt hatte, rief er plötzlich, wie in Begeisterung aus: „Auch an mich ist der Ruf ergangen! Du gebeutst, Allmächtiger, und dein Knecht gehorcht in Demuth. Vollbracht werde dein heiliger Wille!" Nach diesen Worten forderte Tausendschön den zwölf Aeltesten das oben erwähnte Schwerdt ab, überreichte es dem Neuerwählten, salbte ihn und sprach: „Ich salbe Dich zum Könige des neuen Tempels und des Volkes Gottes und im Angesichte alles Volkes rufe ich Dich aus zum Könige über das neue Zion!"

So endete unter dem Beifallsrufe des Volks die eben so kurze als sonderbare Scene, die den ehemaligen Schneider und Gastwirth Johann Bockolt auf den Gipfel seiner ausschweifenden Wünsche erhob.

Schon gleich nach der Krönung wurden natürlich alle Anstalten getroffen, den Pomp eines unumschränkten Herrschers um den neugeschaffenen König zu verbreiten. Seine bisherige Wohnung bei Knipperdolling verlassend, bezog Johann das Haus eines der ausgewanderten Domherren, das er sich fürstlich einrichten ließ. Die zwölf Aeltesten mußten ihre Stellen niederlegen und erhielten andere Aemter in dem königlichen Hofstaate, der in der folgenden Weise eingerichtet ward.

Knipperdolling, der gewesene Scharfrichter, welcher so oft die Launen der Revolution erfahren mußte, erhielt zur Belohnung für seine frühere Unterwerfung den Posten eines ersten Staatsrathes; Christian Kerkering und Bernhard Krechting, ein ehemaliger Pfarrer, wurden Geheimeräthe; Heinrich Krechting ward Reichskanzler, der ehemalige Bürgermeister Tilbeck Oberhofmeister und der fanatische Rothmann erster Hofprediger. Drei Adelige kamen an die Spitze der Kriegsmacht und ein gewisser Niland ward Scharfrichter.

Außerdem wurden noch eine Menge anderer Hofämter und vornehmer und geringer Bedienungen vergeben, so daß die Umgebung des neuen Monarchen durch die große Schaar von Kammerdienern, Lakaien, Mundschenken, Küchenmeistern u. s. w. in der That eine wahrhaft königliche wurde, während er selber das frühere Prophetengewand ablegte und in den reichsten fürstlichen Kleidern prangte. Zwei goldene, mit Juwelen besetzte Kronen wurden verfertigt, dazu eine kostbare Halskette, an welcher eine goldene mit zwei Schwerdtern durchstochene Weltkugel hing, mit der Inschrift: „Ein König der Gerechtigkeit über Alle.“ Von der Brust und von den Schultern herab schlangen sich ebenfalls goldene Ketten um sein ganzes Gewand, das Schwerdt an seiner Seite steckte in goldener Scheide; in seiner Rechten trug er ein prächtiges königliches Scepter und seine Finger waren mit kostbaren Ringen bedeckt; eben so prächtig waren die Sättel und das Zeug seiner Pferde, seine Sporen von Gold.

Die sämmtlichen Hofbeamten trugen nach der Verschiedenheit ihrer Aemter verschiedene Kleider. So hatten z. B. die 28 Trabanten, welche die Leibwache des Königs bildeten, rothe und himmelblaue Röcke, auf deren einem Aermel, als königliches Wappen, die von zwei Schwerdtern durchstochene Weltkugel saß. Die Materialien zu allen diesen Trachten lieferten die aus den Kirchen und Klöstern genommenen Gewänder und Verzierungen.

Johann blieb bei einer so großen Anzahl männlicher Diener-

schaft nicht stehen; um das Maaß seiner Thorheiten voll zu machen, schuf er sich auch einen Harem und wählte dazu siebzehn der schönsten Mädchen; den obersten Rang unter denselben, die Stelle einer eigentlichen Königin, nahm Divara, die Wittwe des Matthias, ein, welche einen besondern Hofstaat erhielt. Zur Wohnung der siebzehn Frauen wurde die vormalige Probstei eingerichtet und mittelst Durchbrechung einer Mauer mit dem königlichen Palaste in Verbindung gebracht. Täglich speiste der König gemeinschaftlich mit seinen Frauen und wählte dann zugleich diejenige, mit der er den übrigen Theil des Tages verbringen wollte. Die Erwählte wurde hierauf gebadet, mit wohlriechendem Wasser überschüttet, bräutlich geschmückt und sodann in die prächtig geschmückten, mit Blumen bestreueten und von den lieblichsten Wohlgerüchen durchdufteten Gemächer des Königs geführt.

Trotz dieses üppigen, an die Wollust der asiatischen Großen erinnernden, inmitten des christlichen Deutschland aber gänzlich unerhörten Treibens, vergaß übrigens der König der Regierungsgeschäfte nicht. Auf öffentlichem Markte, der Wage gegenüber, war ein prächtiger Thron mit drei Stufen erbaut, den er drei Male in der Woche bestieg, um zu Gericht zu sitzen und die Klagen seiner Unterthanen anzuhören. Der Thron war dann mit goldenen und purpurnen Decken behängt und mit seidenen Polstern belegt. In feierlichen Zuge und in folgender Ordnung begab sich Johann mit seinem ganzen Hofstaate dorthin:

Voran gingen Zinken- und Flötenbläser; dann folgten die beiden Oberfeldherren und die Befehlshaber der Reiterei und des Fußvolkes, welche sich durch wehende Helmbüsche auszeichneten; paarweise in purpurnen Kleidern und mit goldenen Ketten folgten ihnen die Geheimen Räthe; dann kam der Hofmarschall Tilbeck mit einem weißen Stabe in der Hand und hinter ihm gingen zwei hübsche elegant gelkeidete Knaben, wovon einer zur Rechten die Bibel, der andere zur Linken ein bloßes Schwerdt trug, als Sinnbilder der geistlichen und weltlichen Macht. Hierauf folgte der König, auf einem muthigen Rosse im königlichen Schmuck, die goldene Krone auf dem Haupt. Unmittelbar hinter ihm gingen Knipperdolling und Rothmann. Den Beschluß machten die Beamten und Großen des Hofes, der Scharfrichter mit seinen Gehülfen nicht ausgenommen, und an den Seiten marschirten die 28 Trabanten, den Andrang des zuströmenden Volkes abzuwehren.

Auf dem Markte angekommen, übergab der König sein Pferd

einem Läufer und bestieg den Thron. Dann neigte er sein Scepter und ließ sich alle Streitigkeiten des neuen Zion vortragen. Jeder, der etwas anzubringen hatte, mußte sich zwei Mal neigen und zur Erde niederfallen, dann erst durfte er reden. Meistens betrafen die Klagen ärgerliche Ehesachen und andere schmutzige Angelegenheiten, die mit schamloser Frechheit auf das Genaueste erörtert wurden. War sodann das Gericht beendigt, so ging der Zug, in derselben Ordnung, wie er gekommen war, in den königlichen Palast zurück.

Zuweilen kam der König auch mit dem gesammten Volke auf dem Markte zusammen, um die Predigt zu hören; alsdann folgte ihm die Königin auf einem zahmen Pferde, welches ein Läufer führte; ihr Hofmeister und einige andere Hofleute gingen voraus und die übrigen Weiber folgten in einem langen Zuge, zu jeder Seite von vier Trabanten begleitet. In einem der nächsten Häuser bei der Wage, dem Könige gegenüber, nahm die Königin sammt ihrer ganzen Begleitung Platz und hörte die Predigt an, welche auf einer neben dem Thron errichteten Kanzel gehalten wurde. War es eine Nachmittagspredigt, so wurde die Feier öfter mit einem fröhlichen Tanze beschlossen, welchen der König eröffnete. An dieser Belustigung nahmen dann ohne Unterschied des Ranges und Standes Alle Theil, welche daran Vergnügen fanden.

Auch goldene und silberne Münzen ließ der König schlagen, von denen noch jetzt einige Exemplare übrig sind. Das Gepräge derselben ist ziemlich roh und zeigt folgende Inschriften: „Das Wort ist Fleisch geworden und wohnet in uns;" „Wer nicht geboren ist aus Wasser und Geist, der kann nicht eingehen in das Reich Gottes." „Ein rechter König über Alle, ein Gott, ein Glaube, eine Taufe. 1534 zu Münster."

Während sich so nun im Innern der Stadt mit ruhiger und furchtloser Sicherheit eine eben so abentheuerliche als verderbliche Monarchie entwickelte, dauerte draußen die Belagerung ohne Unterbrechung fort. Alle die außerordentlichen Ereignisse, die sich in Münster zugetragen, waren im übrigen Deutschland nicht unbekannt geblieben und hatten besonders die Fürsten mit heftiger Angst erfüllt. Die Ausbreitung dieser Revolution und die Stimmung der in anderen Gegenden kaum wieder niedergehaltenen Massen fürchtend, erhoben sie daher allenthalben ihren Schreckensruf und veranlaßten so den Kaiser Ferdinand, einen Reichstag nach Worms zu berufen,

der auch am Ende einer kurzen Berathung den Beschluß faßte, dem Bischofe von Münster zur Bekämpfung „der Feinde der Religion und guter Sitte“ eine monatliche Beisteuer von 20,000 Gulden zu bewilligen.

Durch diese Hilfe und durch die Verstärkungen, welche der Bischof von Köln und mehrere andere Fürsten dem Belagerungsheere zuführten, sah sich dasselbe in den Stand gesetzt, nachdrücklichere Maßregeln zu ergreifen. Ein erfahrener Feldherr wurde zum Anführer ernannt und in einem Kriegsrathe der Beschluß gefaßt, den Rebellen zuvörderst Begnadigung und freien Abzug zu bewilligen, falls sie die Stadt übergeben und ihre Waffen ausliefern würden.

Schon am folgenden Tage begaben sich einige Abgeordnete mit diesen Vorschlägen des Bischofs in die Stadt. Johann ließ sie vor sich kommen und hörte sie ruhig an, dann aber erhob er sich entrüstet und sagte mit glühendem Unwillen: „Ich verlange des Feindes Gnade nicht für mich und mein Volk!“ — Nach diesem fruchtlosen Versuche wurden Briefe, an Pfeile geheftet, in die Stadt geschossen, um den Antrag, den der König verworfen hatte, zur Kenntniß des Volks zu bringen. Aber auch dieses Mittel blieb schon dadurch ohne Erfolg, daß das Aufheben der Briefe bei Todesstrafe verboten ward.

Auf eine gütliche Uebergabe war also unter derartigen Umständen nicht zu rechnen. Die Belagerer rüsteten sich daher zu einem gewaltsamen Angriff, der am 31. August eröffnet ward. Drei Tage hindurch wurde unaufhörlich die Stadt beschossen, und am vierten Tage, um 5 Uhr Morgens, der allgemeine Sturm unternommen. Die Wiedertäufer aber hatten während der funfzehnmonatlichen Dauer ihrer Herrschaft so viel Fleiß und Sorgfalt auf die Vervollkommnung ihrer Festungswerke verwendet, sie waren so gut mit Geschütz und geübter Mannschaft versehen und zeigten dabei so viel Heldenmuth und Wachsamkeit, daß kaum eine fürstliche Heeresmacht sich mit ihnen messen konnte. An sechs verschiedenen Punkten wurde die Stadt herzhaft angegriffen und an jedem derselben vertheidigten sich die Belagerten mit unbeschreiblicher Wuth. Selbst die Weiber blieben nicht müßig, indem sie von den Wällen herab Pechkränze und siedenden Kalk auf die Häupter der Feinde warfen. So währte der Kamf den ganzen Tag und erst am Abend zogen sich die Angreifenden nach mehrmals abgeschlagenen Stürmen und nicht ohne großen Verlust in ihr Lager zurück, während die Sieger sich

der lautesten Freude überließen und weithin die Luft von dem Schalle ihrer Jubellieder ertönte.

Niedergeschlagen durch diesen ungünstigen Erfolg einer mit so gewaltigen Kräften unternommenen Anstrengung, berathschlagten nun die Fürsten, was weiter zur endlichen Bezwingung so tapferer und unbesiegbarer Gegner zu thun sei. Die verschiedensten Maßregeln wurden vorgeschlagen, bis die Ueberzeugung, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei, den Sieg davon trug. Man beschloß daher, Schanzen um die Stadt aufzuwerfen, ihr durch Einschließung die Zufuhr abzuschneiden und so von der Macht des Hungers zu erwarten, was Schwerdter und Kugeln nicht durchzusetzen vermochten.

Die Belagerten aber hatten auch für einen derartigen Fall bereits ihre Vorkehrungen getroffen. Denn schon längst hatten sie angefangen, die Kirchhöfe sowohl, als alle freien Plätze, ja selbst viele Straßen der Stadt in Ackerland zu verwandeln, und mit Korn und Gartenfrüchten zu bestellen. Sie glaubten daher der Ausführung des feindlichen Vorhabens vor der Hand noch mit Ruhe entgegensehen und ihre hauptsächlichsten Kräfte wieder der Ausbildung ihrer Verfassung und der Verbreitung ihrer Lehre widmen zu können.

Am 13. Oktober erschien also der Goldschmidt Tausendschön plötzlich bei dem Könige, um ihm anzukündigen, daß Gott nunmehr die Prediger seines Wortes und seine auserwählten Apostel in alle Welt aussenden wolle, zugleich aber befohlen habe, es solle vorher auf dem Berge Zion mit den christlichen Brüdern und Schwestern noch das gemeinsame Abendmahl gehalten werden. Der König erklärte sich damit einverstanden und durch Posaunenschall wurde nun das Volk zum großen Mahle eingeladen.

Sogleich strömten Alle herbei mit Ausnahme derer, welche die Wache hielten, und bald waren an 1600 waffenfähige Männer, 400 Greise und Kinder und 5000 Frauen versammelt. An langen Tischen ließen sie sich nieder, reichliche und gute Speisen wurden aufgetragen und der König sammt seinem Hofstaat bediente selbst das Volk. Als endlich Alle gesättigt waren, brachte man runde ungesäuerte Kuchen in Körben herbei. Diese Kuchen nahm der König, brach sie in Stücke und reichte Jedem davon mit den Worten: „Nehmet hin und esset und verkündiget den Tod des Herrn!“ Die Königin aber nahm einen Becher mit Wein, gab Jedem daraus zu

trinken und sprach: „Trinket Alle daraus und verkündigt den Tod des Herrn!" Und als so das Abendmahl gehalten war, fragte der König die Versammelten, ob sie Gottes Wort gehorsam sein wollten? Alle antworteten unter lautem Geschrei: „Ja, bis in den Tod!" Nun erst bestieg der Prophet Tausendschön die Rednerbühne und sagte: Der Vater im Himmel hat mir siebenundzwanzig Apostel offenbaret, die ausziehen sollen in die vier Gegenden der Welt, zu predigen die Lehre vom Reiche Gottes!" Dann las er die Namen der Auserwählten ab und endigte mit den Worten: „Gehet hin in die Städte und verkündiget das Wort!"

Als hierauf das Volk sich entfernt hatte, wurde für den König, die Königin und den ganzen Hofstaat, so wie für 500 Männer, welche jetzt von ihren Wachen abgelöst wurden, desgleichen für diejenigen, welche als Apostel hinwegziehen sollten, ein zweites Mahl angerichtet. Mitten unter dem Essen, als die Nacht schon hereinbrach, erhob sich der König und sagte, er müsse ein Werk vollbringen, daß ihm vom himmlischen Vater aufgetragen sei. Forschend blickte er im Kreise der Anwesenden umher bis er einen gefangenen Reiter bemerkte, den man zu diesem Nachtmahl mitgebracht und reichlich mit Wein versorgt hatte. „Wes Glaubens bist du, Freund?" fragte er den Soldaten. „Vom Glauben", erwiederte dieser, „weiß ich nichts, ich habe blos gelernt mit Weibern und Bechern umzugehen." „Und doch bist du hergekommen", fragte der König weiter, „und hast kein hochzeitliches Kleid an?" „Wie könnt Ihr so fragen," antwortete der Trunkene, „wisset Ihr denn nicht, daß ich zu dieser Dirnenhochzeit nicht als freiwilliger Gast gekommen, sondern mit Gewalt gezwungen worden bin?" Diese Worte erregten des Königs Zorn, augenblicklich ließ er den Gefangenen zu sich heranschleppen und hieb ihm mit eigener Hand den Kopf herunter. Nach dieser That ließ er sich wieder auf seinem Sitze nieder, sagte, dieser Soldat sei der Judas in der Gesellschaft gewesen und war so wenig verstimmt, daß er nach aufgehobener Tafel bis spät in die Nacht hinein sich am wildesten Tanze erlustigte. — Die sieben und zwanzig Apostel, welche ausgesendet werden sollten, unter ihnen Tausendschön selbst, hatten sich unterdeß reisefertig gemacht und von ihren 124 Frauen Abschied genommen. Unter dem Schutze der Nacht kamen sie glücklich durch die feindlichen Lager und unerkannt erreichten sie auch die ihnen angewiesenen Städte Soest, Kösfeld, Warendorf und Osnabrück. Sogleich nach ihrer Ankunft zogen sie durch die Straßen, indem sie unter furchtbaren Gebehrden das Geschrei erho-

hen: Bekehret Euch und thut Buße, denn nur noch eine kurze Zeit ist Euch der Vater barmherzig. Schon ist die Art an die Wurzel gelegt, also, daß die Städte, wofern sie den Frieden nicht annehmen, in kurzer Zeit verderben sollen!

Diese Aufrufe hatten aber überall nichts weiter, als eine sofortige Verhaftung der Apostel zur Folge, die sich übrigens bei den harten Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, weder feige noch kleinmüthig zeigten. Sie sangen Lieder, dankten dem Vater, daß er sie gewürdigt habe, in seinem Namen zu leiden und hielten durchaus nicht mit dem Geständniß zurück, daß es ihre Absicht gewesen, allenthalben unter dem Volke Aufruhr zu erregen, um demnächst Münster entsetzen und den Fürstbischof sammt dem Adel und der Geistlichkeit verjagen zu können, falls sie sich nicht ihrer Verbindung angeschlossen hätten. Ihr endliches Schicksal ließ sich unter diesen Umständen voraussehen; nur zwei unter ihnen entgingen der Hinrichtung, in Iburg allein wurden sechs enthauptet, welche der Stadtrath zu Osnabrück dem Bischofe ausgeliefert hatte.

Da es wesentlich zum Plane der Wiedertäufer gehörte, die Anhänger der Sekte in Holland, Friesland und besonders in Amsterdam immer zahlreicher zu machen, so schickte König Johann auch dorthin seine Sendboten und ernannte nicht nur einen gewissen Johann v. Geelen zum Obersten der wiedertäuferischen Kriegsleute in Holland, sondern erhob auch den Lesemeister Johann v. Kampen zum Bischof von Amsterdam, welche Stadt er vielleicht zum künftigen Hauptorte des neuen Reiches bestimmte. Der letztere führte in Amsterdam ein sehr eingezogenes Leben und begnügte sich damit, seine Lehre im Geheimen zu verbreiten. Doch diese Vorsicht nützte dem Unglücklichen nichts. Denn als seine tollkühnen Glaubensgenossen in der Nacht zum 10. Mai (1535) einen Versuch wagten, sich der Stadt zu bemächtigen, fiel auch er den Spähern der Obrigkeit in die Hände. Seine Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus, welches auf folgende barbarische Art an ihm vollstreckt ward. Zuerst mußte er, das Haupt mit einer zweihörnigen blechernen Bischofsmütze bedeckt, eine Stunde lang auf dem Blutgerüste zur Schau ausstehen. Dann ward die Hand, womit er wiedergetauft hatte, abgehauen, und die Zunge, als das Werkzeug der Verkündigung seiner Lehre, ausgeschnitten. Ein Schlächtermesser trennte endlich seinen Kopf vom Rumpfe, der verbrannt ward, während Kopf und Hand über dem Stadtthore aufgesteckt wurden.

Mit gleicher Grausamkeit verfuhr man gegen die übrigen ge-

fangenen Wiedertäufer zu Amsterdam, Leiden und Friesland. Alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wurden enthauptet, ersäuft, verbrannt und geviertheilt. Vielen ward noch lebend das Herz aus dem Leibe gerissen und ins Angesicht geworfen. So wütheten damals Religionshaß und Unduldsamkeit fast in allen den verschiedenen Parteien, von denen jede sich rühmte, allein im Besitze des wahren Christenthums zu sein!

Die Belagerten in Münster hatten große Hoffnungen auf das Heer gesetzt, das bald aus Holland zum Entsatze der Stadt heranrücken würde. Diese Hoffnungen waren durch die oben erzählten Begebenheiten vernichtet worden, während das Belagerungsheer durch die neuerdings zugesicherte Unterstützung des ober- und niederrheinischen, sowie des westphälischen Kreises immer stärker und mächtiger wurde.

Noch ein Mal hatte der Oberfeldherr Graf Weirich v. Dhaun im Januar 1535 einen Aufruf zur Uebergabe der Stadt erlassen. Derselbe war aber nicht erfolgreicher gewesen, als alle früheren Versuche dieser Art. Denn wenn es in Münster auch noch viele verständige Männer gab, welche vor der immer näher und näher rückenden Gefahr nicht die Augen verschlossen und wenn diese Männer, bei dem Mißmuth, welchen der bereits eingetretene Mangel an ausreichenden Lebensmitteln erzeugte, hie und da selbst auf Gehör bei dem großen Haufen rechnen konnten, so war Johann doch schlau genug, alle derartigen Pläne im Voraus zu durchschauen und ihrer etwaigen Ausführung durch geeignete Maßregeln entgegenzutreten. Hoch und theuer versprach er daher auf öffentlichem Markte, daß das Volk am Osterfeste bereits von der Belagerung und von aller Noth befreit sein sollte. Zugleich aber wählte er unter seinen Anhängern zwölf der ihm ergebensten und zuverlässigsten Männer aus, ernannte sie zu Herzogen und übergab Jedem von ihnen die Aufsicht über ein eigenes Quartier der Stadt, damit sie dasselbe mit einer Anzahl von Trabanten und andern Bedienten im Zaume halten sollten.

Zur Belohnung für diese Dienste versprach er den neugeschaffenen Herzogen, daß sie nach geschehener Erlösung Herren werden sollten über Land und Leute, über Schlösser und Städte aller Fürsten, den einzigen Landgrafen von Hessen ausgenommen, der verschont und im Besitz der Regierung gelassen werden sollte, weil es

wahrscheinlich sei, daß er sich noch bekehren würde. Und damit es bei der Theilung nicht Streit und Händel geben sollte, wurden bereits die Fürsten- und Herzogthümer, noch ehe sie erobert waren, in der folgenden Weise vertheilt: Der Krämer Johann Denker erhielt das Herzogthum Sachsen; der Schneider Bernhard thor Moer das Herzogthum Braunschweig; der Partricier Christian Kerckering das Herzogthum Westphalen und die Lande zwischen Weser und Rhein; der Schuhmacher Redecker die Herzogthümer Jülich und Cleve; der Schmidt Johann Palk die Provinz Geldern nebst Utrecht; der Kaufmann Edink die Provinzen Brabant und Holland; der Schultheiß von Leiden das Erzbisthum Köln; der Kupferschmidt v. Danten das Erzbisthum Mainz; Heinrich Kock aus Osnabrück das Erzbisthum Trier; der Schwerdtfeger Johann Katerberg die Bisthümer Bremen, Verden und Minden; Hermann Reinink die Bisthümer Magdeburg und Hildesheim und endlich der Kaufmann Nikolaus Stripe die Provinzen Ost- und Westfriesland nebst Gröningen.

Dies geschah im Januar, zu einer Zeit, da sich innerhalb der Stadt die Folgen der engen Umschließung bereits fühlbar machten und mit der steigenden Theuerung auch, wie oben bereits angedeutet, eine gewisse Unzufriedenheit sich zu regen begann. Dennoch war das Ansehn des Königs und der Zauber, den er auf das Volk ausübte, noch mächtig genug, um allen seinen Versprechungen vollen Glauben zu verschaffen. So kam denn unter Hunger und Noth auch das damals auf den 28. März fallende Osterfest heran, ohne die ersehnte und so fest verheißene Hilfe zu bringen. Johann gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit, aber er wußte sich zu helfen. Sechs Tage hindurch war er unsichtbar und allgemein hieß es, daß er krank geworden sei. Endlich erschien er gefaßt aber in gebeugter Haltung auf dem Markte und sagte dem Volke: „Es habe Gott gefallen, die Sünden aller Israeliten ihm auf die Schultern zu legen und diese Sünden seien es, deren Last ihn während der letzten Tage so schwach gemacht und fast zu Boden gedrückt; das Volk aber könne sich freuen, denn die angekündigte Erlösung sei eingetreten und es wäre jetzt frei von aller Schuld. Solch' eine Erlösung des innern Menschen müsse der äußeren Freiheit vorangehen, die nun auch gewiß kommen werde, da Gott nur die Standhaftigkeit der Seinigen prüfen wolle u. s. w."

Das Mittel war gut gewählt, konnte aber, den Umständen nach, nicht von andauernder Wirkung sein. Denn schon im April

hatte der Mangel eine so schreckliche Ausdehnung gewonnen, daß sich über 900 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, zur Auswanderung gezwungen sahen, weil sie lieber durch das Schwerdt des Feindes umkommen, als in langsamer Qual verschmachten wollten. Vergebens suchte man die Unglücklichen in die Stadt zurückzutreiben und vier Wochen lang schweiften dieselben obdachslos in den nahegelegenen Feldern umher, indem sie sich von Gras und Kräutern oder von dem Brode nährten, das der mitleidige Soldat ihnen aus seinen Verschanzungen zuwarf. Endlich ließ sie der Bischof ergreifen und Viele von ihnen wurden hingerichtet, die Uebrigen in verschiedene Orte des Kreises verwiesen.

Während so das Volk innerhalb und außerhalb der Stadt dem schrecklichsten Elende Preis gegeben war, schwelgte derjenige, der es aus Schmach und Knechtschaft erlösen wollte, nach wie vor wie ein übermüthiger Tyrann. Doch waren es nicht mehr blos trostreiche Verheißungen, durch welche er die Massen der Unglücklichen zur geduldigen Ertragung ihrer Leiden bewog; noch kräftiger wurden sie durch die Furcht vor dem Zorne ihres Gebieters zur Ruhe und Unterwürfigkeit gemahnt. Schon mehrere Male hatte derselbe Beispiele von unerbittlicher Strenge gegeben, die allgemeinen Schrecken verbreiteten. Als Knipperdolling einst den leeren königlichen Thron bestieg, den er vielleicht gern besessen hätte, stieß ihn Johann herab und ließ ihn gefesselt in den Kerker werfen, aus welchem er erst nach einigen Tagen wieder entlassen ward. — Einige seiner Unterthanen waren in den Verdacht gerathen, daß sie geneigt wären, sich mit den Feinden wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen einzulassen. Kaum erfuhr es der König, so mußten sie als Zweifler an der göttlichen Allmacht zum Tode verurtheilt und hingerichtet werden. — Aber nie zeigte dieser wüthende Mensch seine Grausamkeit und seinen unerbittlichen Zorn so auffallend, als bei einem Vorfall in seiner eigenen Familie. Eine seiner Frauen, Elisabeth Wandscher, machte ihm nämlich bei einem großen königlichen Gastmahl, welches er am 12. Juni seinen vertrautesten und vornehmsten Staatsbedienten gab, einige Vorstellungen wegen der in der Stadt herrschenden Hungersnoth, welche überall bedrohliche Zweifel an seiner göttlichen Sendung errege. Diese Worte versetzten den König in eine solche Wuth, daß er das unglückliche Weib sogleich auf den Markt schleppen ließ und ihr dort im Beisein des ganzen Volkes

und seiner übrigen Frauen den Kopf abhieb. Dann trat er den Rumpf mit Füßen, gab der Ermordeten die häßlichsten Schimpfnamen und tanzte darauf mit seinem ganzen Serail wie wahnsinnig um den blutigen Leichnam her.

Indeß mehrten sich mit jedem Tage Jammer und Noth in der unglücklichen Stadt und bald hatte der Hunger einen solchen Grad erreicht, daß er, nach der Versicherung gleichzeitiger Schriftsteller, Scenen hervorrief, wie man sie vielleicht seit der Belagerung Jerusalems in keiner andern Stadt gesehen. Nicht blos Pferdefleisch und gefallene Thiere, auch Katzen, Ratten und Mäuse wurden als willkommene Braten verschlungen und während Einige auf diese Weise oder durch Baumrinde und Blätter das wüthende Bedürfniß zu stillen suchten, kochten die Anderen alte Schuhe und Sättel oder verzehrten selbst die Leichname der Erschlagenen oder derer, welche der Hunger weggerafft. Ja eine Mutter schlachtete sogar drei neugeborene Kinder, mit denen sie auf einmal niedergekommen war, mit eigenen Händen und salzte sie ein, um sich ihrer als Speise zu bedienen.

Trotz dieser Gräuel, vor deren bloßer Erwähnung die menschliche Natur zurückschaudert, hatte es doch den Anschein, als ob die Belagerung sich noch sehr in die Länge ziehen werde. Denn hatte Johann's Starrsinn sowohl, als die noch immer bedeutende Schaar fanatischer Wiedertäufer bisher jede friedliche Unterhandlung unmöglich gemacht, so war auch in der Folge von ihnen eine Aenderung dieses Verhaltens nicht zu erwarten, da sie einmüthig den Beschluß gefaßt hatten, im Falle der äußersten Noth die ganze Stadt sammt allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten zu verbrennen und während dessen einen Ausfall zu wagen, um freie Bahn zum Abzuge nach Holland zu gewinnen.

Gerade dieser verzweifelte Plan aber führte in schneller und unerwarteter Weise den endlichen Untergang seiner Urheber herbei und indem dieselben, über alle Gefahren hinaus, voll froher Zuversicht in die Zukunft blickten, weilte ganz in ihrer Nähe schon der Verräther, der sie verderben sollte. Hänsel Eck von Langstraten, ein ehemaliger Kriegsmann des Bischofs, war vor einem Jahre aus dem Lager des letzteren zu den Wiedertäufern übergelaufen und hatte sich, trotz seiner kleinen Figur und seines unbedeutenden Aeußern das Vertrauen Johann's in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß dieser ihn zum Wachtoffizier ernannte. Mit dieser Erhebung war Hänsel sehr wohl zufrieden, so lange man in Münster ein

Leben voller Freude und Jubel führte. Als aber hier die Noth mit jedem Tage größer wurde und statt der ehemaligen Munterkeit nur Schmerz und stille Trauer sich über die Straßen und Häuser verbreitete, wollte es dem Lebemann bedünken, als ob das Ding kein gutes Ende nehmen könne. Kaum hatte er daher von dem eben so verderblichen als gefahrvollen Unternehmen gehört, welches seine Oberen zu ihrer Rettung ausgesonnen hatten, als er in Gemeinschaft mit acht anderen Soldaten den Entschluß faßte, heimlich aus der Stadt zu entfliehen. In finsterer Nacht ward das Vorhaben ausgeführt, allein sieben der Fliehenden wurden ertappt und umgebracht, während Hänsel mit seinem Freunde Conrad Sobb glücklich entkam, und sich zunächst nach Hamm wendete, wo ein Bürger sich seiner erbarmte und ihm bei dem Bischof Begnadigung auszuwirken suchte, für welche er demselben dann nicht nur den Plan der Belagerten verrieth, sondern auch ein Mittel angab, durch welches die Stadt mit einigen hundert Mann zu erobern und vor gänzlicher Vernichtung zu retten sei.

Der Bischof ging mit vieler Freude auf den Vorschlag ein, und sogleich wurde in einem Kriegsrathe die baldige Ausführung desselben beschlossen.

Es war in der Nacht vor dem Feste Johannis des Täufers (vom 24. auf den 25. Juni). Kein Stern stand am Himmel und mit Platzregen, Sturm und heftigem Donner war ein orkanartiges Gewitter heraufgezogen, das rings umher die tiefste Finsterniß verbreitete. Da zog Hänsel an der Spitze von 400 der muthigsten und geübtesten Soldaten langsam und vorsichtig der Stadt entgegen. Bald war die kleine Schaar durch die Geschicklichkeit ihres Führers, dem alle Wege und die schwächsten Seiten der Stadt genau bekannt waren, bei den ersten Verschanzungen in der Nähe des Kreuzthores angekommen. Die Gräben wurden glücklich überstiegen, von den Schanzpfählen hob Hänsel einen, den er bereits früher locker gemacht hatte, ohne viele Mühe aus der Erde und ungestört von den entkräfteten Schildwachen, welche das heftige Unwetter in ihre Schilderhäuser getrieben hatte, zog nun die ganze Mannschaft auf den angrenzenden Wall. Hier schützte das Feldwort („die Erde"), welches Hänsel ausgekundschaftet hatte, vor dem ersten Anfall der Posten, welche theils schlafend, theils wachend, in der möglichsten Stille niedergestoßen wurden. So gelang es den bischöflichen

Kriegern, ohne Geräusch durch eine kleine Pforte in die Stadt zu bringen, wo Alles sorglos in den Armen des Schlafes lag. Mit leisen Tritten schlichen sie durch die öden und finsteren Straßen und hatten in der That endlich den Domplatz erreicht, ehe noch ein Mensch in Münster die Nähe eines Feindes ahnte. Auf dem Domplatze wurde sodann in aller Ruhe das dort befindliche Geschütz geladen und erst nachdem so der Anführer des Häufleins, Hauptmann Wilken=Steding, Alles für den Angriff vorbereitet und seine Mannschaft in Ordnung gestellt hatte, gab er Befehl, die Trommel zu rühren.

Man kann sich denken, welch' eine Scene der Ueberraschung und des Entsetzens dieser unerwartete Ton unter den obwaltenden Umständen hervorrufen mußte. Vom heftigsten Schrecken ergriffen, sprangen die Bewohner aus den Betten und eilten halbnackt und in grenzenloser Verwirrung auf die Straßen. „Was ist geschehen und was will man in tiefer Nacht?" so rief mit zitternder Stimme Einer dem Andern zu. Niemand aber wußte den eigentlichen Beweggrund des plötzlichen Lärmschlagens anzugeben und erst als vom Domplatze aus die Kugeln dahersausten und hie und da einen der Herbeigelaufenen zu Boden streckten, erscholl von allen Seiten und aus allen Häusern und Fenstern der furchtbare Schreckensruf: „Die Feinde, die Feinde der Gläubigen sind eingebrochen!"

Auch zu Johann war die Nachricht von dem Ueberfalle gedrungen und hatte ihn ebenfalls mit Entsetzen erfüllt. Während er aber die Fassung verlor und in seiner angstvollen Rathlosigkeit nicht wußte, was zu thun und zu beginnen sei, hatten seine noch von dem Geiste des Matthias beseelten Glaubensgenossen sich nach langem Umherrufen bereits auf dem Markte zusammengefunden und Muth zu verzweifelter Gegenwehr gefaßt. Wüthend stürzten sie auf Steding und seinen kleinen Haufen los, ohne sich durch das Kanonenfeuer desselben abschrecken zu lassen und schon nach einigen wiederholten Angriffen war es ihrem Ungestüm gelungen, den Feind in eine enge Gasse zusammenzudrängen, in der sich nun unter dem heftigsten Platzregen und bei dem Scheine der Blitze, welche von Zeit zu Zeit durch die Finsterniß zuckten, ein entsetzlicher Kampf entspann, bis der bedrängte Steding endlich zur List seine Zuflucht nahm, am Ende des Gäßchens einen Theil seiner Mannschaft durch ein Haus führte und von dorther den Wiedertäufern in den Rücken fiel. Diese aber ließen sich durch den unerwarteten Angriff nicht

in Furcht jagen. Sich auf den Markt zurückziehend, griffen sie von Neuem an und brachten endlich den Feind zum Weichen, nachdem sie freilich Viele der Ihrigen verloren hatten. Auch Rothmann, der in voller Rüstung herbeigeeilt war, hatte hier nach einem verzweifelten Kampfe mit dem Schwerdte in der Hand den Tod gefunden.

Die Eingedrungenen befanden sich jetzt in einer trostlosen Lage und schienen ohne Rettung verloren zu sein. Denn Steding war nicht darauf bedacht gewesen, sich durch Eröffnung der Thore mit dem Belagerungsheere in Verbindung zu setzen und die Wiedertäufer hatten es ihr erstes Geschäft sein lassen, selbst die kleine Pforte wieder zu versperren, durch welche er hereingekommen war. Ja, um die Feinde draußen von jeder Unterstützung ihrer in der Stadt befindlichen Kriegsgenossen und von einem etwaigen Sturm auf dieselbe abzuhalten, mußten sogar, auf Knipperdolling's Rath, mehrere hundert Weiber die Wälle ersteigen und noch während des Kampfes durch Tanz und schallenden Jubelgesang den angeblichen Sieg ihrer Mitbürger feiern. Gewiß hätte in diesem Augenblicke ein rascher und entschlossener Angriff auf Steding's unbedeutenden und getrennten Haufen die Wiedertäufer ohne viele Schwierigkeiten von ihren Gegnern befreit. Anstatt aber schnell und mit Herzhaftigkeit zu handeln, schloß der furchtsame Johann Nachts um zwei Uhr einen Waffenstillstand und ließ sich in Unterhandlungen ein. Er bot den Feinden Verzeihung, Gnade und Schonung des Lebens an, wenn sie die Waffen strecken und sich ihm ergeben würden. Steding dagegen, der eigentlich nur Zeit zu gewinnen suchte, bestand auf freien und ehrenvollen Abzug mit Waffen und Fahnen. So ließen die Wiedertäufer diese kostbaren Stunden verstreichen, während ihre besiegten Verfolger sich noch inmitten der Stadt befanden und bald auch Mittel und Wege gefunden hatten, die ihnen verstattete Frist zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Kaum hatte nämlich nach dieser stürmischen und blutigen Nacht der erste Schimmer der Morgendämmerung den Himmel geröthet, als Steding seinen Fahnenträger Johann Twickel auf den Stadtwall sandte, um dort sein Panier aufzupflanzen und dadurch die Aufmerksamkeit der nächsten Vorposten zu erregen. Diese letzteren befürchteten jedoch Verrath und wagten sich nicht hervor, bis ihnen Twickel das bischöfliche Feldgeschrei: Waldek! zurief; jetzt erst näherten sich einige dem Walle und empfingen nun in aller Eile die Nachricht von den Fortschritten und der Gefahr ihrer Waffenbrüder

in der Stadt mit den dringendsten Aufforderungen zur schleunigsten Hilfe. Alles dies wurde zugesichert und voller Freude, seinen gefahrvollen Auftrag glücklich vollzogen zu haben, eilte Twickel nach dem Domplatze zurück, indem er seinen Gefährten zurief, daß das ganze Belagerungsheer bereits auf dem Marsche sei. Diese willkommene Botschaft belebte von Neuem den schon gesunkenen Muth der kleinen, von zahlreichen Feinden rings umgebenen Schaar. Umsonst bieten jetzt die erschreckten Wiedertäufer freien Abzug an. Steding achtet nicht darauf, weil er der nahen Hilfe gewiß ist. Er bricht plötzlich alle Unterhandlungen ab und der Kampf erhebt sich wieder mit doppelter Heftigkeit und Erbitterung.

Den tapferen Steding hatte seine Hoffnung nicht getäuscht. Schon nach kurzer Zeit erstieg das bischöfliche Heer die Wälle, sprengte die Thore und ergoß sich unaufhaltsam, wie ein reißender Strom, durch die Straßen der Stadt. Ein schreckliches Gemetzel, ein Morden und Schlachten, wie es keine Feder zu beschreiben vermag, war die nächste Folge dieses Einbruchs. Immer weiter dringen die entfesselten Soldaten vor, ohne Unterschied Alles vor sich niederwürgend, was ihnen in den Weg kommt. Bald sind die Straßen hoch mit Leichnamen bedeckt, während über den Marktplatz sich Ströme von Blut ergießen und überall das Gewinsel der Sterbenden sich mit dem Angstschrei der Verwundeten und Halbtodten mischt, die unter den Haufen der Gefallenen auf dem Boden umherkriechen und vergebens einen Ausweg zu erreichen suchen. Um dieser Wuth und einem so gräßlichen Schicksale zu entgehen, hatten sich viele Einwohner in das Rathhaus geflüchtet; sie wurden aber verfolgt, erbarmungslos zum Fenster hinausgestürzt und unten mit Spießen aufgefangen; Mehrere band man sogar zusammen und hieb sie gemeinschaftlich in Stücke. So wurden von den Wächtern des Lambertsthurmes, welche in der Angst der Verzweiflung sich heldenmüthig vertheidigt hatten, ebenfalls drei gespießt, der vierte dagegen ward lebendig von oben herabgestürzt, so daß seine Glieder auf dem Boden wie Brei auseinander platzten. Auch der Bürgermeister Tilbek ward erstochen und sein Leichnam in eine Düngergrube geworfen.

Was König Johann betrifft, so hatte er gleich im Anfange, da die Stadt erstiegen und nun ein glücklicher Ausgang des Kampfes kaum zu erwarten war, seinen sogenannten Palast auf dem Domplatz heimlich verlassen und sich auf den höchsten Boden des

Aegidienthores geflüchtet, um hier wahrscheinlich die Gelegenheit zu einer weiteren Flucht abzuwarten. Aber trotz der Vorsicht, die er gebrauchte, entging er seinem Schicksale nicht und der Verrath eines Knaben lieferte ihn in die Hände der Feinde. „Hütet Euch wohl", rief er den auf ihn eindringenden Soldaten zu, „hütet Euch wohl, den Gesalbten des Herrn, den göttlichen Propheten, ja den König Zions anzutasten. Wenn Ihr das thut, werdet Ihr in die Hölle fahren!" Die Soldaten aber hatten nur wenig Respekt vor diesen Reden; sie fielen über ihn her, fesselten ihn an Händen und Füßen und riefen: „Wenn Du etwas vermagst, Strohkönig, so mache Dich los!" Sodann wurde er fortgeführt. Ein gleiches Loos traf auch Bernhard Krechting, Kerkering und Knipperdolling, der jedoch erst nach einigen Tagen von einem Weibe aufgefunden und verrathen ward.

Das Blut so vieler Hunderte von erschlagenen Feinden hatte die aus Religionshaß und wilder Barbarei hervorgehende Mordgier der bischöflichen Kriegsleute noch lange nicht gesättigt. Unaufhörlich schnaubten sie nach neuen Opfern und acht lange Tage hindurch dauerte das Morden in der Stadt, wobei Viele, die sich versteckt hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt und in der grausamsten Weise erwürgt wurden. Von allen Wiedertäufern entgingen nur 200, welche sich auf dem Markte stark verschanzt hatten, dem allgemeinen Blutbade. Ihrer Entschlossenheit verdankten sie ihre Rettung vom Tode und freien Abzug. Die Stadt ward geplündert; die Hälfte der Beute sammt allem groben Geschütz erhielt der Bischof, das andere ward unter die Kriegsleute vertheilt.

Am 28. Juni hielt der siegreiche Kirchenfürst voll hoher Freude seinen Einzug. Steding zog ihm mit 800 Mann entgegen und überreichte ihm neben den Schlüsseln der Stadt auch die Krone, das Schwert und die goldenen Sporen des entthronten Königs. (Die große goldene Halskette, welche derselbe getragen, befindet sich noch heut in dem Archiv des Grafen v. Merveldt in Münster.) In der ehemaligen königlichen Wohnung, welche er sogleich nach seiner Ankunft besuchte, fand der Bischof noch 100,000 Goldgulden vor. Doch war ihm der Anblick der schrecklichen Verwüstung und des allgemeinen Elends, so wie der Leichengeruch, welcher die ganze Stadt erfüllte, sehr bald zuwider. Er traf daher nur einige Verwaltungsmaßregeln, ordnete ein Gericht an, welches über die Häup-

ter des Aufstandes sprechen sollte und kehrte dann nach seinem Lieblingssitze Iburg zurück.

Schon am 7. Juli wurden fünf Frauen, unter ihnen die ehemalige Königin Divara und Knipperdollings Ehefrau, als eifrigste Anhängerinnen der Sekte, enthauptet. Am 24. brachte man Johann von Leiden, Knipperdolling, Bernhard Krechting und Kerkering, an Händen und Füßen gefesselt, Jeden in einem besonderen Wagen nach dem Amthause Dülmen. Dem letzteren wollte man aus Schonung gegen seine angesehenen Verwandten eine öffentliche Hinrichtung ersparen; man nahm ihn daher unterwegs, in der Gegend der Karthaus, aus dem Wagen und ließ ihn enthaupten.

Um den berühmten Schwärmer kennen zu lernen, ließ der Fürstbischof Johann von Leiden nach Iburg bringen. Auf des Bischofs Frage, wie er doch sein Volk in so großen Jammer habe führen können, soll er geantwortet haben: „Franz v. Waldeck! Wär's nach meinem Sinne gegangen, so sollten eher Alle Hungers gestorben sein, ehe ich Dir die Stadt geöffnet haben wollte.“ Auf die weitere Frage: mit welchem Rechte er sich solche Macht über die Stadt und deren Einwohner angemaßt, erwiederte der Gefangene: „Wer hat denn Dir Recht und Gewalt über die Stadt gegeben?“ Als nun der Bischof hierauf erklärte, daß er vom Domkapitel gewählt und von Papst und Kaiser in seiner Würde bestätigt sei, versetzte Johann: „Ich aber bin von Gott durch seinen Propheten zur Herrschaft erwählt und berufen worden.“

Nach dieser Unterredung ließ der Bischof den gestürzten König in einen eisernen Käfig schließen und sandte ihn so in der ganzen benachbarten Gegend umher, wo er in vielen Städten und Dörfern öffentlich zur Schau ausgestellt wurde. Ein gewisser Zug von Heiterkeit, der Johann immer ausgezeichnet hatte, verließ ihn übrigens auch auf diesen demüthigenden Wanderungen nicht und überall antwortete er auf die vielen höhnischen Fragen, die man an ihn richtete, mit Witz und Geistesgegenwart.

Erst am 22. Januar 1536, also nach sechsmonatlicher Untersuchung der Sache, wurden die drei Verurtheilten nach der Stätte ihres ehemaligen Wirkens zurückgeführt, um dort, wo sie so lange geherrscht und in hohem Glanze gelebt, die ganze Rache ihrer Feinde zu empfinden. Vor dem Rathhause, fast auf derselben Stelle, wo zuvor der königliche Thron gestanden, war ein hohes Gerüst erbaut; gegenüber hatte sich der Bischof einen Thron aufstellen lassen, um in aller Ruhe dem gräßlichen Schauspiel zusehen zu können. Von

allen Seiten strömte ruhig, und ohne Zeichen des Beifalls oder Tadels, eine große Volksmasse herbei. Alle Thore der Stadt wurden fest verschlossen.

Sobald die Verurtheilten das Blutgerüst bestiegen hatten, warfen sie sich, ihrer ehemaligen Sitte gemäß, mit ausgebreiteten Armen auf das Angesicht und riefen zum himmlischen Vater, er möge ihnen seine Hilfe und seinen Beistand verleihen, damit sie um seines Namens willen die ihnen bevorstehenden Marter geduldig ertragen könnten; dann standen sie wieder auf und blickten die Zuschauer rings umher mit fröhlichen Augen an, als ob jede Furcht und jedes Zagen aus ihren Herzen geschwunden sei. Unterdeß war der Richter mit seinen zwei Beisitzern, dem Fiskal und dem Gerichtsschreiber, auf das Schaffot gestiegen und las nun das Todesurtheil vor. „Es mag sein," riefen die Wiedertäufer nach Anhörung desselben mit lauter Stimme aus, „es mag sein, daß wir gegen den Fürsten gesündigt haben, vor Gott aber sind wir schuldlos. Wir haben nichts gethan, als was der Geist Gottes in uns geredet. Um seines Namens willen wollen wir Alles leiden!"

Der König war der erste, an welchem das Urtheil vollzogen ward. Als er an den Pfahl gebunden und von dem Henker schon drei Mal mit glühenden Zangen gezwickt worden, hatte er noch immer keinen Laut von sich gegeben; bei den folgenden Martern, besonders als ihm die Zunge aus dem Halse gerissen werden sollte, konnte er jedoch einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken und dieser war so laut und durchdringend, daß er alle Zuschauer mit Entsetzen erfüllte. Eine ganze Stunde lang marterte man den Unglücklichen und ruhig, ja mit unverhohlener Zufriedenheit sahen besonders diejenigen, welche sich damals als die wahren Diener Christi und des Evangeliums betrachteten, dieser haarsträubenden Behandlung zu. Knipperdolling, dem das gleiche Loos bevorstand, konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen; um sich zu tödten oder doch zu betäuben, stieß er seinen Kopf auf das Heftigste gegen den Pfahl, an den man ihn gebunden hatte; sogleich aber packten ihn die Henkersknechte, zogen ihm einen Strick durch den Mund und banden ihn so fest, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Endlich stieß man dem König einen glühenden Dolch durch Herz und Gurgel, er starb mit den Worten: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Kaum sechs und zwanzig Jahre war er alt, als er nach einem ebenso merkwürdigen und ereignißreichen Leben das Blutgerüst bestieg.

Die beiden Andern wurden auf ebenso barbarische Weise hingerichtet und duldeten ihre Pein mit gleicher Standhaftigkeit. Nur Knipperdolling rief sterbend: „Gott sei mir armen Sünder gnädig.“ Krechting aber sprach immer ganz leise: „o Gott, o Gott!“ bis er ebenfalls verschied.

Dem Urtheile gemäß, wurden die drei Leichname in eisernen Käfigen an den Lambertsthurm geschmiedet und dem Könige der Platz in der Mitte angewiesen. Die Gebeine der Unglücklichen sind längs zerstäubt, aber ihre luftigen Gräber am hohen Thurme so wie die eisernen Zangen am Rathhause zu Münster werden noch die späte Nachwelt an jene merkwürdige Bewegung erinnern, die aus dem gährenden Schooße einer gedanken- und zukunftsschwangeren Zeit hervorgegangen, nicht blos in der Unwissenheit und dem Elende des Volks, sondern auch in der Rohheit und Selbstsucht vieler „geistlichen und weltlichen Herren“ ihre vornehmste und hauptsächlichste Stütze fand. Vieles was „der gemeine Mann“ damals — dem Charakter jenes Jahrhunderts gemäß — in schwärmerischer und ausschweifender Weise forderte, ist später in einer milderen und aufgeklärteren Zeit ohne Schwerdtstreich bewilligt worden und gehört jetzt — in civilisirten Ländern wenigstens — zu den heiligsten und unantastbarsten Rechten jedes Menschen.

Noch jetzt giebt es übrigens in Holland, im nördlichen Deutschland und in Preußen eine Art von Wiedertäufern, bekannt unter den Namen Mennoniten, von Menno Simonsson, einem niederländischen Wiedertäuferlehrer zu den Zeiten des Matthias, der ihr Stifter war. Diese größtentheils arbeitssamen und überaus friedfertigen Menschen haben aber mit jenen fanatischen Revoluzionärs des sechzehnten Jahrhunders fast nichts als den Namen und die demselben entsprechende Zeremonie gemein.

Aus den Türkenkriegen des 16ten Jahrhunderts.

Wenn der denkende Geschichtsfreund mit besonderer Vorliebe bei denjenigen Kämpfen und Ereignissen verweilt, welche in dem Leben der Menschheit eine große Veränderung hervorgerufen, einen bedeutenden Fortschritt angebahnt, in geistiger und sittlicher Beziehung eine neue Entwicklungsperiode begründet haben, so blickt er doch darum nicht minder gern auch auf solche Thaten zurück, die zwar ohne eine so hervorragende Einwirkung auf die Gestaltung der allgemeinen Angelegenheiten geblieben sind, in denen sich aber dennoch die menschliche Natur von ihrer großen und erhabenen Seite gezeigt und ein Beispiel jenes Heldenmuthes und jener aufopfernden und selbstverleugnenden Hingebung geliefert hat, welche zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern als eine der hauptsächlichsten und bewundernswürdigsten Tugenden gepriesen worden ist.

Aus dem großen Kreise derartiger, von den allgemeinen Geschichtsbüchern nur oberflächlich erwähnter Thaten strahlt mit besonderem Glanze und in eben so anziehender als erhebender Weise ein Krieg hervor, den die Republik Venedig im sechzehnten Jahrhundert mit den Türken geführt. Unsere Leser werden es daher nicht ungern sehen, wenn wir die nachfolgenden Blätter dazu bestimmt haben, ihnen die Geschichte dieses interessanten Kampfes mitzutheilen.

Seitdem die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel erobert und dasselbe unter dem Namen „Stambul" zur Hauptstadt ihres Reiches erhoben hatten, waren sie im Laufe der folgenden Zeit durch eine Reihe der außerordentlichsten Siege zu so großer Macht und Herrschaft emporgestiegen, daß sie unter Soliman dem Zweiten, wenn nicht als die mächtigste, so doch als die gefürchtetste Nation des Erdballs betrachtet wurden. Soliman, der im Jahre 1520 den Thron bestieg, war ohne Zweifel einer der bedeutendsten und heldenmüthigsten Monarchen seines Zeitalters und viele Jahre hindurch sind seine zahlreichen Heere, die er von Sieg zu Sieg führte, in Europa wie in Asien und Afrika der Schrecken der Fürsten und ihrer Völker gewesen. Erst als Greis und gegen das Ende seiner langen und thatenvollen Regierung wurde der stolze Eroberer von dem wankelmüthigen Kriegsglück verlassen, und bei der

ewig denkwürdigen Belagerung von Malta sah er zum ersten Male seine barbarischen aber bisher noch niemals überwundenen Waffen mit Schmach und Schande bedeckt. Noch aber lebte die Kraft in ihm, sich für diese Demüthigung zu rächen; schnell bemächtigte er sich daher der Insel Scio, ließ die italienischen Küsten verheeren und that endlich im Jahre 1566 einen Einfall in Ungarn, wo er die Stadt Sigeth belagerte.

Dieser Grenzort, der inmitten einer morastigen Gegend eine sehr feste Lage hat, und damals als eine Vormauer Steyermarks wider die Türken galt, war nur mit 2500 Kriegsleuten unter dem Oberbefehl des Grafen Nikolaus v. Zriny besetzt. Als nun das große türkische Heer diesem unbedeutenden Häuflein gegenüberstand, verband sich dasselbe durch einen feierlichen Eid: zu kämpfen bis auf den letzten Mann und mit einander zu leben und zu sterben! Vielen unserer Leser wird es bekannt sein, in wie hochherziger und ritterlicher Weise die tapfere Schaar ihr Wort gehalten hat. Lange widerstand sie mit unerschütterlichem Muthe der ganzen feindlichen Macht, und als alle Festungswerke vernichtet waren und endlich auch das Schloß, die letzte Zufluchtsstätte der Wackeren, in Flammen stand, that der heldenmüthige Zriny an der Spitze von 300 auserlesenen Soldaten einen Ausfall und starb im Gewühle eines blutigen Kampfes. Die Türken schnitten ihm hierauf das Haupt ab, trugen es als Siegeszeichen in ihrem Lager umher und erstiegen sodann die Ruinen der eroberten Festung, deren Besitz sie mit dem fast unglaublichen Verluste von 36,000 Kriegern theuer genug erkauft.

Soliman erlebte diese Eroberung nicht. Im 74. Jahre seines Lebens und im 46. seiner ruhmvollen Regierung war er einige Tage vorher zu Fünfkirchen an einem bösartigen Fieber gestorben. Sein Feldherr Mahomet verschwieg seinen Tod, bis der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen, Selim der Zweite, im Lager angelangt war. Dieser aber setzte den Krieg nicht fort, sondern schloß mit Maximilian, dem damaligen deutschen Kaiser und König von Ungarn, einen Waffenstillstand und zog seine Truppen aus Ungarn zurück.

Selim hatte die ungebrochene Macht seines Vaters, aber nicht die großen Eigenschaften desselben geerbt. Von früher Jugend an aller Ueppigkeit und Wollust, besonders aber den Freuden der Tafel ergeben, trug er nach seiner Thronbesteigung selbst kein Bedenken, sich, dem Gesetze des Propheten zuwider, öffentlich im Weine zu be-

rauschen. Es ist ihm daher wohl zuzutrauen, daß der köstliche rothe Wein, welcher auf Cypern wächst, in so hohem Grade seine schwelgerischen Begierden erregte, daß er einzig und allein aus diesem Grunde den Venetianern jene schöne Insel zu entreißen gedachte. Gleichzeitige Schriftsteller theilen diese Anekdote mit und mag dieselbe nun auf Wahrheit beruhen oder nicht, so steht doch so viel fest, daß der trunksüchtige und sonst allen kriegerischen Unternehmungen abgeneigte Selim kaum zur Regierung gelangt war, als auf seinen Befehl auch schon eine Menge von Schiffen ausgerüstet und die umfangreichsten Vorbereitungen zu einem großen Eroberungszuge getroffen wurden. Alle Welt sah das drohende Unwetter heraufziehen, Niemand aber wußte sich zu erklären, gegen wen dasselbe inmitten des nach allen Seiten hin abgeschlossenen Friedens gerichtet sein könnte, bis Selim endlich zum allgemeinen Erstaunen das Räthsel löste und seinem zu Pferde und unter freiem Himmel versammelten Divan erklärte, daß es Cypern sei, welches er mit Krieg zu überziehen gedenke.

Der Großvezier Mahomet gab sich alle Mühe, von diesem, seiner Meinung nach, abentheuerlichen Unternehmen abzurathen. Der Admiral Piali aber und der Pascha Mustafa, dem nachher die Ausführung des Krieges anvertraut wurde, sprachen mit vielem Eifer dafür und bestrebten sich, dem Divan zu beweisen, daß Cypern in einer alten Abhängigkeit von Egypten stehe und daß folglich die Türken seit der Eroberung des mamelukischen Reiches die begründetsten Ansprüche auf diese Insel hätten; im Uebrigen sei es eine Schande für die Türken, daß ihre Macht zur See nicht der zu Lande gleich sei und daß, trotz der Größe und des Ruhmes ihrer Armeen, ihre Flotten sich noch immer gezwungen sähen, die Segel vor den Schiffen der Venetianer zu streichen, die sich zu Herren des adriatischen Meeres gemacht.

Diese Vorstellungen, welche den sonstigen Wünschen des Sultans entsprachen, trugen über die Gründe und Bedenklichkeiten des Großveziers den Sieg davon und fest und unwiderruflich wurde der Krieg gegen Cypern beschlossen.

Die Insel Cypern, im mittelländischen Meere zwischen Kleinasien und Syrien gelegen, umfaßt auf einer fast dreieckigen Fläche einen Raum von ungefähr 343 Quadratmeilen und wird von einem hohen Gebirge durchschnitten, das sich vom Mittelpunkte aus in

vier höchst malerischen Vorgebirgen bis an die Küsten erstreckt und in seinen Thälern die wunderbarste Fruchtbarkeit und all' jenen Reichthum und jene Schönheit birgt, wie sie nur die liebevolle Hand einer gütigen Natur zu spenden und auszustreuen vermag. Immer grünende und blühende Bäume, edle Südfrüchte aller Art, Palmen und Orangen, Datteln und Feigen, Lorbeern und Trauben erblickt das Auge, wohin es sich wenden mag; in üppiger Fülle wuchern überall an fruchtbeladenen Granatbäumen die saftreichsten Melonen empor und aus den Waldungen voll der edelsten und feinsten Hölzer senden Tausende von herrlichen Kräutern und Blumen ihre starken und würzigen Düfte weit in das Land hinein. Dabei sind die Berge mit allen Gattungen schöner und nützlicher Thiere bevölkert und Ziegen und Schaafe, Rinder, Maulthiere und gut gebaute Pferde, so wie Bienen und Seidenwürmer finden sich neben einer Masse von kostbaren Steinen und brauchbaren Metallen im Ueberfluß. Das schönste Erzeugniß des glücklichen Landes bleibt aber immer jener seltene Wein, der, von der warmen südlichen Sonne gezeitigt, eine solche Fülle von Zucker enthält, daß er selbst durch die Vernachlässigung und offenbare Mißhandlung der überaus trägen und unthätig dahinlebenden Einwohner nicht verdorben werden kann.

Was die älteste Geschichte der Insel betrifft, so verliert sich dieselbe in der Fabelwelt. Griechische und phönizische Kolonisten sollen auf ihr mehrere kleine Königreiche gestiftet haben, unter denen das bekannte Salamis das mächtigste war. Ihrer Lage nach war die Insel meist von Phönizien, darauf von Persien abhängig und schon damals waren ihre Bewohner weichliche, üppige und wollüstige Leute, die der Liebesgöttin (Venus) in prachtvollen Tempeln die höchste Anbetung weihten. Wer sich einigermaßen mit der griechischen Götterlehre vertraut gemacht hat, der weiß auch, daß es die reizenden Ufer Cyperns gewesen, an denen, der Sage nach, diese Göttin dem Schaume des Meeres entstieg. — Nach den Persern behaupteten Griechen und Römer die Herrschaft über die Insel und als endlich die Theilung des römischen Kaiserthums eintrat, blieb sie dem östlichen Reiche unterworfen und wurde von eigenen Stadthaltern aus kaiserlichem Geblüt regiert. Später kam sie in die Gewalt der Saracenen und wurde 1191 von dem englischen Könige Richard Löwenherz erobert, der sie dem neugestifteten Königreich Jerusalem einverleibte; dann kam sie an einen egyptischen Sultan und von diesem 1492 an die Republik Venedig.

Die Venetianer wußten das kostbare Besitzthum besser zu schätzen,

als irgend einer seiner früheren Beherrscher, und unter ihrer sorgsamen Verwaltung erfreute sich Cypern einer Blüthe und eines Wohlstandes, wie er zuvor hier noch niemals gesehen worden war. So sehr sie daher auch Ursache hatten, von dem Neide und der Eroberungssucht der Nachbarn einen einstmaligen Angriff auf die Insel zu befürchten, so setzten sie doch bei dem Sultan Selim eine derartige Absicht am wenigsten voraus. Denn als sie gleich nach seiner Thronbesteigung einen außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel geschickt hatten, um ihm die Glückwünsche der Republik darzubringen und das gute Verhältniß zwischen beiden Staaten zu bestätigen, hatte der Sultan diesen Gesandten nicht nur äußerst wohlwollend aufgenommen, sondern dem Senate auch durch einen eigenen Abgeordneten seine freundlichen Gesinnungen zu erkennen gegeben.

Die Beruhigung, welche diese einschläfernden Versicherungen gewährten, sollte jedoch nicht von langer Dauer sein, da die bedeutenden Rüstungen Selim's nachgerade auch im Auslande kein Geheimniß blieben und die argwöhnischen und scharfblickenden Republikaner dieselben nicht mit Unrecht auf sich bezogen. Um die Absichten der Pforte auszuforschen, schickten sie daher abermals einen Gesandten nach Konstantinopel, der aber wiederum von dem Sultan und seinen Ministern mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen ward und bei einer Audienz, die ihm bewilligt wurde, auch nicht das leiseste Zeichen einer Unzufriedenheit bemerkte. Dennoch überzeugte er sich bald, daß hinter den schmeichelhaften Aeußerungen der Türken eine feindselige Gesinnung verborgen sei. Die offene Zusammenziehung von Truppenmassen an der westlichen Küste Kleinasiens, die Ausrüstung einer Transportflotte im Hafen, das ungeduldige Drängen des Sultans, seine häufigen Besuche im Arsenal, um die Arbeiten zu beschleunigen, die Verhaftung vieler venetianischen Kaufleute und Schiffe unter verschiedenen Vorwänden, alle diese Merkmale deuteten unzweifelhaft darauf hin, daß man in Konstantinopel mit einer Unternehmung zur See umging, und daß dieselbe, den Bewegungen zufolge, gegen Cypern gerichtet war.

Sobald die Venetianer aus den Berichten und Darstellungen ihres Gesandten die feste Ueberzeugung geschöpft hatten, daß ein Krieg unvermeidlich sein würde, ließen sie es nicht an Anstrengungen fehlen, um der heraufziehenden Gefahr einen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen zu können. Während sie daher mit allem Ei-

fer und in der größten Eile ihre Seeplätze befestigten, ihre aus neunzig Galeeren bestehenden Kriegsfahrzeuge bewaffneten, das bisher nur schwach besetzte Cypern mit ansehnlichen Truppenverstärkungen versahen und durch Anleihen, Aemterverkauf und außerordentliche Steuern diese großen Ausgaben zu decken suchten, wurden mit der Bitte um Unterstützung ihre Bevollmächtigten zugleich an alle christlichen Höfe gesendet, wo die geheimnißvollen Rüstungen der Türken bereits ebenfalls die größten Besorgnisse hervorgerufen hatten.

Der deutsche Kaiser ließ sich die Bitte vortragen, hielt es aber nicht für gerathen, den erst vor kurzer Zeit mit Selim abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen; auch der König von Frankreich hörte den Antrag an, aber außerdem, daß es ihm an einer Seemacht fehlte, wüthete in seinem Lande ein so furchtbarer Bürgerkrieg, daß er an ein Unternehmen nach Außen hin nicht denken konnte. Von allen Mächten, welche eine Hilfe zu gewähren vermochten, blieben also nur noch Spanien und die italienischen Staaten übrig und hier wußte sich der Papst Pius der Fünfte, der gern den Namen eines Beschützers der Christenheit erwerben wollte, so warm und eifrig für die Bedrängten zu verwenden, daß sowohl der Großherzog Cosmus von Toskana, als auch der düstere und selbstsüchtige Philipp der Zweite sich zum Beistande bereit erklärten. Der erstere stellte dem Papste zwölf Fahrzeuge zur Verfügung, von denen er die Hälfte auf eigene Kosten unterhielt; Philipp aber ließ funfzig Galeeren auslaufen, die er unter den Oberbefehl des Johann Andreas Doria, eines Verwandten des berühmten genuesischen Seehelden, stellte.

Alle diese Unterhandlungen und Rüstungen wurden zu öffentlich betrieben, als daß man noch hoffen konnte, der Pforte gegenüber auch nur den Schein eines guten Vernehmens zu retten. Mit jedem Tage wurde vielmehr die Spannung größer und hatte endlich einen so hohen Grad erreicht, daß der venetianische Senat zwei nach einander vom Sultan abgesendete Staatsboten feindselig zu behandeln wagte. In einem Schreiben, welches Selim hierauf an die Republik erließ, warf er derselben zunächst eine Grenzverletzung und die vertragswidrig an einem türkischen Seeräuber vollzogene Todesstrafe vor, hauptsächlich aber die Zuflucht, welche Cypern denjenigen Seeräubern gewähre, die das syrische Meer unsicher machten, die Unterthanen der Pforte in ihrem Handel und die Pilgrime auf ihren Wallfahrten nach Mekka störten. Wenn die Venetianer also

seine Freundschaft bewahren wollten, fügte er hinzu, so müßten sie ihm Cypern, den Sitz des Uebels, überlassen, widrigenfalls würde er sie mit Krieg überziehen. „Dieser Krieg", hieß es am Schlusse, „wird fürchterlich sein und sich über alle Euere Provinzen verbreiten. Wenn Ihr Cypern nicht freiwillig abtretet, werden wir es Euch entreißen. Bauet nicht auf Eueren Reichthum, denn er wird wie ein Strom wegfließen."

Eine so harte und in so gebietrischer Sprache vorgetragene Forderung schnitt natürlich jede weitere Berathung über die Art der Antwort ab, die man auf dieselbe ertheilen wollte. Die Republik erklärte daher mit kurzen Worten, daß sie Alles gethan habe, um die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Pforte zu erhalten, daß sie nunmehr aber entschlossen sei, ihre Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Diese Erklärung gab das Zeichen zum Kriege. Der Geschäftsträger der Republik in Konstantinopel und die Consuln derselben auf türkischem Boden wurden sogleich verhaftet, und als bald darauf alle Rüstungen vollendet waren, verließ die osmanische Flotte die heimischen Gewässer und segelte direkt auf Cypern los.

Der Pascha Mustafa kommandirte das Landheer und Piali, sein Busenfreund, war Großadmiral. Beide eröffneten die Feindseligkeiten dadurch, daß sie sich zuvörderst nach Rhodus begaben und von dort aus einen Angriff auf die im Archipelagus liegende kleine Insel Tine unternahmen. Durch den tapfern Widerstand des hier stationirten venetianischen Kommandanten wurden sie jedoch gezwungen, dieses Unternehmen wieder aufzugeben. Sie begaben sich daher wieder auf die Schiffe, segelten nach Rhodus zurück und langten am 1. Juni 1570 bei der mittäglichen Spitze von Cypern an, wo sie ein Heer an's Land setzten, das aus 80,000 Mann bestanden haben soll. Ihre Flotte bestand aus 150 Galeeren und 50 Transportschiffen.

Solcher Macht konnte natürlich die Insel, trotz der Verstärkungen, welche sie erhalten hatte, nur sehr geringe Streitkräfte entgegensetzen. An der Spitze von 1000 Mann hatte sich der Statthalter an den Punkt der Landung begeben; als er aber hier die ungeheuere feindliche Flotte erblickte, ohne daß ringsum auf dem weiten Meere ein befreundetes Schiff sich zeigte, blieb ihm in seiner Verlassenheit nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Ohne Hinderniß und unter den furchtbarsten Verwüstungen verbreiteten sich also die Türken über das Land und trafen sodann Anstalten, auch die festen Plätze desselben anzugreifen.

Unter den dreißig Städten der Insel vermochten übrigens nur Nikosia und Famagosta eine Belagerung auszuhalten und einen ernstlichen Widerstand zu leisten. Nikosia, einst die prachtvolle Residenz der Könige von Cypern, war stark durch seine Lage und nahm früher einen Umfang von neun italienischen Meilen ein, den jedoch die Baumeister der Republik auf drei zurückgeführt hatten. So leicht es nun aber auch war, diese eigenthümlich gelegene Festung zu vertheidigen, so mangelte es ihr doch gegenwärtig an einer hinreichenden Besatzung, um einer so großen Feindesmacht gewachsen zu sein. Denn um die vorhandenen 11 Bastionen zu behaupten, hatte man nicht mehr als 1500 Mann regelmäßiger Truppen aus Italien, 3000 sogenannter Milizen, einen Verein von 1000 Adeligen, 2500 Bürger und 2000 Bauern, die den Kriegsdienst nicht kannten und statt der Feuergewehre mit Hellebarden bewaffnet waren. Den bei weitem größeren Theil seiner Streitkräfte hatte der Statthalter Astor Baglione für die Vertheidung von Famagosta aufgespart, das von Natur weniger fest war und von dem er voraussetzte, daß es die Türken wegen seiner Lage am Meere zuerst angreifen würden. In dieser Voraussetzung war er sogar selber nach Famagosto gegangen und hatte die Vertheidigung Nikosia's dem Nikolaus Dandalo überlassen, einem Manne von mittelmäßigen Talenten, der diesem schwierigen Posten in keiner Weise gewachsen war.

Es war am 22. Juli als der Oberbefehlshaber Mustafa ungefähr anderthalb Meilen von Nikosia sein Lager aufschlug und sogleich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit seine Batterien errichtete. Nachdem seine Schaaren hierauf binnen kurzer Zeit ihre Laufgräben bis an die Mauern gezogen und diese letzteren mehrere Tage hindurch aus sechzig Kanonen beschossen hatten, drangen sie plötzlich unter wildem Geschrei zu einem Sturme hervor. Zwar wurden sie im Anfange mit Verlust zurückgeschlagen, allein der Muth, der den Christen aus diesem glücklichen Erfolge erwuchs, veranlaßte dieselben zu einem verwegenen Ausfall, in Folge dessen die Türken nach einem langen und blutigen Gefechte in den Stadtgraben kamen. Von hier aus bahnten sie sich sodann zwei Wege zu den Wällen, welche sie zur Seite mit einer Wagenburg befestigten; dann fingen sie an, ihre Leitern anzulegen, den Graben auszufüllen und zwei der Bollwerke zu untergraben.

Die Belagerten boten alle ihre Kräfte auf, den wüthenden Andrang abzuwehren und je näher der Feind seinem Ziele kam, desto höher stieg der Muth der Helden, die ihn zurückzuwerfen such-

ten. Besonders zeichnete sich unter denselben ein Jüngling Namens Antonio aus, der einem der vornehmsten Häuser der Stadt entsprossen war. Mit inbrünstiger Gluth liebte er eine schöne Jungfrau, Arnolde de Rokas, und lange hatte er vergebens um sie geworben, da zwischen seiner Familie und der ihrigen eine alte Feindschaft bestand. Endlich wußte seine treue Liebe und sein edler Charakter dieses Hinderniß zu besiegen, die beiden Familien versöhnten sich und mit klopfendem Herzen sah der hochbeglückte Bräutigam dem Tage entgegen, der ihm die herrliche Arnolde auf immer verbinden sollte. Der heißersehnte Tag kam herbei, aber statt der fröhlichen Hochzeitsgesänge, die sein Erscheinen begrüßen sollten, schallte der Donner der Kanonen, das dumpfe Rasseln der Lärmtrommel und das Angstgeschrei händeringender Weiber durch die Straßen der Stadt. Die Gefahr, in welcher dieselbe sich befand, hatte in der That den höchsten Punkt erreicht und wo nur ein waffenfähiger Mann war, da stürzte er herbei, dem drohenden Unglück entgegenzutreten. Auch Antonio besann sich keinen Augenblick; das hochzeitliche Kleid von sich werfend, eilte er an der Spitze vieler edlen Jünglinge auf den Kampfplatz hinaus, wo die begeisterte Schaar sich in die vordersten Reihen der Kämpfenden drängte und Thaten des unglaublichsten Heldenmuths verübte.

Von vier verschiedenen Seiten her bestürmten die Türken unaufhörlich die vier Bollwerke der Stadt. Dennoch aber wurden sie zurückgeschlagen, obwohl die Kräfte der Belagerten immer mehr und mehr zu schwinden begannen. Auch die Briefe mit der Aufforderung zur Uebergabe, welche Mustafa in die Stadt schießen ließ, konnten die bedrängten Einwohner in ihrer Tapferkeit nicht wankend machen und erfüllt von der Hoffnung, daß die erwartete christliche Flotte bald zu ihrer Befreiung herbeikommen würde, hielten sie standhaft auch einen erneuerten Angriff aus. Da nahm Mustafa zur List seine Zuflucht, ließ scheinbar einen Theil seiner Armee sich zurückziehen und machte wirklich die muthigen Vertheidiger hierdurch so sicher, daß zweihundert seiner auserlesensten Soldaten heimlich die Bollwerke ersteigen und die unaufmerksamen Wachen niederhauen konnten. Von allen Seiten durch frische Truppen unterstützt, drangen sie nun weiter vor und schon in kurzer Zeit war es ihnen möglich geworden, die Besatzung mit einer großen Niederlage von den Wällen zu vertreiben.

Bestürzt und in die tiefste Trauer versenkt flüchteten sich die besiegten Truppen auf das Stadthaus, wohin sich auch der Kom-

mandant Dandalo und der Erzbischof begab. Von hier aus eröffneten sie Unterhandlungen und suchten durch eine Kapitulation wenigstens ihr Leben zu sichern. Als sie aber hierauf die Thore geöffnet hatten, brach der barbarische Sieger sein Versprechen und mehr als 20,000 Bewohner dieser Hauptstadt fielen der Mordgier seiner Horden zum Opfer. Unermeßlich war die Beute, da fast alle Wohlhabenden ihre Schätze und Kostbarkeiten nach dem festen Nikosia geschafft hatten, dessen zweihundert und funfzig Kanonen, neben einer Masse Goldes und Silbers, nun ebenfalls in die Hände der Türken fielen. Doch waren dieselben mit der Erbeutung dieser todten Reichthümer noch nicht zufrieden, sondern dehnten ihre Raubgier auch auf die lebenden Menschen aus. Die herrlichsten Jünglinge der Stadt wurden zu Sklaven gemacht und die schönsten Mädchen aus den Händen der Ihrigen erbarmungslos auf die Schiffe geschleppt, um nach Konstantinopel gebracht zu werden und dort den Harem des wollüstigen Großherrn mit ihren Reizen zu schmücken.

Unter Denen, welche weder in dem blutigen Kampfe noch bei den nachherigen Mordscenen ihr Leben verloren hatten, befand sich auch der tapfere Antonio. Noch im letzten Augenblicke hatte er Alles aufgeboten, das bereits unvermeidlich gewordene Schicksal abzuwenden und vorzüglich war es sein Beispiel und sein beredter Zuspruch, der die Reihen der Kämpfer mit so vielem Muth und so großer Beharrlichkeit erfüllte. Rings um ihn her mähete der Tod seine Opfer und einer nach dem anderen sank leblos dahin. Antonio aber stand noch aufrecht unter den Leichen seiner Brüder bis eine feindliche Lanze auch das Herz seines Busenfreundes Bionello durchbohrte. Da stieg vor der schmerzbewegten Seele des liebenden Jünglings mit einem Male das liebliche Bildniß Arnoldens auf und er dachte sich, wie sie wohl jetzt angstvoll daheim sitzen und weinend die Hände ringen möge. Die Stadt war nicht mehr zu retten, die Geliebte aber, deren Vater ebenfalls im Kampfe gefallen war, hatte, den Angriffen der bereits eindringenden Feinde gegenüber, keinen Beschützer als ihn allein. Die Wahl, die er zu treffen hatte, konnte ihm also nicht zweifelhaft sein. Von furchtbaren Ahnungen ergriffen, verließ er die nur noch schwach vertheidigten Mauern, um in fast wahnsinniger Hast nach der Wohnung Arnoldens zu eilen. Sein Gesicht glühte von dem Feuer des Kampfes, seine Kleider

und Hände waren mit Blut bespritzt. „Alles ist verloren," rief er der Geliebten zu und im Gefühle des unbeschreiblichsten Schmerzes sank er in ihre Arme.

Ein Flucht= und Rettungsplan war bald verabredet; aber von allen Seiten strömten schon die Feinde heran und in den Straßen ertönte bereits ihr gräßliches Mordgeschrei. Noch ehe daher das Brautpaar das Gemach verlassen konnte, war dasselbe schon von einer wüthenden Barbarenschaar erfüllt. Im heißen Kampfe hatte Antonio sein Schwerdt eingebüßt, die schwache Klinge war abgesprungen und wehrlos stand er nun den Siegern gegenüber; darum schämten sie sich auch, ihm das Leben zu nehmen, aber, wie unzählige Andere, wurde er zu Boden geworfen, sammt Arnolden gefesselt und nach den Schiffen geschleppt.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß die Liebenden auf ein und dasselbe Schiff gebracht wurden. Arnolde hatte Antonio für ihren Bruder ausgegeben und schmeichelte sich vielleicht schon mit der Hoffnung, auch ferner mit ihm vereinigt zu bleiben und durch seine Nähe für alle Qualen und Erniedrigungen der Gefangenschaft entschädigt zu werden. Als sie aber endlich von dem traurigen und entehrenden Loose hörte, dem sie entgegen ging, als sie erfuhr, daß es der Harem des Sultans sei, dem ihre blühende Schönheit geopfert werden sollte, da ergriff eine namenlose Verzweiflung das Herz der stolzen Jungfrau und voll hohen Muthes faßte sie einen Entschluß, dessen Ausführung zu den glänzendsten und bewundernswürdigsten Heldenthaten der bisherigen Geschichte gehört.

Eines Morgens nämlich bat die Gefangene den Befehlshaber des Schiffes zu sich und theilte ihm mit, daß an einem Orte ihres väterlichen Hauses eine große Menge von Goldstücken vergraben sei, welche ihm nur durch ihren Bruder Antonio eingehändigt werden könnten. Nicht mit Unrecht hatte sie gehofft, daß diese Mittheilung die Habsucht des Türken reizen würde. Sogleich befahl er dem Antonio in Begleitung eines Soldaten das verborgene Gold zu heben. Antonio machte sich auf den Weg; als er jedoch das Schiff verlassen wollte, trat ihm Arnolde entgegen, drückte verstohlen seine Hand und flüsterte ihm mit leiser Stimme zu: „Leb' wohl, mein Geliebter, es wird Dir ein Leichtes sein, Dich von der Gewalt dieses einzelnen Begleiters zu befreien — um mich kümmere Dich nicht mehr — Alles würde ich ertragen haben, nur Schande und Entehrung nicht."

Der eigenthümliche Ton, in dem das Mädchen diese räthselhaften

Worte sprach, ihre zitternden Hände, so wie das düstere Feuer ihres großen schwarzen Auges deuteten eine tiefe und ungewöhnliche Erregung der Seele an. Antonio schauderte, aber bevor er noch fragen und auf eine nähere Erklärung dringen konnte, hatte ihn sein roher Begleiter ergriffen und unter Schimpfreden und Drohungen mit sich fortgerissen. Beide bestiegen einen Kahn, der sie vom Schiffe aus nach der Stadt bringen sollte. Voll Sehnsucht und heißen Schmerzes blickte Antonio zurück und noch lange sah er die Geliebte auf dem Verdecke stehen und mit einem weißen Tuche winken. Endlich, da der Nachen eben das Ufer erreicht hatte, war sie seinen Augen entschwunden. Wie im Traume und von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, stieg der Unglückliche aus; nicht zu fliehen, sondern nach der Vollbringung des ihm gegebenen Auftrages in die Nähe der Verlobten zurückzukehren um alle Gefahren und Leiden mit ihr zu theilen, war sein fester Entschluß. Da aber drang plötzlich, dem Krachen des Donners ähnlich, ein furchtbarer Schlag an sein Ohr; betäubt wandte er sich nach dem Meere zurück, um hier ein gräßliches Schauspiel zu erblicken. Die Galeere, auf welcher Arnolde sich befand, war in die Luft gesprengt. Die heldenmüthige Jungfrau hatte Feuer in die Pulverkammer geworfen und dadurch nicht blos sich selber, sondern auch eine große Menge ihrer Feinde dem Tode geweiht.

Antonio war bei dem entsetzlichen Anblick bewußtlos zu Boden gesunken. Als er nach einiger Zeit wieder erwachte, sah er seinen Begleiter nicht mehr. Mochte derselbe nun aus Schreck über den Verlust des Schiffes oder aus irgend einem anderen Grunde davongelaufen sein, genugsam, er war verschwunden und der arme Gefangene sah sich einer Freiheit zurückgegeben, die für ihn jetzt keinen Werth mehr haben konnte. Einem Wahnsinnigen gleich starrte er noch immer gedankenlos vor sich hin und wußte im Uebermaße seines Schmerzes keinen Entschluß zu fassen. Endlich riß ihn das dunkle Bewußtsein der Gefahr, in der er sich befand, so wie der Wunsch, sich einst an den Zerstörern seines Glückes noch rächen zu können, aus seiner tiefen Betäubung empor, er raffte sich auf, kroch in einen der verlassenen Laufgräben, entkleidete dort einen Leichnam seiner türkischen Kleidungsstücke, zog sich dieselben an und kam so glücklich an einen entlegenen Ort, wo es ihm gelang, sich einer Fischerbarke zu bemächtigen und auf derselben bei Nacht und Nebel ziellos in das weite Meer hinaus zu schiffen. Erst als er nach den

verschiedensten Irrfahrten an der italienischen Küste gelandet war, machte der Sturm, der sein Inneres erfüllte, einer ruhigeren Ueberlegung Platz; er trat in das venetianische Heer ein und hoffte so am Sichersten seine Rachepläne durchführen zu können. Aber auch hier war das Glück dem schwergeprüften Jünglinge nicht hold. Denn als er einst laut seinen Unwillen darüber äußerte, daß die christliche Flotte nicht zur rechten Zeit auf Cypern angekommen wäre, wurden ihm diese Worte als ein Verbrechen angerechnet und mit mehreren anderen Gefangenen ward er als Unruhestifter nach einer Festung geschickt und in ein unterirdisches Gefängniß geworfen.

Das traurige Schicksal der Hauptstadt Nikosia hatte einen ungeheuern Schrecken über die ganze Insel verbreitet und Mustafa verlor keine Zeit, sich die allgemeine Bestürzung der Bewohner zu Nutze zu machen. Siegreich zog er von einer Gegend in die andere und traf sodann Anstalten, auch Famagosta zu belagern, das nach der Eroberung Nikosia's der einzige widerstandsfähige Ort der Insel war.

Befehlshaber in dieser an der äußersten Grenze der Insel, nahe am Meeresgestade gelegenen Stadt war der unerschrockene Bragadino, ein venetianischer Adeliger. Die Besatzung bestand aus 5200 entschlossenen und tapferen Leuten. Als die Türken vor den Mauern angelangt waren, trugen sie im Angesichte derselben die Köpfe der vornehmsten Einwohner Nikosia's, auf Speere gesteckt, umher, um durch so schreckliche Warnungszeichen den Bürgern und der Besatzung Furcht einzujagen. Das blutige Haupt Dandalo's, des Kommandanten von Nikosia, sandten sie an Bragadino. Sogleich auf dieses abscheuliche Schauspiel folgte der Angriff, der aber, trotz seiner mehrmaligen Wiederholung, so muthig zurückgeschlagen und durch ein so schreckliches und anhaltendes Feuer erwiedert wurde, daß Mustafa es bei der Annäherung der rauheren Jahreszeit für gerathen hielt, die Belagerung einstweilen zu unterbrechen und in eine bloße Umschließung zu verwandeln. Ungestört ging hierauf das türkische Geschwader zum Ueberwintern nach Konstantinopel zurück. —

Während des größeren Theiles dieser Vorgänge nun hatte die christliche Flotte gleichsam als müßige Zuschauerin in den Häfen Kandia's gelegen, wo sie sich bereits seit mehreren Monaten zur Rettung Cyperns versammelt hatte. Wäre diese nicht unbedeutende

Seemacht vor der Ankunft des Feindes an den Ufern der Insel erschienen, so würde sie demselben jedenfalls die Landung erschwert, seine Fortschritte gehemmt, eine so gänzliche Unterjochung der Einwohner verhindert haben. Die Uneinigkeit aber, welche unter den einzelnen Anführern herrschte, machte jedes schnelle und gemeinsame Handeln unmöglich. Man stritt sich über das, was gethan und nicht gethan werden sollte, holte fortwährend neue Verhaltungsbefehle ein und verbrachte die Zeit mit endlosen Berathungen. Alle diese Umstände, gewöhnliche Eescheinungen bei kriegerischen Unternehmungen verbündeter Mächte, hatten das Auslaufen der Flotte von einem Tage zum andern verzögert, und als diese endlich die Anker hob, waren Jahreszeit und Gelegenheit nicht mehr günstig. So segelte sie nur bis nach der Küste von Karamanien, ungefähr sechszig Meilen von Cypern, und trennte sich hier auf die Nachricht von der Eroberung Nikosia's, ohne einen Versuch zur Rettung des bedrängten Landes gewagt, oder auch nur einen Türken gesehen zu haben.

Der Papst war untröstlich darüber, daß seine bisherigen Bemühungen keinen besseren Erfolg gehabt und sein politisches Interesse sowohl, als der große Religionseifer, der ihn beherrschte, spornten ihn von Neuem an, ein wirklich thatkräftiges Bündniß der christlichen Staaten gegen den Halbmond zu Stande zu bringen. Aber das fromme Heldenfeuer, von dem einst die Streiter des Kreuzes glüheten, war bereits erloschen und die päpstlichen Aufforderungen, welche früher Hunderttausende aus ihrem Vaterlande nach Palästina getrieben, machten jetzt nur einen schwachen Eindruck auf die christlichen Fürsten. Die von ihren Bundesgenossen verlassenen Venetianer wußten sich daher nach vielen vergeblichen Anstrengungen nicht anders zu helfen, als daß sie einen Abgesandten mit Friedensvorschlägen nach Konstantinopel schickten; erst als Selim dieselben zurückgewiesen und die unbedingte Räumung Cyperns gefordert hatte, suchten sie von Neuem die Unterstützung des Papstes und die unzuverlässige Hilfe ihrer bisherigen Freunde nach.

Unter diesen Verhandlungen verstrich der Winter und schon im März des folgenden Jahres (1571) ging die türkische Flotte wieder unter Segel. Vereint mit den algierischen Galeeren, die unter der Anführung Kilji Ali's, des Unterkönigs von Algier, standen, landete sie auf Kreta, plünderte darauf die Küste von Istrien und Dalmatien, durchschwamm stolz und siegreich das adriatische Meer und wandte sich endlich nach Cypern, wo Mustafa die im Herbste des v. J. unterbrochene Belagerung von Famagosta bereits im April

wieder eröffnet hatte, nachdem es kurz zuvor den Venetianern gelungen war, eine Verstärkung von 1500 Mann in die Stadt zu werfen.

Nur selten stößt man in den Geschichtsbüchern auf die Beschreibung einer Belagerung, die mit diesem zweiten Kampfe um den Besitz Famagosta's verglichen werden könnte, wenn man auf die Wuth des Angriffs und auf den unerschütterlichen Muth in der Vertheidigung Rücksicht nimmt. Ein ungeheueres, von Zeit zu Zeit durch neue Kriegerschwärme verstärktes Heer lag vor der Stadt und achtete weder Anstrengung noch Menschenverlust. Ein rasender Angriff folgte dem anderen, jeder Schritt näher an's Ziel wurde mit Strömen von Blut erkauft, jeder abgeschlagene Sturm war die Losung zu einem neuen. Auf der anderen Seite konnte weder durch die Menge, noch durch die fanatische Wuth der Feinde, weder durch die Zerstörungen in der Stadt und an den Festungswerken, noch durch den immer höher steigenden Mangel an Lebensmitteln die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Truppen erschüttert werden. Bürger und Kriegsleute schienen von einem Geiste beseelt und die Anführer der letztern, Baglione, Martinengo und Roca, wetteiferten in Heldenthaten mit dem kühnen Bragadino.

Wie vor Nikosia so war auch hier auf Befehl Mustafa's eine ungeheuere Anzahl von Arbeitern fortwährend beschäftigt, tiefe Laufgräben auszugraben oder Schanzen aufzuwerfen, von denen aus die Truppen die Stadt beschießen sollten. Auch ließ er Berge oder Erhöhungen aufführen, und zu beiden Seiten derselben Mauern aus zerbrochenen Steinen errichten, um dadurch seine Leute gegen die Schüsse der Belagerten in Sicherheit zu bringen. Alle diese ausgedehnten und auf mehreren Punkten sehr beschwerlichen Angriffsanstalten zeugten nicht blos von den außerordentlichen Kräften, die Mustafa zu Gebote standen, sondern auch von seiner Ueberlegenheit in der Belagerungskunst. Und um seine Macht noch zu vermehren und ihn hinlänglich mit Arbeitern zu versehen, strömten auch eine große Masse von Küstenbewohnern in sein Lager, ohne hierzu durch irgend etwas anderes, als durch die Aussicht auf Plünderung und Beute gezwungen zu sein. Man gab diese Verstärkung, wahrscheinlich nicht ohne Uebertreibung, auf 50,000 Mann an.

Mit einer geringeren Anzahl von Händen, aber mit eben so vielem Muthe rüsteten sich die Belagerten zum entschlossensten Wider-

stande. Was ihnen an Zahl und ihren Festungswerken an Tüchtigkeit fehlte, das wurde hinlänglich durch die großen Eigenschaften Bragadino's ausgeglichen, in dem sich mit hohem Talent und durchdringendem Scharfblick auch das Feuer und die hinreißende Schwungkraft eines edlen Herzens verband. Mit vieler Umsicht ließ er nicht nur die Mauern ausbessern und durch eine Gießerei, welche er anlegte, die Wälle hinlänglich mit Kanonen versehen, sondern wußte auch seiner Mannschaft eine so brennende und begeisterte Kampflust einzuflößen, daß sie niemals ermüdete und unaufhörlich bei Tag und bei Nacht einen schrecklichen Kugelregen in die Reihen der Feinde sandte. Diese aber waren so sehr durch ihre Gräben geschützt, daß kaum die äußersten Spitzen ihrer Waffen aus denselben hervorragten und gelang es auch hie und da ein Mal eines ihrer Werke zu vernichten, so wurde dasselbe schon in der folgenden Nacht mit der größten Eilfertigkeit eben so fest wieder hergestellt.

So waren unter fortwährenden fruchtlosen Kämpfen mehrere Wochen vergangen, als endlich an einem schönen Maimorgen vom türkischen Lager ein Lärm herüberdrang, als ob große Massen sich in Bewegung setzten. Bald darauf ertönte auch das Feuer der gesammten feindlichen Artillerie und nun schritten die Türken bis zu den Gräben vor und standen binnen kurzer Zeit am Fuße der stark beschädigten Mauer. Wegen der Schwierigkeit des Zugangs wurde zwar der Sturm zurückgeschlagen, dennoch aber war es nicht möglich, die Türken aus den Gräben zu vertreiben, wo sie festen Fuß gefaßt hatten. Von beiden Seiten wurde nun der Kampf unter der Erde fortgeführt, da die Vertheidiger an einer Masse herbeigeschafften Pulvers und an anderen Vorbereitungen sahen, daß sie sich in der Gefahr befänden, von einem Augenblicke zum anderen in die Luft gesprengt zu werden. Vergebens suchten sie die angelegte Mine aufzuspüren; dieselbe sprang nach einigen Tagen und die Explosion war so fürchterlich, daß ein großer Theil der Mauern in Schutt zusammenstürzte. Wüthend stürmten nun die Türken herbei um die allgemeine Verwirrung zu benutzen und durch die breite Maueröffnung in die an den verschiedensten Punkten brennende Stadt einzudringen; alle Einwohner aber traten ihnen zur Vertheidigung entgegen und schlugen sie nach einem rasenden Kampfe zurück. Die Begeisterung, die sich bei diesem Vorfalle aller Herzen bemächtigt hatte, war so groß und außerordentlich, daß selbst Frauen und Mädchen ihren Männern und Geliebten in die Bresche folgten und an ihrer Seite fochten und starben.

Mustafa, der unter den fortgesetzten Bemühungen seiner Minirer unaufhörlich Bresche schießen ließ, wandte nun auch die Bomben zu Mitteln der Zerstörung an und überschüttete mehrere Tage hindurch die Stadt mit ihrer Feuergluth. Aber der Widerstand der Belagerten war nicht zu ermüden und Bragadino's rastlose Thätigkeit wurde durch immer neue Erfolge gekrönt. Weder bei Tag noch bei Nacht fanden die Bedrängten einen Augenblick der Ruhe, auch wuchs die Gefahr mit jedem Tage, da die türkischen Sapeurs bereits den Sturz der Mauern vorbereiteten und der Platz schon mehrere Oeffnungen und wegsame Breschen bot. Mustafa beschloß daher gegen mehrere dieser Punkte einen dritten und zwar gleichzeitigen Sturm und leitete denselben in Person. Der Kampf dauerte einen halben Tag; durch unglaubliche Anstengungen hatte die Besatzung den Feind überall zurückgeworfen, nur an einer einzigen Seite behauptete er den Vortheil, indem er sich zum Meister des Halbmondes machte, welcher eines der Thore schützte. Dieses Werk war unterminirt; man hatte das Möglichste gethan, die Angreifenden zurückzutreiben. Die Mine wurde angezündet, und Belagerer wie Belagerte, wild durcheinander gedrängt, sprangen sämmtlich in die Luft.

Bragadino hatte hinter den halb zerfallenen Mauern Verschanzungen aufführen lassen, in denen seine Truppen den Feind festen Fußes erwarteten. Die Belagerer und Belagerten standen sich so nahe gegenüber, daß sie mit einander sprachen, bald um sich herauszufordern, bald um gegenseitig ihre Treue und Beständigkeit zu erschüttern. Die Türken riefen den Venetianern nicht ohne Grund die Wahrheit zu, daß ihre Flotte nicht wage aus dem Hafen zu laufen, und daß sie auf keine Hilfe zu hoffen hätten; sie boten ihnen eine ehrenvolle Kapitulation an, warfen verführerische Briefe in die Stadt und schlugen Unterhandlungen vor. Bragadino aber, der wohl wußte, daß jeder Befehlshaber einer Festung Lust zur Uebergabe hat, sobald er dem Feinde Gehör schenkt, wollte von allen diesen Dingen gar nichts wissen.

Die Türken sahen sich daher genöthigt, einen vierten Sturm zu unternehmen und richteten denselben gegen dasjenige Thor, wo die Mine den Halbmond zerstört hatte. Mustafa's Gegenwart entflammte den Kampf auf allen Seiten, aber Baglione und Martinengo leisteten hartnäckigen Widerstand und mit eigener Hand entriß der erstere den Türken eine venetianische Fahne, die sie bei Nikosia erobert hatten. An einem einzigen Tage wurden nicht weniger

als achttausend Kanonenkugeln in die Stadt geschleudert, so daß eines der Bollwerke zu wanken begann und den Einsturz drohte. Die Belagerten aber ließen sich hierdurch nicht muthlos machen, sondern sprengten das unbrauchbar gewordene Werk in die Luft und mit ihm 600 Türken, die so eben diesen Platz bestürmen wollten.

Waren also in dieser Weise alle bisherigen Unternehmungen Mustafa's gescheitert, so machte er nun einen Versuch, sich eines andern Thores zu bemächtigen. Er ließ nämlich in der Nähe desselben eine große Menge harzigen Holzes anzünden und hoffte, daß dieser unerträgliche Geruch die Vertheidiger von ihrem Posten vertreiben würde. Diese zogen sich freilich ein wenig zurück, aber was Mustafa erwartet hatte, geschah dennoch nicht, vielmehr mußte er es erleben, daß Bragadino an der Spitze seiner Tapferen einige Ausfälle machte und bei diesen Gelegenheiten die türkischen Truppen niedersäbelte und aus ihren Verschanzungen jagte.

Eine so heldenmüthige Vertheidigung und Ausdauer hätte verdient, durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu werden. Das Schicksal aber, das nur selten dem Schwachen günstig ist, hatte es anders beschlossen. Die mit Sehnsucht erwartete venetianische Flotte kam nicht, die Feinde hingegen fuhren hartnäckig fort, neue Batterien anzulegen und Stürme zu wagen, wodurch endlich die Festungswerke größtentheils zerstört wurden. Die tapfere Besatzung, die Famagosta bereits ein ganzes Jahr hindurch erhalten hatte, war bis auf 300 Mann zusammengeschmolzen, und das Pulver hatte so sehr abgenommen, daß nur noch sieben Fässer übrig waren. Endlich zeigte sich auch noch ein anderer Feind, dem man nicht lange mehr widerstehen konnte: der Hunger mit seinem ganzen Gefolge von Elend, Krankheit und Verzweiflung.

Erst in dieser äußersten Noth wurden von den Einwohnern Abgeordnete an die Befehlshaber gesandt, um ihnen vorzustellen, daß es unter Umständen wie die vorliegenden keine Schande sei, eine Kapitulation abzuschließen, welche vielleicht die Stadt noch vor gänzlichem Untergang zu retten vermöchte. Einige Offiziere drangen darauf, daß man sich durchschlagen sollte; ihr beherzter Entschluß aber war bei der Uebermacht der Türken und auf dem Boden einer Insel unausführbar. Am 1. August (1571) wurde daher die weiße Fahne aufgepflanzt und sogleich sandten die Türken Bevollmächtigte in die Stadt, die sich zu mäßigen Forderungen geneigt zeigten. Unter folgenden Bedingungen kam schon nach kurzer Zeit eine Kapitulation zu Stande: Die Besatzung sollte mit ihren Waffen, ihrem Gepäck, fünf Kano-

nen und drei Pferden abziehen und auf türkischen Schiffen nach Kandia gebracht werden. Den Einwohnern wurde die Freiheit gestattet, Famagosta zu verlassen und ihr gesammtes Eigenthum mitzunehmen; die Zurückbleibenden jedoch sollten weder in ihren Gütern, noch in ihrer Ehre oder in ihren Personen verletzt werden.

Drei Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages wurden den Siegern die Thore geöffnet. Aber Mustafa, dem weder der Muth und das Unglück eines Feindes, noch die Verbindlichkeit eines gegebenen Wortes heilig war, brach die Kapitulation und befolgte in seinem Rachedurste den auch von Christen häufig genug ausgeführten Grundsatz: daß man Ungläubigen und Ketzern weder Treue noch Glauben schuldig sei. Sogleich nach ihrem Einzuge verübten die Türken daher eine Menge der verschiedensten Gewaltthätigkeiten und als Bragadino sich über dieselben beklagte, erhielt er eine beruhigende Antwort und eine sehr schmeichelhafte Einladung vor Mustafa zu erscheinen.

Geschmückt mit dem Zeichen der venetianischen Magistratur und in Gemeinschaft mit dem Stadtrath und den übrigen Anführern begab sich der tapfere Kommandant noch am Abend desselben Tages in feierlichem Aufzuge in das Lager des Pascha und fand in der That daselbst eine freundliche Aufnahme. Einige Bemerkungen über die Ereignisse und Schicksale der Belagerung eröffneten die Unterhaltung; als jedoch Mustafa im Laufe derselben auf eine Sicherstellung der türkischen Schiffe drang, welche die Besatzung nach Kandia bringen sollten, und Bragadino in Bezug hierauf keine genügende Auskunft und Gewähr leisten konnte, änderte der Sieger plötzlich seinen Ton und von leisen Vorwürfen zu den furchtbarsten Verwünschungen übergehend, gerieth er nach und nach in eine solche Wuth, daß er die meisten der Anwesenden nebst dreihundert in der Nähe befindlichen Bürgen ohne Weiteres niederhauen ließ und außerdem den Befehl ertheilte, daß diejenigen Einwohner und Krieger, welche sich bereits eingeschifft hatten, in Fesseln geschlagen und ihrer Freiheit so wie ihres Eigenthums beraubt werden sollten.

Bragadino war Zeuge dieser furchtbaren Grausamkeiten, ohne seiner Empörung Worte geben oder zur Rettung seiner Freunde auch nur die Hand rühren zu können. Erst als dieselben vollständig hingeopfert waren, wurde auch er herbeigeschleppt, um als der Vorzüglichste und deshalb auch Gehaßteste unter den Helden der Vertheidigung die schrecklichsten Qualen zu erdulden. Zuerst schnitt man ihm Nase und Ohren ab und führte ihn so verstümmelt durch

die Straßen der Stadt, welche Zeugen seiner großen und unvergeßlichen Thaten gewesen waren; dann wurde er lebendig geschunden und nach seinem Tode die in dieser Weise abgezogene Haut mit Stroh ausgestopft und an die Segelstange einer Galeere gebunden zum Andenken an die Eroberung Famagosta's nach Konstantinopel gesandt.

Diesem scheußlichen Siegeszeichen folgte bald darauf das triumphirende Heer, welches in der Hauptstadt mit dem glänzendsten Gepränge und den großartigsten Feierlichkeiten empfangen ward. Denn Sultan Selim hatte die Nachricht von der gänzlichen Eroberung Cyperns mit einer fast wahnsinnigen Freude empfangen und in der Trunkenheit, mit welcher ihn schon der Gedanke an den endlichen Besitz des herrlichen Weinlandes erfüllte, vergaß er, daß ihn die Einnahme desselben mehr als 60,000 Menschen gekostet hatte.

Bis zu diesem Punkte also hatten die Türken ein übermüthiges Eroberungsgelüst zu befriedigen vermocht, ohne daß die christlichen Fürsten beinahe zwei Jahre hindurch zur Rettung der bedrängten und mißhandelten Insel irgend einen entscheidenden Schritt gethan. Allerdings war bereits am 20. Mai — also ungefähr zu derselben Zeit, da Mustafa den Sturm auf Famagosta eröffnete — zwischen Venedig, dem Papst und dem König von Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zu Stande gekommen, und allerdings hatte sich die in Folge dieses Bündnisses ausgerüstete Flotte noch zur rechten Zeit im Hafen von Messina versammelt. Allein schon bald wiederholten sich hier die Auftritte des vergangenen Sommers und unter unnützen Verzögerungen verstrich eine Zeit nach der anderen bis Famagosta gefallen war. Jetzt erst fing man an, sich der bisherigen Unthätigkeit zu schämen und jetzt erst wurde der feste Entschluß zur endlichen Bestrafung von Grausamkeiten gefaßt, welche bereits ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllten.

Die christliche Flotte war bei hergestellter Einigkeit groß und mächtig genug, um solch' einen Entschluß mit der Hoffnung auf Erfolg ausführen zu können. Die geringeren Fahrzeuge und Lastschiffe abgerechnet, bestand sie aus 208 spanischen, venetianischen, päpstlichen, maltheserischen, savoyischen und florentinischen Galeeren, unter denen sich vorzüglich sechs sogenannte Galeassen durch ihre kolossale Bauart auszeichneten. Dieser neuen Art von Schiffen, welche man bisher noch niemals auf dem Meere erblickt hatte, bedienten sich hier die Venetianer zum ersten Male. Sie waren um

ein Drittheil größer, als die mächtigsten Galeeren und führten 300 Ruder. (Einige derselben sind später dadurch berühmt geworden, daß sie von König Philipp dem Zweiten gekauft wurden und bei dem unglücklichen Zuge der sogenannten unüberwindlichen Flotte ihren Untergang in den Wellen fanden.)

Das Heer, welches die christliche Flotte mit sich führte bestand aus 24,000 Kriegern, welche den verschiedensten Nationen angehörten. Unter den Fürsten und Grafen, welche freiwillig dem Zuge folgten, heben die Geschichtsschreiber neben dem Prinzen Ursini, dem Grafen von Santafiora und dem Marquis von Requesenz besonders den in der Folge so berühmt gewordenen Feldherrn Alexander Farnese, Prinzen von Parma, hervor, der mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die Erstlinge seines künftigen Kriegerruhms im Kampfe mit den damaligen Feinden der Christenheit zu erringen. Aber nicht blos Soldaten, sondern auch eine große Anzahl von Kapuzinern und Jesuiten hatten sich auf Befehl des Papstes mit eingeschifft, um durch ihren Zuspruch die Kämpfenden zur muthvollen Begeisterung anzufeuern und die Sterbenden mit Trost und Ergebung zu erfüllen.

Außerdem waren Geschütz und Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden. Johann Andreas Doria und Johann von Cordova führten die spanischen Galeeren, Augustin Barbarigo und Venieri die venetianischen; Marko Antonio Colonna war Befehlshaber der spanischen und Justiniani Anführer der malthesischen Schiffe. Den Oberbefehl aber über die ganze vereinigte Flotte hatten die Bundesgenossen einer der interessantesten und merkwürdigsten Persönlichkeiten der Geschichte, dem berühmten Don Juan d'Austria (oder Johann von Oestreich) anvertraut.

Dieser spanische Prinz, dessen Geburt dunkel ist und dessen frühere Schicksale den Dichtungen eines Romans gleichen, der wie ein leuchtendes Meteor durch eine kurze aber thatenvolle Rolle hindurchgegangen und mit Recht als einer der größten und glücklichsten Feldherren seiner Zeit betrachtet wird, befand sich damals erst im sechs und zwanzigsten Jahre seines sturmerfüllten und erfahrungsreichen Lebens. Ein natürlicher Sohn Kaiser Karl's des Fünften war er zu Regensburg geboren, ohne daß der Name seiner Mutter jemals mit Gewißheit bekannt geworden ist. Einigen Nachrichten zufolge war dieselbe eine gewisse Barbara Blomberg aus Regensburg, die den Kaiser oft in schwermüthigen Stunden durch ihren entzückenden Gesang erheitert hatte und durch ihre hohe Schönheit

wohl auch seine Augen auf sich gezogen haben konnte. Nach der Meinung Anderer jedoch hatte Barbara sich nur zu dem Kinde bekennen müssen, damit eine Dame von höherem Range nicht blosgestellt würde und eine unerlaubte Neigung des Kaisers verborgen bliebe. Was Don Juan selbst betrifft, so hat er die Barbara immer für seine wahre Mutter gehalten und sie noch kurz vor seinem Tode seinem Halbbruder Philipp empfohlen, da sie als des Kaisers Geliebte von einem geringen Jahrgehalte in Spanien lebte. — Schon im ersten Jahre nach seiner Geburt ward der Knabe von seiner Mutter getrennt und dem Ritter Don Guiada de Villegarcia zur geheimen Erziehung übergeben, der ihn mit so vieler Aufmerksamkeit zum muthvollen Krieger zu bilden suchte, daß er durch seine Fertigkeit im Reiten, im Ringen und in allen kriegerischen Leibesübungen schon in früher Jugend der Stolz seiner Kameraden und durch seine einnehmende Gestalt und seine gefälligen Sitten auch ein Liebling der Weiber wurde.

Karl der Fünfte starb, ehe er seine Absicht ausführen konnte, den heranwachsenden Jüngling dem geistlichen Stande zu widmen. Sterbend enthüllte er seinem Sohne Philipp dem Zweiten den geheimnißvollen Zusammenhang der Sache und forderte denselben auf, seinen Bruder auf eine seinem Stande angemessene Weise in die Welt zu führen und für sein weiteres Fortkommen zu sorgen. Philipp erfüllte den Wunsch des Vaters und veranstaltete schon nach einiger Zeit eine Jagd, bei welcher Gelegenheit er den zu diesem Zweck herbeigeholten Don Juan öffentlich für seinen Bruder erklärte.

Obwohl derselbe nun aber eine allgemein beliebte und bewunderte Zierde des spanischen Hofes wurde, so mußte ihm doch bei dem bekannten Mißtrauen seines königlichen Bruders dieser Aufenthalt bald lästig werden und mit großer Inbrunst sehnte er sich danach, die engen Hofkreise verlassen und sich einen weiteren Wirkungskreis suchen zu können. Wie hätte sein feuriger und heiterer Geist inmitten einer Luft gedeihen können, die der finstere und schwermüthige Philipp mit dem frostigen Hauche seines unauslöschlichen Argwohns erfüllte! Nichts konnte dem jungen Prinzen daher erwünschter sein, als die endlich erhaltene Erlaubniß, sich vom Hofe zu entfernen. Zwar hatte er sich schon vorher unter dem Vorwande, dem auf der Insel Malta gegen die Türken geführten Kriege beizuwohnen, heimlich von Madrid weggeschlichen und war bereits mit einer Menge anderer Ritter in Barcelona angekommen, wo er

jedoch den strengen Befehl erhielt, augenblicklich zurückzukehren. Gehorsam kam er schleunig diesem Befehle nach und besänftigte hierdurch den König so sehr, daß dieser ihn kurz darauf in das Königreich Granada wider die Mohren sandte. Hier erndtete er die Erstlinge seines militärischen Ruhmes, indem er diesen gefährlichen und langwierigen Krieg in kurzer Zeit glücklich beendigte.

Bald darauf ging Don Juan nach Italien und ward dort zum Oberbefehlshaber der vereinigten christlichen Flotte ernannt. Man erfand für ihn den stolzen Titel Generalissimus und der Papst ließ ihm vor seiner Abreise nach Messina zu Neapel einen geweihten Heerführerstab zum Zeichen seiner erhabenen Würde überreichen.

Dies waren die Feldherren der christlichen Flotte, welche übrigens in Bezug auf Anzahl und Bemannung der türkischen ungefähr gleich war. Die früheren Anführer der letzteren, Mustafa und Piali, waren durch die Eifersucht des Großveziers dieses Mal vom Kommando entfernt worden und an ihre Stelle war als Großadmiral der kampfdurstige und kriegserfahrene Hali getreten. Unter ihm standen die Anführer Pertev, Mohamet, Sirok und endlich der oben schon genannte Kilji Ali, Befehlshaber des algierischen Hilfsgeschwaders, bekannt unter dem Namen Alazzali, ein Kalabrese von Geburt, der kühnste und entschlossenste Seemann seiner Zeit. Diese Flotte hatte in dem Meerbusen von Lepanto, wo ehemals das herrliche Korinth prangte, die Anker geworfen und mit Sehnsucht erwarteten die kampfbereiteten Truppen das Zeichen zum Auslaufen.

Ehe die christliche Flotte den Hafen von Messina verließ, wurde in einem Kriegsrathe berathschlagt, ob es besser sei, dem Feinde ein Treffen zu liefern oder eine Stadt zu belagern? Der Marquis v. Requesenz rieth, lieber Durazzo oder irgend eine andere Seestadt zu belagern, als sich in ein Gefecht einzulassen. Da aber die meisten Stimmen für eine Seeschlacht waren, so wurde diese beschlossen. Die Flotte segelte daher von Messina ab und kam am 27. September vor Corfu an. Eine Division von acht Galeeren, unter dem sizilianischen Admiral Johann Cordone eröffnete die Bewegungen; hinter ihm kam die Vorhut von funfzig Galeeren unter Johann Andreas Doria. Eine halbe Meile vor dem Haupttreffen befanden sich die sechs Galeeren der Venetianer, die der Admiral Dudo führte; das Haupttreffen selbst bestand aus drei und sechzig

Galeeren. Hier wehete die Flagge, welche der Papst den verbündeten Truppen überreicht hatte, hier waren neben dem Generalissimus auch die beiden Admirale Rom's und der Venetianer. Eine zweite Linie von funfzig Galeeren folgte unter dem tapferen Barbarigo und den ganzen Zug schloß Alvaro de Bezzanos, Markgraf von Sainte Croix, Admiral der Neapolitaner. Dies war die Ordnung der Streitkräfte; während des Kampfes sollten die Vor- und Nachhut ihre Stellung auf den Flügeln nehmen.

Durch widrige Winde aufgehalten mußte die Flotte drei Tage bei Cephalonia verweilen und während dieser Unthätigkeit brach zwischen Spaniern und Venezianern eine gefährliche Zwietracht aus, die leicht die Trennung der vereinigten Schiffe hätte nach sich ziehen können. Veniero, der venetianische Admiral, hatte nämlich einige Tage vorher einen spanischen Hauptmann ohne Weiteres aufhängen lassen, weil er sich seinen Befehlen widersetzt und einen an ihn abgeschickten Offizier erstochen hatte. Mit Recht war Don Juan über ein so eigenmächtiges Verfahren des Venezianers aufgebracht, der sich, den Kriegsgesetzen zuwider, bei der Anwesenheit des Oberadmirals das Recht über Leben und Tod, und noch dazu in Bezug auf einen nicht unmittelbar unter ihm stehenden Offizier angemaßt hatte. Es kostete daher viele Mühe, Don Juan's leidenschaftliche Entrüstung durch die Vorstellung des ruhmlosen Ausganges zu besänftigen, den das ganze Unternehmen bei einer jetzt entstehenden Zwietracht haben würde; aber obwohl er diesen Gründen nachgab, so brach er doch jede unmittelbare Verbindung mit dem venetianischen Admiral ab und blieb nur noch durch eine Mittelsperson mit ihm im Verhältniß.

Unweit der kurzolarischen Inseln, da wo sich das uralte Vorgebirge Aktium erhebt und die Nachwelt an den entscheidenden See-Sieg August's über Markus Ationius, seinen Mitbuhler um die Herrschaft der römischen Welt, erinnert, in dieser ewig merkwürdigen Gegend kamen endlich die beiden feindlichen Flotten einander in's Gesicht. Der dortige Theil des ionischen Meeres enthält ein weites Becken, östlich tritt es zwischen die Küste Albaniens und die Halbinsel Morea ein und bildet den bereits obengenannten Meerbusen von Lepanto. Westlich schließen die Inseln Ithaka und Cephalonia diesen Bezirk und lassen nur zwei enge Durchgänge übrig. In der Mitte des Beckens ragen drei Klippen hervor, die im Alterthum den Namen der echinadischen Inseln führten.

Die christliche Flotte hatte sich in der Richtung von Norden

nach Süden der albanischen Küste genähert und in der Absicht, bei der Mündung des ehemaligen Achelous anzuhalten, war bereits ihr Haupttreffen zwischen Festland und Klippen hindurchgesegelt, als es plötzlich die türkische Flotte entdeckte, die sich in paralleler Stellung bis auf eine Entfernung von zehn bis zwölf Meilen an der Küste von Morea ausbreitete. Bei der Annäherung der christlichen Flotte überlegten die türkischen Anführer, ob es besser sein würde, sich in ein Gefecht einzulassen oder im Hafen zu bleiben. Sirok, der Pascha von Alexandrien, ein Mann von hohem Alter und vieler Erfahrung, war gegen das Treffen und stellte unter Anderem vor, daß dasselbe gar nicht nöthig sei. Der feurige Hali aber verlangte, daß man unverzüglich sich in den Kampf begeben solle und wurde in diesem Wunsche durch einen anderen Anführer bestärkt, der in einem geschwinden Fahrzeuge die christliche Flotte übersehen und sich in der Zahl derselben geirrt hatte. Hali's Meinung behielt also das Uebergewicht, obgleich zwei andere Fahrzeuge von der großen Stärke des Feindes einen entgegengesetzten Bericht abstatteten.

Sobald man zu einer Seeschlacht entschlossen war, wurden 12,000 Janitscharen und Spahi's aus den benachbarten Festungen genommen und außerdem noch 4000 andere Soldaten an Bord gebracht. Darauf lief die Flotte aus dem Meerbusen aus und näherte sich den Feinden. Hali theilte seine ganze Macht in drei Haufen, er selbst nebst Pertev hielt mit 160 Galeeren die Mitte; Mahomet und Sirok standen mit 80 Galeeren auf dem rechten und der tapfere Alazzali nahm mit seinem Geschwader den linken Flügel ein.

Der türkischen gegenüber bildete die christliche Flotte eine ähnliche Schlachtordnung. Don Juan hatte den rechten Flügel dem Doria und den linken dem Barbarigo anvertraut; er selbst befand sich mit den übrigen Befehlshabern nebst der Blüthe der Ritterschaft im Mittelpunkt. Als er nun aber in dieser Weise seine Vorbereitungen getroffen hatte, ließen sich einige spanische Generale bei ihm melden und stellten ihm vor, daß es vielleicht nicht wohlgethan sei, ein so gefährliches Spiel zu wagen und eine Macht anzugreifen, die ihren etwaigen Sieg zur Beunruhigung der ganzen Christenheit benutzen würde. Der Generalissimus aber, der noch zu jung und feurig war, als daß ihn der Anblick des Feindes nicht hätte in Gluth versetzen sollen, antwortete mit männlicher Entschlossenheit, es sei jetzt nicht mehr Zeit zum Ueberlegen, sondern zum Handeln, und mit eben so vieler Umsicht als Begeisterung setzte er seine Vorkehrungen zum entscheidenden Kampfe fort.

So stieg mit blutigrothem Schimmer der Morgen des 7. Oktober (1571) über die weithin mit Schiffen bedeckte Meeresfläche herauf. Beide Flotten hatten sich einander bis auf tausend Schritte genähert und begrüßten sich mit einer Lage aus dem schweren Geschütz. Jetzt ließ Don Juan die geweihete Flagge des Kreuzes am Bord seiner Galeere aufpflanzen und das Erscheinen dieses geheiligten Sinnbildes war für die Christen die Losung zum Angriff. Donnerndes Schlachtgeschrei stieg von allen Schiffen auf und gleich einem tausendfachen Wiederhalle brüllte es aus den türkischen Galeeren nach.

In demselben Augenblicke erhob sich auch die Schlacht, von allen, die in neuerer Zeit auf den wilden Wogen des Meeres gekämpft wurden, die größte und blutigste. Alle die schrecklichen Trabanten der Grausamkeit und Mordgier, welche in der Brust des Kriegers den letzten Funken der Menschlichkeit ersticken, Fanatismus, Ruhmsucht, Rache und Hunger nach Raub und Beute kämpften hier auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth, Tod und Zerstörung war die Losung der Türken wie der Christen. Dabei waren alle Werkzeuge des Mordens und der Vernichtung von alter und neuer Erfindung, Bogen und Wurfspieße, Schwerdter, Speere und Enterhaken, Kanonen und Musketen in Bewegung und Thätigkeit. Auch galt hier kein Kampf aus der Ferne, um durch künstliche Wendungen und Bewegungen die Vortheile des Windes zu erringen; die geringen Kenntnisse, die jene Zeit von der Seetaktik besaß, so wie die furchtbare Erbitterung der Streitenden, verstatteten kein regelmäßiges Gefecht. Alle eilten nur, um im nahen Handgemenge die Gluth der wilden Leidenschaften zu kühlen, und kaum war daher das erste Zeichen zum Angriffe gegeben, so stürzten sich auch die Türken mit gräßlichem Geschrei auf die sechs venetianischen Galeassen los, welche ungefähr eine Meile von der Flotte vor Anker lagen.

Diese Schiffe feuerten aber mit ihren ganzen Lagen so lebhaft auf die heranstürmenden feindlichen Galeeren, daß einige derselben bald in den Grund gebohrt wurden und die andern sich zurückziehen mußten. Auch wendete sich jetzt der Wind nach Westen und trieb den Türken allen Rauch entgegen. Dessen ungeachtet stellten sie ihre in Unordnung gebrachten Schwadronen bald wieder her und rückten mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit an.

Nun erst wurde die Schlacht allgemein und auf der ganzen Linie stießen nicht weniger als 500 Schiffe zusammen. Fast alle enterten eines das andere und jedes wurde der Schauplatz eines

eigenen blutigen Gemetzels. Auch Prinz Alexander Farnese springt, hingerissen von Muth und jugendlicher Begeisterung, unter den ersten auf eine feindliche Galeere. Ein breites Kampfschwerdt mit beiden Händen schwingend, stürzt er daher und bahnet seinen Kriegern, die kaum zu seiner Unterstützung nacheilen können, den Weg zum Siege. Als Don Juan nach der Schlacht die unvorsichtige Kühnheit des Prinzen, seines lieben Jugendfreundes, tadelte, erwiederte dieser im Geschmacke seines Zeitalters: „Ich vertraute dem Gebete der frommen Maria von Portugal, meiner jungen Gemahlin, die mir den Segen des Himmels erflehte!"

Bald waren alle Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedeckt und aus den blutgerötheten Wogen herauf wimmerte schauerlich die Todesklage der Sterbenden, die zwischen den Leichnamen ihrer Brüder einem ähnlichen schrecklichen Schicksal entgegengerissen wurden. Vergebens war ihr Jammergeschrei und ihr lautes Flehen um Rettung, es verhallte wie leise Laute in dem Gebrüll und dem sausenden Donner der Schlacht. Wohin man blicken mochte, überall sanken ganze Schiffe berstend in den Abgrund oder flogen krachend in die Luft.

Am Gräßlichsten wüthete der Kampf im Mittelpunkte der Flotten, da wo die Oberbefehlshaber in Person fochten. Wie zwei düstere verderbenschwangere Wetterwolken stießen ihre beiderseitigen Galeeren auf einander. An der Spitze von 400 der besten Janitscharen stand Hali auf der einen und ihm gegenüber führte Don Juan eine fast gleiche Anzahl spanischer Veteranen, welche damals noch für die besten Krieger Europa's galten. Beide Theile kämpften mit einer Beharrlichkeit und Erbitterung, wie sie nur durch religiösen Fanatismus und Nationalhaß erzeugt und durch die Aussicht auf endlose Sklaverei oder unendlichen Ruhm genährt werden kann. Lange dauerte unentschieden dieser schreckliche Zweikampf der mächtigen Galeeren. Zu Boden gestreckt lag schon ein großer Theil der Streitenden und schwächer und schwächer rang Don Juan's Schiff gegen die vereinigte Wuth der Wellen und des Feindes. Da wurde Hali plötzlich durch eine Kanonenkugel darniedergeschmettert und dieser Zufall entschied im Mittelpunkte das heftigste Treffen. Denn nun enterten die Spanier die feindliche Galeere, warfen sich hinein und metzelten wie Schlachtvieh die über den Tod ihres Anführers bestürzten Türken nieder. Dann wurde die Fahne Mahomet's vom Hauptmaste herabgerissen und als an ihre Stelle zugleich mit dem Haupte Hali's das Panier des Kreuzes aufgesteckt war, wälzte sich

weithin von den Schiffen der Christen ein lautschallendes Siegesgeschrei zum Himmel empor.

Nun verbreitete sich Schrecken des Todes über alle die anderen türkischen Schiffe, welche bisher im Mittelpunkte tapfer gekämpft hatten. Vergebens sucht der Pascha Pertev die Ordnung wiederherzustellen. Denn kaum hatte er nach Hali's Tode das Kommando übernommen, als ein christliches Schiff auf seiner Galeere enterte und er sich persönlich auf das Heftigste angegriffen und in einen Zweikampf verwickelt sah. Der Held, der durch dieses kühne Unternehmen ein erneuertes Aufraffen der feindlichen Kräfte verhindern wollte, war kein anderer als Antonio, der unglückliche Vertheidiger von Nikosia. Durch viele Anstrengungen war es ihm gelungen, aus den venetianischen Staatsgefängnissen zu entfliehen und lange Zeit hindurch hatte er in Italiens Wäldern und Höhlen, im Kampfe mit Räubern und wilden Thieren das Leben eines Einsiedlers geführt, bis seine Wünsche in Erfüllung gingen und Don Juan dem Rachedurstigen ein Kommando auf der christlichen Flotte übertrug. Mit der Wuth eines gereizten Löwen stürzte er jetzt auf den türkischen Anführer los, der mit Muth und Entschlossenheit den unvorhergesehenen Angriff von sich abzuwehren suchte. Schon waren Beide verwundet, ohne daß einer den anderen hätte wehrlos machen oder überwinden können. Da warf sich Antonio plötzlich unter die Arme seines Gegners, hob denselben mit Riesenkraft vom Boden empor und unter dem lauten Rufe „Rache für Cypern" stürzte er mit ihm über Bord in das blutige Meer. Keiner von Beiden ist jemals wieder zum Vorschein gekommen.

Die Folge dieser Heldenthat war eine allgemeine Flucht der ringsum befindlichen türkischen Schiffe, deren Mannschaft, um der Gefangenschaft zu entgehen, entweder in die Schaluppen sprang oder ihr Heil in den Fluthen des Meeres suchte. Die christlichen Ruderer dagegen, die als Gefangene und Sklaven auf den türkischen Galeeren gefesselt waren, ergriffen den günstigen Augenblick des allgemeinen Entsetzens, zersprengten ihre Fesseln und vermehrten dadurch die Verwirrung der Feinde. Nun ward eine Galeere nach der anderen von den Christen angegriffen, erobert, gegen die Wolken gesprengt oder in den Abgrund gebohrt. Bald ist das ganze Meer von Leichen und Trümmern bedeckt, und niedergewürgt ohne Erbarmen werden Wehrlose, Verwundete und Kämpfende. Mit so empörender Grausamkeit vergalten hier die Christen ihren Feinden

die auf Cypern verübten Gräuel. Würde die Fackel ihres Ruhmes nicht höher und glänzender strahlen, wenn sie durch rechtzeitige Verhinderung dieser Gräuel die Rache und Strafe unnöthig gemacht hätten?

Bald wurde das Freudengeschrei, das sich im Mittelpunkte der Linie erhoben hatte, durch den Siegesruf übertönt, der vom linken Flügel her erscholl. Hier nämlich wüthete der Kampf am Schrecklichsten und ganz schien sich das Glück auf die Seite der Türken zu neigen. Barbarigo's Galeere hatte mit fünf feindlichen Schiffen zu kämpfen und indem sich dieser tapfere Republikaner mit dem Feinde schlug und keine Gefahr scheute, wurde er mit einem Pfeile durch das linke Auge und beinahe in das Gehirn geschossen, an welcher Wunde er auch drei Tage nachher starb. Dieser Zufall feuerte den Muth der Türken in so hohem Grade an, daß die Galeere nothwendig hätte verloren gehen müssen, wenn nicht schleunig einige andere Befehlshaber herbeigeeilt wären, sie zu retten. Mit gewaltiger Anstrengung wurde nun Sirok's, des türkischen Anführers, Schiff in den Grund gebohrt, dieser selbst aber von den Christen verwundet aus dem Wasser gezogen und sein Haupt, wie das Hali's, auf eine Segelstange gesteckt, während die ihm untergebene Mannschaft augenblicklich den Kampf einstellte und sich ohne Ordnung nach allen Seiten hin mit ihren Galeeren zu zerstreuen oder das benachbarte Ufer zu erreichen suchte.

So hatten denn die Christen sowohl im Mittelpunkte als auf dem linken Flügel einen vollständigen Sieg errungen; auf dem rechten Flügel jedoch war ihnen das Glück weniger günstig. Hier war es Doria, der mit dem großen Seehelden Alazzali einen höchst gefahrvollen Kampf zu bestehen hatte und durch diesen so sehr in die Enge getrieben ward, daß er schon Miene machte, sich zurückzuziehen. Dem malthesischen Admiral Justiniani und mehrere der venetianischen Galeassen, die dem spanischen Anführer zu Hilfe eilen wollten, ging es nicht besser und trotz der immer von Neuem anrückenden Unterstützung behauptete sich doch Alazzali noch lange Zeit auf seinem Posten, ohne daß man einen Vortheil über ihn erringen konnte. Erst als er wahrnahm, daß der Mittelpunkt sammt dem rechten Flügel seiner Flotte bereits geschlagen sei, ließ er alle Segel aufspannen und zog sich mit acht und zwanzig Galeeren, dem ganzen Ueberreste der mächtigen türkischen Flotte, und mit einigen Prisenschiffen in so bewunderungswürdiger Ordnung und mit so kluger Umsicht in den Meerbusen von Lepanto zurück, daß der Rückzug ihm eben so rühmlich war, als eine gewonnene Schlacht.

Als der furchtbare Kampf nach mehr als fünfstündiger Dauer beendigt war, bot das Meer ein entsetzliches Schauspiel dar. Weithin war das Wasser mit Blut und Leichen bedeckt; hie und da sah man einige Galeeren, die das Weite suchten, während andere, halb zerschmettert, den Entschluß des Siegers erwarteten und noch andere, von ihrer Mannschaft verlassen, den Wellen zum Spiele dienten; 30 bis 40 trieben gescheitert an der Küste hin.

Was die Anzahl der in dem Treffen gefallenen Türken betrifft, so kann dieselbe nicht genau bestimmt werden. Einige Geschichtsschreiber erzählen, daß 20,000 von ihnen getödtet oder von den Wellen verschlungen, 4000 gefangen und an's Ruder geschmiedet und dagegen 10,000 Christensklaven befreit wurden. Die erbeuteten Galeeren beliefen sich auf 160; außerdem waren noch 40 entweder in Grund gebohrt oder verbrannt. Von den kleineren Fahrzeugen wurden den Feinden ungefähr 60 abgenommen. Außerordentlich reich und prächtig war das türkische Admiralschiff, das den Siegern in die Hände fiel. Man fand auf demselben Hali's Sturmhaube, in welcher 6000 Dukaten lagen. Diese Summe, nebst einer jährlichen Pension von 300 Dukaten ward einem Griechen aus Macedonien, der diesen Admiral getödtet hatte, als Belohnung gegeben. Don Juan schlug ihn zum Ritter und schenkte ihm den aus massivem Silber gearbeiteten und übergoldeten Lauf der erbeuteten türkischen Standarte.

Aber auch die siegende christliche Armee hatte den glücklichen Erfolg durch theuere Opfer erkauft. Sie verlor 10,000 Mann und 15 Galeeren. Unter den Todten von höherem Range betrauerten die Venetianer besonders den tapferen Barbarigo. Auch verwundet waren viele vornehme und merkwürdige Männer, unter anderen Cervantes, der unsterbliche Verfasser des berühmten Romans Don Quixote. Da er beim Beginne der Schlacht an einem Fieber darniederlag, so suchten ihn seine Kameraden zu bereden, sich von dem Gefechte fern zu halten und ruhig in der Kajüte seiner Galeere zu bleiben. Durch kein Zureden aber war er von der Theilnahme an dem glorreichen Kampfe abzuhalten und focht mit seltenem Muth und großer Tapferkeit bis er zwei Schüsse in die Brust und einen in die linke Hand bekam, die ihm nebst dem Arme dadurch verstümmelt und auf immer gelähmt wurde. Stolz auf diese ehrenvolle Verstümmelung erwähnte der Dichter ihrer noch später mit innigem Wohlgefallen in seinen Schriften.

Schnell erscholl im Süden und Osten Europas die Kunde des

glorreichen Sieges. Konstantinopel gerieth dadurch in Schrecken und die Bestürzung des Sultans war so heftig, daß er mehrere Tage hindurch keine Nahrung zu sich nahm und Niemand vor sich ließ. Tag und Nacht betete er, daß der Gott und Beschützer der Muselmänner sich seines Volkes erbarmen und die erlittene Schmach wieder auslöschen wolle. Ganz anders waren natürlich die Empfindungen der verbündeten Mächte, welche den erfochtenen Sieg als einen Triumph des Evangeliums über den Islam feierten. Don Juan's Name ertönte von allen Lippen und überall erging man sich in begeisterten Lobpreisungen über ihn.

Am Lebhaftesten äußerte sich die Freude in Venedig. Dort, wie in Rom, öffnete man die Kerker, befreite die Gefangenen, stellte öffentliche Dankgebete an und feierte von den Kanzeln durch Gedächtnißreden das Andenken der in der Schlacht gefallenen Krieger. Der Papst war außer sich vor Entzücken. Von hoher Begeisterung ergriffen, rief er aus: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes (Juan).“ Er stiftete ein jährliches Fest zum Andenken an die Schlacht, und seinem Feldherrn Colonna ward bei seiner Rückkehr, nach dem Vorbilde der alten Römer, die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt. Man warf bei seinem Einzuge die Thore nieder und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen.

Auch in Madrid war die Freude nicht geringer. Nur der kalte, auf seinen Bruder eifersüchtige König Philipp nahm keinen Theil daran. Als er die Siegesbotschaft empfing, sagte er in seiner wortkargen Art: Don Juan war glücklich, aber er wagte viel. Ja, es gab Mitglieder des spanischen Staatsrathes, welche der Meinung waren, der junge Held habe den Tod verdient, und müsse sterben, wenn er nicht des Königs Bruder sei, weil er wider die ausdrücklich erhaltenen Verhaltungsbefehle, daß er nichts in der Levante unternehmen, sondern nur die afrikanischen Küsten beunruhigen solle, die Macht der spanischen Monarchie auf's Spiel gesetzt habe, ohne ihr einen beträchtlichen Vortheil erkämpfen zu können.

Wahr ist es, diese furchtbare Seeschlacht bei Lepanto brachte in der That den Gewinn und die Vortheile nicht, die man sich innerhalb der Christenheit von ihr versprochen hatte. Wäre die siegreiche Flotte vom Schlachtfelde aus ungesäumt nach Konstantinopel gesegelt, wo Schrecken und Bestürzung allen Muth gelähmt hatten, so hätte sie vielleicht das türkische Reich bis in seine Grundfesten erschüttern können. Aber die Verbündeten schienen nur den Sieg

und nicht die Früchte des Sieges im Auge zu haben. Der erlittene eigene Verlust, die Theilung der Beute, leeres Siegesgepränge und langweilige Berathschlagungen hielten sie in Unthätigkeit zurück, bis die kostbare Zeit verloren war. Don Juan selbst war durch strenge Befehle seines Hofes gebunden und konnte, trotz seines stolzen und vielsagenden Titels, nichts ohne Zustimmung des päpstlichen und venetianischen Admirals unternehmen.

Inzwischen erholten sich nun die Türken von ihrem ersten Schrecken und der außerordentlichen Thätigkeit Alazzali's gelang es, während des Winters eine neue Flotte auszurüsten, mit der man sich im Frühling des Jahres 1572 den Feinden entgegenstellte. So wie die Türken seit dem Anfange der Feindseligkeiten Albanien und Dalmatien verheert und bis in den Golf gedrungen waren, so setzten sie nun diese Zerstörungen und Bedrohungen fort, bis sich die spanische Flotte am Ende des genannten Jahres auf's Neue mit der venetianischen verband. Nun erst erklärte sich der Sultan zum Frieden geneigt und die Venetianer nahmen ihn gern an, ob sie gleich auf die Insel Cypern Verzicht leisten und versprechen mußten, im Laufe der nächsten drei Jahre 100,000 Dukaten an die Pforte zu zahlen. Die Republik erhielt dagegen alle in Albanien und Dalmatien verlorenen Plätze wieder zurück und erlangte die Erneuerung der Handelsvorrechte, deren sie schon vor dem Kriege genossen hatte.

Ein solches Ende nahm der wider die Türken geschlossene große Bund und es bestätigte sich, was ein vornehmer türkischer Kriegsgefangener nach der Schlacht bei Lepanto gesagt hatte: „Für den Sultan ist der Verlust der Flotte nicht wichtiger, als wenn Jemand der Bart abgeschoren wird, der bald wieder wächst. Der Verlust Cyperns hingegen ist für die Republik eben das, was einem Menschen der Verlust seines Arms ist; diesen kann er nicht wieder bekommen, wenn er ein Mal abgeschnitten ist." Umsonst waren also die Ströme von Blut vergossen, welche den Meerbusen von Lepanto geröthet hatten und alle die Gräuelscenen und Heldenthaten jener Schlacht dienten am Ende zu nichts, als daß sie Don Juan den Ruhm eines großen und glücklichen Soldaten erwarben.

Dieser Prinz war übrigens bald nach der Trennung der verbündeten Mächte mit 20,500 Mann auf 108 Schiffen nach Tunis gesegelt, das die Türken vor einiger Zeit erobert hatten, jetzt aber bei seiner Annäherung ohne Widerstand verließen. Statt sich jedoch Dank zu erwerben, reizte er durch den glücklichen Erfolg dieses neuen Unternehmens Philipps des Zweiten Mißtrauen nur noch

mehr, so daß nicht nur seine Bitten um kräftige Unterstützung der spanischen Besatzung in den tunesischen Schlössern unerfüllt blieben, sondern auch von Madrid aus der Befehl an ihn erging, sich augenblicklich nach Mailand zu begeben. Ohne viele Mühe gelang es hierauf den Türken, sich wieder in den Besitz der verlorenen Stadt zu setzen.

Drei lange Jahre mußte nun Don Juan unthätig in Italien verleben, unter dessen mildem Himmel er sich in den Armen der schönen und zärtlichen Diana von Falanka für die erlittene Kränkung und den Verlust vieler glänzenden Hoffnungen zu entschädigen suchte.

Endlich rief ihn sein argwöhnischer Halbbruder nach Spanien zurück und sandte ihn im Jahre 1576 als Statthalter in die Niederlande. Obwohl man aber dort große Erwartungen von den Talenten des Siegers bei Lepanto hegte, so hatte doch in diesen einst so glücklichen Provinzen die Verwirrung bereits einen so hohen Grad erreicht, daß selbst ein Held wie er den früheren Zustand nicht wieder herstellen konnte. Auch war er bald am Ziele seiner Laufbahn, denn schon am 1. Oktober 1578 starb er in dem blühenden Alter von 33 Jahren, bedauert von Allen und beweint von seinen Kriegern, deren Liebe er in hohem Grade besaß. In seinem Körper sollen sich unzweideutige Spuren von Gift gefunden haben und Philipp ist mit dem Verdachte behaftet, daß auf seine Veranlassung der verruchte Mord begangen worden sei. Der Leichnam des Helden ward seinem Verlangen gemäß nach Spanien gebracht und in der Gruft des Eskurial bestattet.

Ein Jahr später, im Dezember 1579, beschloß auch Sultan Selim sein unrühmliches, dem Trunke, der Völlerei und Wollust gewidmetes Leben.

Das Täubchen von Amsterdam.

Es war im Jahre 1502 als der nachher unter dem Namen Christian der Zweite bekannte Kronprinz von Dänemark von seinem Vater, dem Könige Johann, mit einer Armee nach Norwegen geschickt wurde, um einen Aufruhr zu stillen, der dort ausgebrochen war. Der Prinz war damals erst zwanzig Jahre alt, dennoch aber löste er durch seinen Muth und seine Tapferkeit die ihm übertragene schwierige Aufgabe in so befriedigender Weise, daß ihn sein Vater zum Statthalter von Norwegen ernannte, in welcher Eigenschaft er sodann eine Reihe von Jahren in diesem Lande blieb und bereits vielfache Gelegenheit erhielt, neben seinen guten Eigenschaften auch alle jene harten, finsteren und grausamen Seiten zu zeigen, die ihn in einer späteren Zeit um Reich und Krone bringen sollten.

Im Jahre 1507 hatte er seinen Kanzler, den Erzbischof Erich v. Walkendorf, in Geschäftsangelegenheiten nach Bergen gesandt und bei seiner Rückkehr sprach derselbe mit einem lebhafteren Entzücken, als sich für einen Geistlichen ziemen mochte, von der Schönheit einer jungen Holländerin, welche Düveke (Täubchen) hieß und mit ihrer Mutter, einer gewissen Frau Siegbrit, aus Amsterdam, wo sie einen Obsthandel betrieben, nach Bergen gezogen sei. Christian hatte ein entzündbares, leicht aufwallendes Gemüth, und die verlockende Schilderung des Priesters machte daher einen so heftigen Eindruck auf ihn, daß er vor Verlangen brannte, das Wundermädchen zu sehen und sich mit eigenen Augen von ihren Reizen zu überzeugen. Er reiste deshalb selber nach Bergen und gab dort bald nach seiner Ankunft einen Ball auf dem Rathhause, zu dem er die vornehmsten Bewohner der Stadt einladen ließ. Die Düveke und ihre Mutter gehörten nun freilich nicht zu dieser Klasse. Trotzdem aber erschienen sie auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen, der beim Anblicke des schönen Mädchens seine hochgespannten Erwartungen so sehr übertroffen sah, daß er in die äußerste Verwirrung gerieth und kaum im Stande war, die Leidenschaft zu verbergen, die bereits sein Blut in Flammen gesetzt und sich seiner ganzen Seele bemächtigt hatte.

Nachdem er daher, der Schicklichkeit gemäß, mit mehreren der angesehensten Jungfrauen den Tanz eröffnet hatte, wählte er auch

Düveke, die ihm nun neben ihrer blendenden Schönheit auch die edlen Züge ihres Herzens, ihre Sanftmuth, ihre unschuldsvolle Güte und Lieblichkeit in einem wirklich bezaubernden Lichte zeigte. Schon nach der ersten Unterredung blieb dem Verliebten kein Zweifel, daß er alles aufbieten müsse, solch' einen wunderbaren Schatz zu besitzen. Ein zweiter Ball, der sich binnen Kurzem dem ersten anreihte, sollte die Erfüllung dieses Wunsches befördern helfen. Denn Christian's Rang und der Zauber seiner königlichen Würde hatten bereits die Zustimmung der habsüchtigen und hochmüthigen Mutter gewonnen, während seine durch jugendliche Anmuth verschönerte Heldengestalt und die warme Innigkeit seiner Bewerbungen dem Herzen der Tochter nicht gleichgültig geblieben war. Zwar kämpfte Düveke noch einige Zeit mit dem Gefühle des Unrechts, das sie von einer so ungleichmäßigen und ungesetzlichen Verbindung zurückdrängen wollte, — doch bestürmt von der Gewalt der ersten Liebe, die mit jedem Tage mächtiger in ihrem jungen Herzen keimte und aufgemuntert durch die geschickte Ueberredung ihrer eigenen Mutter, vermochte sie endlich nicht länger zu widerstehen und gab also dem Prinzen das Versprechen, ihm fortan ihr ganzes Leben zu weihen.

Mehrere Monate hindurch schwelgte nun der finstere Christian in dem Morgenroth des ersten Liebesglückes, das seine Tage verklärte. Dann kehrte er von Bergen nach seinem Wohnort Opslo zurück und ließ daselbst eiligst ein schönes Haus einrichten, das er Düveke einräumte und wo sie nun als seine erklärte Geliebte, immer aber mit jener sanften Bescheidenheit auftrat, die eine Eigenthümlichkeit ihres Charakters war. Von jetzt an schweigt die Geschichte über sie, da die sich immer gleich bleibende stille Verbindung der beiden Liebenden den Schriftstellern keinen Stoff zu Erzählungen und Bemerkungen bot. Erst im Jahre 1510 wird ihrer wieder gedacht, als der durch seine abnehmenden Kräfte an den nahen Tod erinnerte König Johann seinen Thronerben wieder zu sich nach Kopenhagen berief.

Christian hatte vor seiner Abreise verfügt, daß Düveke und ihre Mutter ihm folgen sollten. Doch beobachtete er aus Rücksicht für seinen, allen ungesetzlichen Verhältnissen sehr abgeneigten Vater eine große Vorsicht im Umgange mit ihr. Im Jahre 1513 starb König Johann und hinterließ den Nachruhm eines frommen, weisen und gerechten Königs. Zugleich mit ihm war auch Düveke's Glück dahin, da die Qualen der Eifersucht von nun an den heitern Frie-

den ihres Herzens trübten. Das Land wünschte den neuen König vermählt zu sehen und bei seiner angeborenen Härte und Grausamkeit fühlte dieser selber, daß eine Verschwägerung mit den mächtigsten Fürsten Europas seinen Befehlen mehr Nachdruck geben und einen Thron befestigen müsse, der nicht mehr durch die Gunst des Volkes gestützt und erhalten wurde. In der Beschränktheit ihrer Weltkenntniß und bethört durch ihre Liebe hatte sich Düveke als Christian's Gattin vor Gott und vor sich selbst, wenn auch nicht vor der Welt betrachtet, da sie die Scheidewand, welche sein Rang zwischen sie stellte, wohl anerkannte, dennoch aber sich dem Glauben hingab, daß die stille Vereinbarung einer gegenseitigen ewigen Treue hinreichend sei, ihre Verhältnisse zu heiligen und vor jeder entehrenden Antastung zu bewahren. Jetzt nun mußte sie mit einem Male aus diesem schönen Traume erwachen, denn nach mancherlei Berathungen, bei denen freilich nur der Vortheil, nicht die Neigung des Königs eine Stimme hatte, ward die Prinzessin Elisabeth, Tochter König Philipp's des Ersten von Spanien, zu Christian's Gemahlin erkoren und mit aller Pracht, die einer so glänzenden Verbindung geziemte, in Dänemark empfangen.

Endlos war die Reihe der herrlichen Feste, durch welche besonders in Kopenhagen die Ankunft der jungen Königin gefeiert wurde. Während aber rauschender Jubel die Hauptstadt erfüllte, zog sich Düveke mit gebrochenem Herzen und voll glühenden Schamgefühls in die tiefe Einsamkeit ihres Hauses zurück. Doch auch bis dahin drang von Zeit zu Zeit der Wiederschein jenes Glanzes, und der Ruhm der gefeierten Nebenbuhlerin, die auf das Reichste mit Geist und Edelmuth ausgestattet, ebenfalls ein besseres Loos verdient hätte, als an der Seite Christian's den Wechsel jedes irdischen Glückes zu erfahren. Düveke war zu gewissenhaft und besaß ein zu reines, allen unzarten Regungen abgeneigtes Gemüth, als daß sie nicht jeden weiteren vertrauten Umgang mit dem Könige als ihrer unwürdig hätte betrachten sollen. Dieser aber, der sie noch immer liebte, gab ihren dringenden Vorstellungen kein Gehör und so wurde sie sowohl aus Furcht vor seiner heftigen Gemüthsart, als durch die Gewalt ihrer eigenen unauslöschlichen Liebe zur Fortsetzung eines Verhältnisses bewogen, das sie im Grunde ihres Herzens verabscheuen und gegen das ihr ganzes sittliches Gefühl sich empören mußte. In ihrer zerrissenen, von den entgegengesetztesten Empfindungen bewegten Stimmung, konnte es ihr daher nur willkommen sein, daß Christian die strengste Verheimlichung sei-

ner fortgesetzten Liebe von ihr forderte, denn öde und wie ein böser Traum lag die Welt mit allen ihren Freuden hinter ihr und nur wenn die tiefste Stille sie umgab, fing die Last an von ihrem Herzen zu weichen.

Die Ursache, weshalb der König seine, sie nun nicht mehr beglückenden, Besuche verbergen wollte, war theils Schonung gegen seine Gemahlin, deren ausgezeichnete Eigenschaften ihm jetzt noch Achtung einflößten, theils hatte der Bruder derselben, der nachmalige Kaiser Karl der Fünfte, bei seiner Anwerbung dem Erzbischof Erich Walkendorf gesagt, er sei von dem Liebesverhältniß Christian's unterrichtet und rechne fest darauf, daß es abgebrochen und die Geliebte entfernt werde, ehe noch seine Schwester den dänischen Boden betreten habe.

So angemessen nun aber auch für Düveke's Seelenzustand die abgeschlossene Zurückgezogenheit war, zu welcher ihre Lage und die Befehle des königlichen Geliebten sie verdammten, so war doch ihre Mutter, die hochmüthige und ränkesüchtige Frau Siegbrit mit solch' einem Leben durchaus nicht zufrieden. Gern öffnete diese daher einigen Edelleuten die Thür, die in dem Glauben, der König habe Düveke aufgegeben, sich nun mit leisen Wünschen und Hoffnungen dem holden Mädchen zu nahen wagten, dessen Reize durch Schwermuth und bittere Seelenkämpfe nicht vermindert, sondern erhöhet worden waren. Unter diesen neuen Besuchern stand Torben Oxe, der Sohn eines vornehmen Hauses, ein eben so reicher als liebenswürdiger Jüngling, oben an. Längst hatte er Düveke heimlich geliebt und mit seiner ächt ritterlichen Denkungsart den Adel ihres Herzens erkannt, das nur durch jugendliche Unerfahrenheit und durch die verzeihlichen Täuschungen einer aufrichtigen Liebe in das Netz der Verführung gerathen war. Ihr seine Hand zu bieten und sie dadurch zu einer ehrenvollen Stellung zu erheben, war daher sein dringendster Wunsch. Alle seine edlen Absichten gingen aber an Düveke's beharrlicher Weigerung verloren. Sie fühlte sich geehrt durch die Achtung und das Vertrauen, das er ihr bewies, sagte ihm aber, daß sie ihn viel zu hoch schätze, um von ihm glauben zu können, daß er mit ihrer Hand ohne ihr Herz sich befriedigt fühlen würde. Offen gestand sie ihm, daß Christian ihre erste und einzige Liebe gewesen und auch ihre letzte sein werde.

Dennoch gab Torben die Hoffnung nicht auf und wahrhaft rührend war das bescheidene und unermüdliche Streben, durch welches er das Herz der Geliebten zu gewinnen dachte. Indeß aber

hatten seine stolzen Verwandten von diesen Bewerbungen Kenntniß erhalten und waren außer sich bei dem Gedanken, daß sie eine „abgedankte Geliebte des Königs" in ihren Familienkreis aufnehmen sollten. Da aber alle ihre Warnungen, Verbote und Drohungen an Torben's männlicher Entschlossenheit wie an einem eisernen Schilde abprallten und sie nach ihrer Sinnesart nicht glauben konnten, daß es Düveke's unerschütterlicher Ernst sei, Torben fortwährend auszuschlagen, so nahmen sie, wie man nicht ohne Grund vermuthet, ihre Zuflucht zu einem Verbrechen, um den Gegenstand ihres Hasses und ihrer Befürchtungen aus dem Wege zu räumen.

Mit Hilfe eines Mannes, der Zutritt in dem Hause der Frau Siegbrit hatte, vergifteten sie nämlich eine Anzahl von Kirschen, thaten diese in ein zierliches Körbchen und ließen dasselbe im Namen Torben's der Düveke überreichen. Düveke genoß nur wenig von den Kirschen, erkrankte aber dennoch und starb eines qualvollen Todes nachdem sie ihre Seele Gott empfohlen und wiederholt die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß ihr Herz wohl nun Ruhe finden und im stillen Grabe seines unsäglichen Schmerzes vergessen werde.

Als der König die Nachricht von der muthmaßlichen Vergiftung Düveke's erhielt, gerieth er außer sich und nichts konnte der wilden Raserei verglichen werden, mit welcher der Anblick ihrer Qualen, die Aussicht auf ihren Verlust und ihr endliches Hinscheiden sein leidenschaftliches Gemüth erfüllte. „Rache, Rache!" so schrie er unaufhörlich, ohne noch zu wissen, gegen wen er diese Rache kehren und wessen Vernichtung seinem glühenden Schmerze eine Linderung bereiten sollte. Sein Verdacht fiel auf Torben und dieser konnte allerdings auf strenges Befragen nicht ableugnen, daß er Düveke aus tiefstem Herzensgrunde geliebt, um ihre Hand geworben, aber von ihr zurückgewiesen sei. Unter dem Vorwande, daß er ein Majestätsverbrechen begangen, indem er durch seine strafbare Bewerbung um Düveke diese dem Könige habe abspenstig machen und zur Untreue verleiten wollen, ward daher Torben öffentlich angeklagt und von den Gerichten seine Verurtheilung gefordert.

Die Richter in Kopenhagen waren aber zu ehrenhaft, auf eine eben so schamlose als abenteuerliche Anklage einzugehen. In ihren Weigerungsgründen setzten sie auseinander, daß dem königlichen Argwohne alle Beweise fehlten und daß ja Düveke nicht die Gemahlin, sondern nur die Geliebte des Königs gewesen sei, von einem wirklichen Ehebruche im juristischen Sinne also nicht die Rede sein könne, selbst wenn Torben erhört worden wäre. Chri-

stian jedoch war nicht der Mann, der sich durch solche Gründe von der Befriedigung seiner Leidenschaften zurückschrecken ließ. Aufgebracht über den Widerstand seiner Behörden setzte er aus zwölf Bauern, die er nach der Hauptstadt berief, sofort ein außerordentliches Gericht zusammen und nöthigte Torben vor demselben zu erscheinen, um die alles Grundes entbehrenden Beschuldigungen anzuhören, welche seinen Untergang herbeiführen sollten.

Die Bauern fürchteten einerseits des Königs Zorn und waren andererseits damals in Dänemark überhaupt dem Adel sehr abgeneigt. Deshalb thaten sie nach einigen Berathschlagungen den Ausspruch, daß Torben's Thaten ihn selbst verurtheilten. Diese Erklärung war so dunkel und unverständlich, daß sie unmöglich als ein gesetzmäßiges Todesurtheil betrachtet werden konnte. Christian's Rachsucht und Grausamkeit aber legten sie in diesem Sinne aus, und obwohl der gesammte Rath einen Fußfall that und selbst die Königin Elisabeth mit Thränen um Gnade flehte, so ward der unglückliche und gänzlich unschuldige Torben dennoch hingerichtet, und mußte so mit seinem Leben für ein Verbrechen büßen, das seine stolzen und hochmüthigen Verwandten zur Vernichtung seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen begangen hatten.

Geschichte der englischen Revolution.

Wenn sich das englische Volk gegenwärtig eines hohen Grades von gesetz- und ordnungsmäßiger Freiheit erfreut, so möge Niemand glauben, daß dieser in vieler Beziehung so glückliche und in sich selber befestigte Zustand ohne Opfer und Anstrengung errungen, oder gleichsam fertig aus dem Boden hervorgewachsen ist. Unter unabläßigen Stürmen und furchtbaren Erschütterungen sind vielmehr zwei volle Jahrhunderte dahingeflossen, ehe es den Vätern gelungen ist, den hohen und mächtigen Bau zu vollenden, auf dessen unerschütterlicher Grundlage die Enkel endlich jenen Frieden und jene stolze Sicherheit gefunden, welche uur das Bewußtsein unantastbarer Rechte und die stete Möglichkeit eines ruhigen und zeitgemäßen Fortschrittes zu gewähren vermag.

Die Geschichte dieser Kämpfe, die wir, ihren hervorragendsten Theilen nach, in dem Nachfolgenden zu erzählen gedenken, bietet nicht etwa blos ein politisches Interesse oder einen trockenen Streit wissenschaftlicher Meinungen und Ansichten dar. Was sie vielmehr auszeichnet und ihr im Kreise unsrer Darstellungen einen Platz verschafft, das ist gerade die Fülle von außerordentlichen Begebenheiten und Ereignissen, von gewaltigen Charakteren und Leidenschaften, von bewundernswürdigen Tugenden und haarsträubenden Lastern, die sie in buntem Wechsel und in so lebensvoller und steigender Entwicklung an uns vorüberführt, daß wir kaum eine Erzählung wirklicher Vorgänge, sondern eine jener erhabenen und großartigen Dichtungen zu lesen glauben, welche dem Geiste eine spannende und fesselnde Unterhaltung bereiten, indem sie zugleich das Gemüth ergreifen und über das Gebiet der alltäglichen Erscheinungen zu erheben wissen. Vornehmlich die letztere Seite des Ganzen werden wir, dem eigentlichen Zwecke unseres Werkes gemäß, hervorzukehren suchen.

Es war nicht die Erringung eines neuen Gutes, sondern nur die Wiedergewinnung, die Befestigung und Erweiterung alter und längst erworbener Rechte, welche die Engländer erstrebten, als sie für eine wirkliche Volksvertretung und für eingreifende Betheiligung an der Gesetzgebung und Regierung ihres Landes in die Schranken zu treten begannen. Schon in sehr alten Zeiten war hier die königliche Gewalt eine mehr oder minder beschränkte gewesen und bis

in's dreizehnte Jahrhundert hinein waren es die Prälaten und die großen Barone, welche nicht blos den Rath des Königs, sein „Parlement", sondern auch den königlichen Gerichtshof bildeten, indem sie entweder versammelt Gericht hielten oder in einzelnen Abtheilungen als Richter durch die Provinzen reisten.

Zwar gab es damals noch keine diesem Parlamente angehängte Abgeordneten=Versammlung, welche regelmäßig die Steuern zu bewilligen hatte. Dennoch aber wurden dieselben nicht willkührlich und nach Gutdünken aufgelegt. Denn sobald ein Steuerbedürfniß vorhanden war, benutzten die richtenden Parlamentsmitglieder ihre Reisen, um zugleich bei dieser Gelegenheit durch Unterhandlungen mit den Provinzen und Städten den Bedarf herbeizuschaffen. Auch wurden ausnahmsweise und zwar in Zeiten, wo es drängte, von den Einwohnern der Provinzen und Städte gewählte Abgeordnete ritterlichen Standes zum Könige berufen, um wegen neuer Gelder und Abgaben, welche die ersteren zu diesem oder jenem Zwecke zahlen sollten, mit ihm ein Abkommen zu treffen. Der König vergütigte diesen Abgeordneten dann hinterher die Kosten der Reise und des Aufenthalts, da sie als Beauftragte gekommen waren, während die eigentlichen Parlamentsmitglieder, die sogenannten „Peers", kraft ihres eigenen Rechtes und also auch auf eigene Kosten erschienen.

So standen die Verhältnisse bis zum Jahre 1264, wo König Heinrich der Dritte von seinen Baronen bekriegt und gefangen ward und der Graf Simon von Montfort sich zum Regenten machte. Um seine Gewalt aufrecht zu erhalten, mußte derselbe sich vornehmlich auf das Volk stützen, und rief daher Abgeordnete aus den Provinzen, den Städten und Flecken zu einer wirklichen Parlamentsversammlung. Die revolutionäre Bewegung des hohen Adels ging vorüber, die Veränderung aber, welche sie in der Verfassung des Landes hervorgerufen hatte, gewann dadurch Bestand, daß sie schon der Sohn Heinrich's des Dritten, der große Eduard der Erste, zu einer dauernden Einrichtung erhob. Nur sollten die neuberufenen Abgeordneten nicht in dasselbe Haus mit denen treten, welche aus eigenem Rechte das Parlament ausmachten; sie bildeten vielmehr in ihrem Gemache (ihrer „Kammer") eine Versammlung für sich selber, so daß man von nun an von einem „Hause der Herren" (Oberhaus) und einem „Hause der Gemeinen" (Unterhaus) sprach. Der Unterschied Beider bestand darin, daß jene über Staats= und Kirchensachen befragt wurden,

während diese sich nur mit den Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe beschäftigten und außerdem noch die allgemeine Bewilligung der Steuern in Anspruch nahmen, da es ja ihre Wähler allein waren, welche dieselben bezahlen mußten.

Solche Einrichtungen waren übrigens nicht geschaffen worden, ohne daß im Volke ein Verlangen nach denselben vorhanden war. Ein allgemeiner Drang nach Freiheit war vielmehr in jener Zeit durch das ganze Land gegangen und der gleichmäßige Druck, der seit Wilhelm dem Eroberer auf allen Klassen und Ständen gelegen, hatte am Ende einen einmüthigen Widerstand hervorgerufen. So hatte bereits das Jahr 1215 nicht nur jene grausamen Jagdgesetze abgeschafft, welche z. B. die Erlegung eines Rehes mit dem Verlust der Augen bestraften, es hatte auch dem Reiche jene berühmte magna charta gegeben, welche zum Theil noch heut die Grundlage der englischen Staatsverfassung bildet. Dieselbe führte, neben anderen Verbesserungen und Erleichterungen, gleiches Maß und Gewicht ein, sicherte allen Unterthanen die gleiche Gerechtigkeit zu und verordnete, daß die Freiheit der Person und des Eigenthums keines Engländers geschmälert werden darf, es geschehe denn durch das Landesgesetz und durch ein Gericht von seines Gleichen. Läge nicht eine so weite Kluft zwischen dem Geben der Gesetze und ihrer Beobachtung, so wären die Engländer, wie einer ihrer Schriftsteller sagt, von diesem Augenblicke an ein freies Volk gewesen. So aber verstrichen nach dem Erlaß der magna charta zunächst noch 50 Jahre, ehe die Gemeinen zum Parlamente zusammentraten, und auch dann mußten sie sich erst die förmliche Anerkennung erkämpfen, daß fortan die Steuerangelegenheiten nicht mehr durch reisende Richter abgemacht werden dürften, sondern vor das Unterhaus gehörten. Eduard der Erste selber lag noch in beständigem Kriege mit der magna charta und elf Mal hat er sie während seiner Regierung von Neuem bestätigt, um Verletzungen wieder auszugleichen, die er sich gegen ihre Bestimmungen erlaubt hatte, bis er endlich in Bezug auf die Steuern eine Versicherung gab, in welcher der Einwilligung der Gemeinen ausdrücklich Erwähnung geschah. Unter seinem Sohne, Eduard dem Zweiten, hatte dadurch das Unterhaus schon so sehr an Macht gewonnen, daß es der ihm zugestandenen Bewilligung der Steuern gewisse auf die Einrichtung des Staatswesens sich beziehende Bitten oder Bedingungen vorausgehen ließ und unter dem dritten Eduard erklärte es bereits, daß es zwar in allge-

meine Staats- und Kriegsangelegenheiten sich nicht mischen wolle, daß aber zur Gültigkeit der Gesetze seine besondere Einwilligung nöthig sei und das Parlament also wenigstens ein Mal in jedem Jahre versammelt werden müsse.

So hatten sich also hier unter einsichtsvollen und hochbegabten Königen schon in frühen Zeiten schnell und unaufhaltsam die hauptsächlichsten Volksfreiheiten entwickelt und gewiß würde auf diesem Grunde schon damals das Gebäude der englischen Verfassung vollendet worden sein, wenn nicht Erschütterungen und gewaltsame Thronwechsel, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts eintraten, den Gang der ruhigen Entwickelung unterbrochen und nach und nach eine Verwilderung und einen Rückschritt herbeigeführt hätten, dessen nächste Folge der Despotismus und die Herrschaft der Willkühr war. Zwar bestanden unter allen diesen Stürmen die früheren Formen ungehindert fort, das Parlament war da und wurde berufen; aber seine Seele und das, was seine eigentliche Bedeutung ausmachte, war ihm entflohen und lange Zeiten hindurch mußte der zurückgedrängte Geist der Versöhnung und des inneren Friedens gegen Nacht und Zwietracht kämpfen, ehe er von Neuem den Sieg erringen und der Zukunft ein dauerndes und gesichertes Werk überliefern konnte.

Die Geschichte dieser Bewegungen und Anstrengungen ist es, die uns gegenwärtig beschäftigen soll.

In der oben mitgetheilten Lebensbeschreibung des Thomas Morus haben wir einen Blick in die Zustände Englands während der Regierung Heinrich's des Achten gethan und unter Anderem gesehen, wie dieser selbstsüchtige und keines edleren Gefühles fähige Mensch gewaltsam eine Art von kirchlicher Reformation einführte, um seine verblühete Gemahlin, Katharina von Aragonien, verstoßen, dafür die schöne Anna Boleyn heirathen und durch Einziehung der Kloster- und Kirchengüter seinen Schatz bereichern zu können. So groß nun aber auch die Leidenschaftlichkeit gewesen, mit der er alle Hindernisse überwand, welche der Eingehung der neuen Ehe sich entgegengestellt hatten, so mußte dieselbe doch auf die Dauer seinen ewig wechselnden Begierden keine genügende Befriedigung gewähren. Denn als Anna gerade zum zweiten Male schwanger war, erblickte sie eines Tages ihr Kammermädchen, die schöne Johanna Seymour, auf dem Schooße ihres königlichen Gemahls. Von Schmerz

und Eifersucht übermannt, gebar sie zu früh einen todten Prinzen; einige Monate darauf ward sie verhaftet, in den Tower gebracht und angeklagt, mit fünf Edelleuten, unter denen ihr eigener Bruder sich befand, ehebrecherischen Umgang gehabt zu haben. In der Hoffnung, begnadigt zu werden, legte einer derselben ein Bekenntniß ab, worauf sie zum Tode verurtheilt und sämmtlich hingerichtet wurden. Anna selber ward, statt vom ganzen Oberhause, von einer Kommission von sechs und zwanzig Peers gerichtet und alle Beschuldigungen, von denen der König früher nichts hatte hören wollen, wurden jetzt von Neuem mit Emsigkeit hervorgesucht, um ihr Verderben zu beschleunigen. Man überhäufte die noch vor kurzer Zeit so Gepriesene mit den schändlichsten Vorwürfen und legte ihr Dinge zur Last, zu denen nur die niedrigste Sinnlichkeit ein Weib verleiten kann. So konnte es unter den damaligen Verhältnissen nicht fehlen, daß sie von den furchtsamen und parteiischen Richtern zum Tode verurtheilt wurde; es geschah dies am 17. Mai des Jahres 1536. Die letzten Tage ihres Lebens erwecken für die Unglückliche das innigste Mitleiden und bieten einige wahrhaft interessante Momente dar. So ließ sie z. B., von tiefer Reue durchdrungen, die Frau ihres Gefangenwärters rufen, warf sich vor ihr auf die Knie und sagte: „Sie möchte in ihrem Namen zur Prinzessin Maria — der Tochter der verstoßenen Königin — eilen und diese in derselben Stellung, in der sie jetzt hier vor ihr im Staube liege, um Verzeihung für all' das Unglück anflehen, welches sie über ihr und ihrer Mutter edles Haupt gebracht". Trotz dieser Fassung stellte sich aber dennoch beim Herannahen des furchtbaren Augenblickes in dem Wesen des schönen jungen und geistreichen Weibes eine große Veränderung ein. Bald richtete sie mit inniger Andacht Gebete zum Himmel, bald brach sie in ein lautes Gelächter aus und während sie in dem einen Augenblicke vor dem Schwerdte zitterte, sprach sie in dem anderen mit großer Gelassenheit von der bekannten Schnelle und Geschicklichkeit des Scharfrichters. Nur wenige Worte brachte sie noch hervor, als sie das Blutgerüst bestieg, es war eine nochmalige Betheuerung ihrer Unschuld. In der That liegt nicht ein einziger Beweis vor, der ihre Verurtheilung rechtfertigen könnte.

Schon am nächsten Morgen, nachdem Heinrich seinen selbstsüchtigen Begierden dieses grausame und blutige Opfer gebracht, feierte er auf das Prachtvollste seine Vermählung mit der obenerwähnten Johanna Seymour, die mit der seltensten Schönheit ein freundliches und heiteres Wesen verband und weder den steifen und from-

men Ernst Katharinen's, noch die leichten und frivol erscheinenden Manieren besaß, welche Anna Boleyn am französischen Hofe angenommen hatte. Mit Ausschließung Elisabeth's, der hinterlassenen Tochter der letzteren, wurde zugleich durch einen Parlamentsbeschluß den etwaigen Kindern der neuen Königin das alleinige Recht der Thronfolge zugesichert. Schon im folgenden Jahre gebar dieselbe dem Könige einen Sohn, den nachherigen Eduard den Sechsten, starb aber wenige Tage darauf im Wochenbette. In der Freude über den längst ersehnten männlichen Erben, wendete Heinrich dem Tode der Gattin nur eine geringe Aufmerksamkeit zu und kaum waren deren irdische Ueberreste der Erde wiedergegeben, so sah man ihn auch schon bereit, zu einer vierten Wahl zu schreiten.

Dieses Mal sollte es Anna, die Schwester des Herzogs von Cleve sein. Heinrich hatte ihr Gemälde von Holbein's Hand gesehen und vernahm gern den Bericht, sie sei vollkommen so hohen Wuchses, wie er es für die Majestät seiner Gemahlin nöthig hielt. Als er aber der Ankommenden zuerst unerkannt und in einer Verkleidung entgegentrat, um, wie er sich wörtlich ausdrückte, „seiner Sehnsucht Nahrung zu geben", gerieth er in die größte Bestürzung. Denn er fand die Erwählte allerdings lang genug, aber ihrer hageren Gestalt und ihrem trockenen gemessenen Wesen fehlten alle jene feineren Reize, welche das Blut eines lüsternen Wollüstlings zu entzünden vermögen. Auf das Tiefste niedergeschlagen, fragte er sogleich seine vertrautesten Rathgeber, ob es denn keinen Ausweg gäbe, ob er denn durchaus gezwungen sei, „seinen Kopf in diese Schlinge zu stecken." Die Sache aber war bereits zu weit gediehen und so ließ er denn die Trauung über sich ergehen. Die neue Königin war sehr bürgerlich erzogen, sie sprach nur deutsch und verstand weder englisch noch französisch; auch konnte sie nicht spielen und singen, sondern nur lesen, schreiben und nähen. Der an stete Abwechselung und an witzsprühende und lebendige Unterhaltung gewöhnte König gerieth daher in Verzweiflung, schwur ein Mal über das andere, daß er „die große flandrische Stute" nicht lieben könne und warf seinen ganzen Haß auf einen seiner ergebensten Diener, den General-Vikar Cromwell, der die Heirath angestiftet hatte. Zwar überhäufte er denselben noch immer mit Gütern und Ehren, aber nur um seinen Untergang desto schmählicher zu machen. Als gewandter und eifriger Vertheidiger des Despotismus hatte Cromwell zuerst die Lehre aufgestellt, daß es nur einer Anklage und kaum eines Prozesses oder Geständnisses bedürfe,

um einen Hochverräther der Strafe zu überliefern. Jetzt sollte sich die Gefährlichkeit dieser abscheulichen Lehre gegen den Erfinder selber kehren. An demselben Tage, an dem er durch königliche Erhebung als Graf von Essex seinen Sitz im Oberhause nahm, ward auch die Anklage wider ihn verlesen. Das Ende war seine Hinrichtung und die Scheidung des Königs von Anna von Cleve (1540).

Heinrich erwählte hierauf seine fünfte Gemahlin wiederum aus den Töchtern seines Landes. Es war dies ein elternloses Mädchen, Namens Katharina Howard, die von ihrer Stiefgroßmutter, der Herzogin von Norfolk, eine Erziehung erhalten hatte, welche nicht die sorgfältigste gewesen sein mag, da sie schon in sehr früher Jugend ein etwas leichtfertiges Liebesverhältniß mit Durham, einem jungen Edelmanne, unterhielt. Leichtsinnig, aber voll Liebreiz, klein, aber regelmäßig von Gestalt, des königlichen Anstandes entbehrend, aber mit kindlicher Naivetät ausgestattet, so war sie, als sie vom Schicksal erkoren wurde, die blutige Erbschaft der Anna Boleyn anzutreten. Bei einem Gastmahle, das der Bischof von Winchestre gab, hatte sie Heinrich zuerst gesehen, und war von der Anmuth ihrer ganzen Erscheinung bezaubert worden. Ein Jahr nach der Verheirathung lebte er unaussprechlich glücklich mit ihr, da sie durch ihre heitere Laune seinen wilden Sinn zu mildern und zu zügeln wußte. Deshalb überhäufte er sie auch mit den größten Beweisen seiner Zuneigung und ließ nicht nur in seiner Hauskapelle dem Himmel für das Eheglück danken, das ihm endlich beschieden worden sei, sondern gab auch den Befehl, daß öffentlich in allen Kirchen des Landes dergleichen Dankgebete angeordnet werden sollten. Schon aber war das Gift der Verleumdung und des Neides thätig, um auch dieser neuen Verbindung ein frühes Ende zu bereiten. Die Gegner des Papstes nämlich fürchteten, daß der Oheim der Königin, der eifrig katholische Herzog von Norfolk, einen Einfluß bei Hofe gewinnen könnte, und obwohl man wußte, daß ihr derselbe persönlich verhaßt war, so war doch seine bloße Verwandtschaft schon hinreichend, um seine bisherigen Feinde auch zu den ihrigen zu machen. So hatte denn der Erzbischof Cranmer, des Königs Orakel, durch eine ihrer Dienerinnen ihr früheres Liebesverhältniß erfahren und bot nun alle seine Kräfte auf, um diese Entdeckung zu ihrem Verderben zu benutzen. Heinrich liebte dieses Mal seine Gemahlin wirklich, so weit sein rohes Gemüth überhaupt einer wahrhaften Liebe fähig war; er war daher auf das Tiefste

erschüttert, als ihm der verschlagene Priester jene furchtbare Mittheilung machte. Er, der Katharina von Arragonien hartherzig verstieß, Anna Boleyn ohne Rührung dem Henker übergab und die vergötterte Johanna Seymour ruhig sterben sah, vergoß jetzt die heißesten Thränen und wurde so mild und weich gestimmt, daß die Angeklagte vielleicht von seiner Liebe begnadigt worden wäre, wenn ihre Feinde nicht Verleumdung auf Verleumdung gehäuft und sie endlich auch des wirklichen Ehebruchs beschuldigt hätten. Nun wurden Durham, ihr einstmaliger Liebhaber, und ein gewisser Colepeper, der ihr früher zum Gatten bestimmt gewesen, ohne Weiteres hingerichtet, und alle ihre Verwandten gefänglich eingezogen; sie selber aber ward, auf das Tiefste erniedrigt, von Verhör zu Verhör geschleppt, weil einerseits die Betrübniß Heinrich's ihr Urtheil gern verzögern wollte und andrerseits alle Gerichte ihr kein anderes Geständniß, als das ihrer früheren innig bereuten Schuld abzwingen konnten. Beharrlich erklärte sie, nie an ihrem Herrn und König durch Untreue in der Ehe gesündigt zu haben und erbat als einzige Gnade, daß man um ihretwillen nicht ihre gänzlich unschuldigen Verwandten strafen solle. Nachdem sie nochmals Gott und die Engel des Himmels zu Zeugen der Wahrheit ihrer Aussage angerufen und alle ihre Kleider und Kostbarkeiten unter ihre Dienerinnen vertheilt hatte, ward sie am 13. Februar des Jahres 1542 enthauptet und mit ihr Lady Rochford, ihre Vertraute. Nach ihrem Tode trat ein Gesetz an's Licht, welches das sittliche Verhalten künftiger Königinnen in Erwägung zog. Dasselbe belegt die Verhehlung eines Fehltritts mit denselben Strafen wie Verhehlung von Verrath.

In die Strafe dieses Gesetzes nicht zu verfallen, war die sechste Königin sicher, da sie schon Wittwe war. Sie hieß Katharina Parr und hohe Geisteskraft so wie das Bewußtsein eines fleckenlosen Lebenswandels gaben ihr den Muth, auf einen Thron zu steigen, von dem ihre Vorgängerinnen in so schmachvoller und blutiger Weise herabgestoßen worden waren. Dennoch war es auch ihr nicht leicht, den bereits alt und mürrisch gewordenen Heinrich in eine bessere Stimmung zu versetzen, und beinahe wäre sie ebenfalls ein Opfer seiner Veränderlichkeit und seines niemals schlummernden Argwohns geworden. Eine junge Dame, Namens Anna Auskew, die mit ihr und den vornehmsten Damen des Hofes umgegangen war, ward nämlich von ihrem Gatten, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, gerichtlich angeklagt, in Bezug auf die Abendmahlslehre

ketzerische, d. h. lutherische Grundsätze zu hegen. Sie wurde deshalb im Jahre 1545 verhaftet und bald darauf öffentlich in London verbrannt, nachdem die furchtbarsten Qualen der Folter nicht im Stande gewesen waren, sie zum Widerrufe ihrer religiösen Ansichten oder zu dem Geständniß zu bringen, daß auch die Königin und die vertrautesten Frauen ihres Kreises dieselben ketzerischen Grundsätze hegten. Denn bei Gesprächen über Glaubenssachen, seiner Lieblingsunterhaltung, war es Heinrich längst aufgefallen, daß Katharina öfter zweifelhaft geschienen oder gar ihm entgegengesetzte Meinungen geäußert hatte. Er vertraute seinen Argwohn den unerbittlichen Vollstreckern seiner Bluturtheile, dem Bischofe Gardiner und dem Kanzler Wriothseley und beide bestärkten ihn nicht blos in seinen fanatischen und unduldsamen Gesinnungen, sondern brachten ihn auch dahin, sofort eine Anklage gegen die Ketzerin entwerfen zu lassen. Ohne es zu ahnen, wäre daher Katharina sicher verloren gewesen, wenn nicht ihr guter Stern ein dem Kanzler entfallenes Papier in ihre Hände gebracht und sie von der drohenden Gefahr unterrichtet hätte. Sogleich fand sie nun auch das richtige Mittel, sich zu retten und schon beim nächsten Gespräche mit dem Gemahle ging sie unbefangen in seine Ansichten ein, indem sie bemerkte, daß sie nur zuweilen widerspräche, weil sie erstens sich gern belehren wolle und weil sie zweitens gesehen, daß er im Eifer des Disputs zuweilen seiner Schmerzen und seiner Kränklichkeit vergäße. Heinrich war zu eitel und zu sehr von seiner hohen Vortrefflichkeit überzeugt, um durch solch' eine Erklärung nicht geschmeichelt und befriedigt zu werden; im Stillen sprach er Katharinen von jeder Ketzerei los und als ihre blutdurstigen und verfolgungssüchtigen Ankläger von Neuem ihrer Schuld zu erwähnen wagten, empfanden sie seine ganze Ungnade. Bald darauf starb er, ohne daß irgend ein störender Vorgang den Frieden dieser letzten Ehe getrübt und unterbrochen hätte. —

Wir haben diese Züge aus dem Privat- und Familienleben Heinrich's mitgetheilt, weil sie zugleich sein öffentliches Wirken und die Art und Weise seiner Regierung auf das Deutlichste zu erklären vermögen. Denn auch Staat und Kirche betrachtete er im Grunde nur als Spielbälle seiner Launen und Leidenschaften, und nach Belieben mit ihnen umspringen, d. h. jede Schranke beseitigen zu können, die ihn an der Durchsetzung seines Eigenwillens verhindern wollte, war das höchste Ziel all' seines Strebens und Denkens. So hatte er in England die Gewalt des römischen Papstes nur

abgeschafft, um sich selber zum Papst und unumschränkten Herrn der Kirche zu machen und durch diese Stellung eine Herrschaft über die Gemüther und Gewissen zu erlangen, die wiederum seiner Tyrannei und der gewünschten Ausdehnung seiner königlichen Macht zu Gute kam. Denn wer auch fortan den Muth gehabt hätte, den despotischen Gelüsten des Königs einen in den Landesgesetzen begründeten Widerstand entgegenzustellen, der mußte doch in ihm zugleich die unbegrenzte Gewalt des kirchlichen Oberhauptes fürchten, das alle nicht auf den römischen Stuhl bezüglichen Lehrsätze und Gebräuche der alten Kirche mit der furchtbarsten Strenge aufrecht erhielt und unter dem Vorwande der Ketzerei, d. h. der papistischen oder lutherischen Gesinnung, Scheiterhaufen für alle diejenigen errichten ließ, die aus irgend einem Grunde sein Mißfallen erregt und an deren Vernichtung ihm gelegen war. Wie hätte unter solchen Umständen der schwache Rest von Freiheiten sich erhalten sollen, der dem Lande aus den vorhergehenden Bürgerkriegen und Verwüstungen übrig geblieben war! Immer mehr und mehr sehen wir im Gegentheil die äußerste Willkür sich in das Gewand hochtönender Lehrsätze kleiden und bald treten dienstbeflissene Staatsmänner und Gelehrte hervor, welche von der „Unfehlbarkeit" des Königs — dieses sünd- und lasterhaften Königs — sprechen und den blinden und unbedingten Gehorsam gegen Befehle desselben als den Anfangs- und Endpunkt aller politischen Weisheit und Tugend preisen. Schon als seine erste Ehe nach dem Bruche mit Rom von einem inländischen geistlichen Gericht geschieden werden sollte, hatte Heinrich diese ganze Prozedur für überflüssig gehalten und in der That aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe mit Anna geschlossen, ehe noch jenes Gericht die Scheidung von Katharinen ausgesprochen hatte. „Ich habe," erklärte er bereits damals, „diese Sache vor dem Gerichte meines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet worden ist durch den Geist Gottes, welcher die Herzen der Fürsten bewohnt und leitet". Und dieser Grundsatz wurde von jener Zeit an der leitende und entscheidende, auch in allgemeinen Staatsangelegenheiten. Noch im Jahre 1523 und 1525 hatten Volk und Parlament sich in sehr wirksamer Weise einer ungesetzlichen Steuererhebung zu widersetzen gewußt; jetzt aber sanken sie unter der Last der allgemeinen Angst und unter der Herrschaft götzendienerischer Staatsansichten mit jedem Tage mehr zu einem bedeutungs- und wesenlosen Schatten herab. Ueberdies bestand das Oberhaus meistens aus neugeschaffenen und deshalb dem Könige

persönlich verpflichteten Peers, und was die Mitglieder des Unterhauses betrifft, so wurden sie ebenfalls unter dem überwiegenden Einflusse der Krone gewählt und von einem Sprecher vertreten, der gewöhnlich ein Staatsamt bekleidete und dadurch von der Regierung abhängig war. Und gestand auch der König diesem Hause der Gemeinen noch ein bestimmtes Maß von sogenannter „anständiger" Redefreiheit zu, so behielt er sich doch allein die Entscheidung darüber vor, was anständig sei und was nicht; sprachen sie, was ihm nicht anstand, so brach er in Drohungen aus und nannte sie Faullenzer und Bärenhäuter. Es war daher kein Wunder, daß hier der Ton der Unterwürfigkeit und Schmeichelei der herrschende und beliebte wurde, und nicht blos königliche Räthe befleißigten sich, Heinrich von der Rednerbühne herab ein „Ebenbild Gottes" und den Ungehorsam gegen ihn Ungehorsam gegen Gott zu nennen, sondern auch von Mitgliedern des Parlaments hörte sich derselbe oft genug als ein Salomo an Weisheit, ein Simson an Stärke und ein Absalon an Schönheit bezeichnen. Er hatte also erreicht, was er erreichen wollte, und im ganzen Lande gab es keinen Willen mehr, der sich dem seinigen hätte entgegensetzen mögen. Schon in seinem sechs und zwanzigsten Regierungsjahre berechnete man, daß er für seinen verschwenderischen Hofhalt und für die Kriege, welche er führte, allein mehr Steuern eingenommen habe, als alle seine Vorgänger auf dem Throne zusammengenommen. Als aber endlich die ungeheueren, außerordentlichen Einkünfte aus dem Verkaufe der eingezogenen Kirchengüter ebenfalls verbraucht waren, folgte eine Forderung der andern auf dem Fuße, ohne von irgend einer Seite angeweifelt oder zurückgewiesen zu werden. Durch einen eigenmächtigen Betrug wurden sogar alle Schulden aufgehoben, welche der König an Unterthanen zu bezahlen hatte, während die Münze so sehr verschlechtert ward, daß sie auf den dritten Theil ihres früheren Werthes sank.

Dies waren, neben manchen anderen Uebelständen, die nächsten und unmittelbarsten Früchte der nur aus selbstsüchtigen Gründen und um des äußerlichen Vortheils willen unternommenen Veränderung, welche Heinrich der Achte auf dem kirchlichen Gebiete oder vielmehr nur im kirchlichen Regimente herbeigeführt hatte. Während der letzten Jahre seines Lebens konnte derselbe vollständig auf seinen Lorbeern ruhen und ergab sich daher, trotz einer täglich mehr um sich greifenden Kränklichkeit, nur den Freuden des Weines und der Tafel. Dadurch ward er so dick und unförmlich, daß er nur

mit der größten Mühe sich vorwärts bewegen konnte, und förmliche Maschinerien erfunden werden mußten, um die gewaltige Last seines Körpers von einem Zimmer in das andere zu schaffen. Sein endlich am 28. Januar des Jahres 1547 erfolgender Tod rettete dem Herzoge von Norfolk, welcher an demselben Tage hingerichtet werden sollte, das Leben.

England athmete auf, als der Tyrann gestorben war und sein mit Johanna Seymour erzeugter zehnjähriger Sohn unter dem Namen Eduard der Sechste den Thron bestieg. In dem aus sechzehn Mitgliedern bestehenden geheimen Rathe, welcher bis zur Großjährigkeit des jungen Königs die Regierung führen sollte, befand sich auch der Bruder seiner Mutter, Eduard Seymour, Graf von Hertford, dem es allmählig gelang, erst als Vorsitzender des Rathes, dann als Protektor und Herzog von Sommerset alle Gewalt der Krone in seiner Hand zu vereinigen, ohne daß das Laud Ursache gehabt hätte, sich über diese Schritte zu beklagen. Denn der Protektor schaffte nicht nur viele despotische Verordnungen der vorigen Regierung ab und gab dem Parlamente einige der verlorenen Rechte wieder, sondern er bemühete sich auch, mit eben so vieler Klugheit als Mäßigung eine der deutschen Reformation ähnliche, wirkliche Kirchenverbesserung anzubahnen. Das von Heinrich erlassene Verbot, die Bibel zu lesen, wurde sofort aufgehoben, dann wurden die Bilder aus den Kirchen entfernt, das Abendmahl ward in beiderlei Gestalten und in der Landessprache gespendet, in derselben eine neue Liturgie und ein Katechismus abgefaßt und endlich auch die Ehelosigkeit der Geistlichen abgeschafft. Hiermit war also den Hauptlehren der römischen Kirche der Krieg erklärt, und um nun auch dem neuen gereinigten Glauben eine feste Richtschnur zu geben, wurde derselbe in ein aus zwei und vierzig kurzen Lehrsätzen bestehendes Bekenntiß zusammengefaßt, das alle Spitzfindigkeiten zu vermeiden und dadurch etwaigen Streitigkeiten so viel als möglich vorzubeugen suchte. Alle geistlichen Stellen wurden ferner mit Protestanten besetzt und aus Deutschland gelehrte und friedfertige Männer berufen, um auf englischen Universitäten die Theologie zu lehren.

Nur fünf Jahre dauerte diese einem vernünftigen Fortschritte zugewendete, im Uebrigen aber sehr stürmische und den mannichfachsten Intriguen Raum gebende Regierung. Dann starb der junge Eduard im Alter von funfzehn Jahren an der Schwindsucht. So

lange er auf dem Thron gesessen, ist Niemand seiner Religion wegen hingerichtet worden.

Wir übergehen die Streitigkeiten, welche sich nach seinem Tode um den Besitz der Krone erhoben und wollen nur darauf hinweisen, daß die Reformation unter der Regierung seiner Stiefschwester und Nachfolgerin Maria wieder verlieren mußte, was sie unter ihm gewonnen hatte. Maria, die Tochter der ersten Gemahlin Heinrichs des Achten war bereits sieben und dreißig Jahre alt, als sie Königin wurde, eine bleiche, hagere Jungfrau mit dunkeln zum Erschrecken stechenden Augen. Unter strengen Andachtsübungen, in freudenloser Einsamkeit, zur Seite ihrer gekränkten, verstoßenen und eifrig katholischen Mutter war ihre Jugend verflossen und wenn etwas die Härte ihres Regimentes und ihren blinden, erbarmungslosen Fanatismus zu entschuldigen vermöchte, so wären es jene frühen Eindrücke auf das jugendliche Gemüth. Um die Krone zu erhalten, hatte sie zwar geschworen, die protestantische Religion zu schützen; kaum aber war sie in den Besitz der höchsten Gewalt gelangt, so zeigte sie unverhohlen, wie wenig Ernst es ihr mit jenem Gelöbniß gewesen. Sogleich wurde die lateinische Messe wiederhergestellt, der Kelch den Laien entzogen und die Ehelosigkeit der Geistlichen von Neuem eingeführt. Dann eröffnete die Einkerkerung ihrer Halbschwester Elisabeth — der Tochter der Anna Boleyn — und die grausame Hinrichtung ihrer Cousine, der schönen und jungen Johanna Grey, die Reihe von düsteren und tyrannischen Handlungen, mit denen diese „blutige" Maria ihre kurze, aber durch Schrecknisse unvergeßliche Regierung befleckte.

Bald folgte diesen und anderen Thaten des despotischen Religionseifers im Jahre 1554 die förmliche Widervereinigung mit dem päpstlichen Stuhl und somit der Umsturz Alles dessen, was Heinrich der Achte in eben so gewaltsamer und tyrannischer Weise angeordnet hatte. Und das furchtsame und seit lange schon mit dem Fluche der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit beladene Parlament willigte nicht nur in diesen Schritt, sondern sandte sogar auf Antrieb der Königin eine Deputation an den Papst, um demselben ausdrücklich die gehorsamste Unterwerfung ankündigen und ihn wegen des langen strafbaren Abfalles von seiner Oberherrschaft um Verzeihung bitten zu lassen. Der Papst war hierüber natürlich im hohen Grade vergnügt und schickte sogleich einen Legaten nach England, der in einer feierlichen Sitzung beider Häuser und in Gegenwart des königlichen Hofes das Königreich von dem Fluche der Ketzerei

losſprach. Ein Tedeum in der Pallaſtkapelle beſchloß darauf die Feſtlichkeit.

Während dieſer Vorgänge hatte die ältliche Maria den zwölf Jahre jüngeren ſpaniſchen Infanten Philipp — den nachherigen Philipp den Zweiten — geheirathet und ſchon ein Jahr nach dieſer in jeder Hinſicht unpaſſenden Verbindung loderten in England, ganz wie in Spanien, für die Opfer der wahnſinnigſten Religions-verfolgung die Scheiterhaufen empor. Ein förmliches Ketzergericht, nach Art der Inquiſition, ward errichtet und mit Entſetzen lieſt man in Hume's Geſchichte von England, daß in dem kurzen Zeit-raum von drei Jahren 3 Biſchöfe, 21 andere Geiſtliche, 4 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienſtboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder um des Glaubens willen öffentlich verbrannt wurden. Allenthalben im ganzen Lande wurden Spione umhergeſchickt, um ketzeriſche Aeußerungen aufzufangen und ſchon die Verdächtigen wurden angehalten und auf die Folter geſpannt. Jeder, der nur ein reformirtes oder lutheriſches Buch beſaß und es nicht verbrennen oder daſſelbe gar einem Anderen mittheilen würde, ſollte einer Ver-ordnung zufolge, als Rebell betrachtet und hingerichtet werden.

Verfolgungen und Hinrichtungen ſind aber noch niemals die geeigneten Mittel geweſen, um religiöſe Ueberzeugungen zu befeſtigen und die ihnen entgegengeſetzten Anſichten auszurotten. Wie tief im Gegentheil die proteſtantiſchen Glaubenslehren, trotz des Zwanges, mit dem ſie eingeführt worden waren, in England bereits Wurzel geſchlagen hatten, das zeigte ſich gerade in dem Muthe und der Hingebung derer, welche um ihretwillen den Tod erdulden mußten. Waren auch mit einem Male die Redner verſtummt, welche noch vor kurzer Zeit die Segnungen des neuen Glaubens verkündigt hatten, ſo ſprachen doch jetzt die lodernden Flammen der Scheiterhaufen nur um ſo deutlicher, und ſicher iſt keiner unter allen dieſen Märtyrern verbrannt worden, ohne Hunderte von Menſchen zu ſeinem Glauben zu bekehren. Zwei der ehrwürdigſten Männer, welche neben ſo vie-len Anderen als Opfer jener thörichten Grauſamkeit fielen, waren Ridley und Latimer, unter Eduard dem Sechſten Biſchöfe zu Lon-don und Worceſter. Beide hatten ſich durch Gelehrſamkeit, Scharf-ſinn und Frömmigkeit ausgezeichnet, Latimer aber noch beſonders durch große Beredtſamkeit und eine ſtrenge Einfalt der Sitten. Er war damals achtzig Jahre alt; dennoch aber ſuchte er den jüngeren Ridley zu tröſten, als er mit ihm zugleich auf dem Scheiterhaufen ſtand. „Sei getroſt, Bruder,“ rief er ihm zu, „wir werden heut

eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll." — Ein anderer Geistlicher, dem man Begnadigung anbot, wenn er seine Ueberzeugung verleugnen würde, umarmte dafür inbrünstig den Pfahl, an den er gebunden werden sollte und rief: „Willkommen, Kreuz Christi, willkommen, ewiges Leben!" — Rogers, Pfarrer an der Paulskirche, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen einfachen Widerruf konnte er sein Leben retten, dennoch aber that er es nicht. Als er zum Tode abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefsten Schlafe, und beim Erwachen hatte er keinen anderen Wunsch, als seine Frau und seine Kinder noch ein Mal sehen und sprechen zu dürfen. Der blutdürstige Erzbischof Gardiner, dieser englische Großinquisitor, erfüllte jedoch dem Verurtheilten diesen Wunsch nicht, sondern ließ ihm sagen, er sei ein Priester und könne demzufolge auch keine Frau haben. — Harper, Erzbischof von Glocester, sollte zu desto größerer Warnung in seinem eigenen Kirchspiel verbrannt werden. Dieser Umstand aber erhöhete nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Gemeinden durch sein eigenes Beispiel zeigen, wie stark und gewaltig der Glaube sei, den er ihnen bisher mit so vieler Wärme empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein von der Königin kommendes Blatt vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er widerrufen wollte. Aber so hoch achtete dieser Mann sein Leben nicht, um es durch eine Verleugnung seiner innigsten Ueberzeugung zu erkaufen. So ward denn der Scheiterhaufen angezündet; da aber ein heftiger Windstoß die Flamme seitwärts trieb, berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden hindurch, während welcher Zeit er noch mit hoher Begeisterung zu seinen Zuhörern sprach und sie zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben und zur Nachahmung seines Beispiels ermunterte. Andere wiederum starben singend und nur Wenige waren unter ihnen, die nicht Gott gedankt hätten, für die „Ehre seines Wortes" sterben zu können und darin Christo ähnlich zu sein.

Je standhafter sich aber die Märtyrer zeigten, desto höher stieg die Wuth der Verfolger. So machte sich z. B. der Bischof Bonner von London, Gardiner's thätigster Gehilfe, ein Vergnügen daraus, die sogenannten Ketzer mit eigener Hand zu geißeln und nicht eher das Gefängniß zu verlassen, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der durchaus nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus und wollte ihm dadurch ei-

nen Vorschmack des Verbrennens geben, daß er seine Hand ergriff, und dieselbe mit Gewalt so lange über einem brennenden Lichte hielt, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. — Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte ein Mal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geleugnet. Schnell ahnte er freilich die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zur rechten Zeit; da aber ließ Bischof Bonner statt seiner seinen Vater ergreifen und drohete demselben mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt des Sohnes nicht angeben würde. Als dies der Jüngling erfuhr, kehrte er augenblicklich zurück und gab sich selber an; Bonner jedoch ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er augenblicklich sein gewöhnliches Urtheil „Tod durch Feuer" über ihn aussprach. Die schrecklichste von allen jenen Barbareien ist übrigens wohl folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Kaum aber war die unglückliche Schwangere zuerst von der Flamme berührt worden, als ihr durch die Erschütterung des fürchterlichen Schmerzes der Leib barst und das Kind aus demselben herniederstürzte. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten, erhielt aber von einer danebenstehenden Magistratsperson den Befehl, das schuldlose Wesen sogleich zurückzuwerfen, damit die ganze Ketzerbrut verderben möge.

Daß die Engländer durch diese fortwährenden Hinrichtungen und Gewaltthätigkeiten in eine Art von dumpfer Betäubung geriethen, war um so natürlicher, als einige Aufstände, die sich gleich im Anfange dagegen erhoben hatten, durch den Mangel an Einigkeit und geschickter Führung gescheitert und ebenfalls auf das Grausamste bestraft worden waren. So gewann es denn in der That äußerlich den Anschein, als ob die römisch-katholische Religion unumstößlich und für immer die herrschende sein werde, während gerade die Reformation im Inneren der Gemüther die größten Fortschritte machte und viele Tausende nur einen günstigeren Zeitpunkt abwarteten, um sich offen zu ihren Lehren zu bekennen.

Dieser Zeitpunkt sollte bald eintreten. Denn schon am 17. November des Jahres 1558 starb die fanatische Maria nach einer fünfjährigen Regierung an der Wassersucht, die sie irrthümlicher Weise für Schwangerschaft gehalten hatte. Vergebens hatte sie in der Ehe für sich selber den Frieden und das Lebensglück gesucht, das sie ihren Unterthanen so unbarmherzig verweigerte. Nur aus

politischen Gründen hatte Philipp sich mit ihr verbunden und ihre reizlose Erscheinung, so wie die übergroße Zärtlichkeit, welche sie ihm entgegentrug, langweilten ihn so sehr, daß er England schon nach kurzer Zeit verließ, um dort niemals wieder einen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Trotzdem war die verliebte Leidenschaft der ältlichen Person so groß, daß sie ihrem Lande Summe auf Summe erpreßte, um sie dem jungen Gemahl zur Ausführung seiner kriegerischen Unternehmungen zu senden, und je verächtlicher die Kälte wurde, mit welcher Philipp alle diese Liebesbeweise erwiederte, desto mehr mußte das englische Volk den Schmerz und die Erbitterung empfinden, die sich des Herzens seiner verschmäheten Königin bemächtigt hatte. Noch die letzten Tage ihres Lebens zeichneten sich durch Hinrichtungen und Bluturtheile aus.

Aus dem Dunkel einer halben Gefangenschaft, in welche sie von ihrer verfolgungssüchtigen Schwester verwiesen worden war, trat nun Elisabeth, die fünf und zwanzigjährige Tochter der hingerichteten Anna Boleyn hervor, um als Königin den Thron zu besteigen. Schon ihr Aeußeres war vielversprechend und flößte Vertrauen ein, wenn man es mit der häßlichen und unheimlichen Erscheinung ihrer Vorgängerin verglich. Sie besaß eine sehr hohe und wohlgebaute Gestalt, eine Haltung voller Anmuth und Majestät und aus ihrem etwas südlich gefärbten, nicht gerade regelmäßig schönen Gesichte strahlten ein paar große tiefblaue Augen hervor, in denen sich eben so viele Freundlichkeit als durchdringende Schärfe des Verstandes anzukündigen schien; eine vorzüglich schöne und weiße Hand, die sich geschickt zu zeigen wußte, vollendete das einnehmende Bild der königlichen Jungfrau, die außerdem die Tage der Verbannung und Einsamkeit dazu benutzt hatte, durch tiefe wissenschaftliche Studien die reichen Anlagen ihres hochstrebenden Geistes auszubilden. Nichts, was nach dieser Seite hin den Werth des Menschen erhöhen und das Leben verschönern und erheitern kann, war ihrem Eifer fremd geblieben und neben einer genauen Kenntniß der Geschichte und Philosophie, sowie der Politik und der Dicht- und Redekunst, hatte sie auch eine solche Fertigkeit in den alten und neueren Sprachen erlangt, daß sie sehr vollkommen griechisch, lateinisch, französisch und italienisch schrieb und keine der europäischen Sprachen ihr unverständlich war.

Die Anerkennung Elisabeth's, als der einzig noch übrigen

Tochter Heinrich's des Achten, fand nicht die geringste Schwierigkeit, wenn auch die Katholischen von ihrer Berechtigung nichts wissen wollten, da sie die erste Ehescheidung Heinrich's als eine ungesetzliche und demzufolge alle mit späteren Frauen erzeugten Kinder als uneheliche betrachteten. War die verstorbene Maria zum Throne berechtigt, — und allerdings hatte das Parlament eine solche Berechtigung anerkannt — so konnte, dieser Ansicht nach, nicht Elisabeth, sondern nur die Enkelin der Schwester Heinrichs, die Königin Maria Stuart von Schottland, die rechtmäßige Erbin sein und in der That nahm diese letztere sogleich nach dem Tode ihrer Cousine die Titel und Wappen einer Königin von England und Irland an. Elisabeth übersah die Schwierigkeit nicht, die ihr aus dieser Stellung erwuchs; sie wußte, daß es nur die erfolgte Loslösung von Rom und also der Protestantismus gewesen, dem sie ihre Geburt verdankte und suchte daher vor allen Dingen den Boden wiederzugewinnen, ohne den ihr Recht auf die Krone ein sehr zweifelhaftes blieb. Sogleich nach ihrem Regierungsantritte ernannte sie also zuvörderst zwei Männer von anerkannt protestantischen Grundsätzen, William Cecil und Nicolaus Bacon, zu ihren Ministern, hob dann die verhaßten Ketzergerichte auf, entließ alle Diejenigen, welche der Religion wegen in den Gefängnissen saßen und gab das Lesen der biblischen Schriften frei. Schon durch diese Schritte aber reizte sie den Argwohn der Priester und nur ein einziger unter den vorhandenen funfzehn Bischöfen wollte sich dazu hergeben, ihre Krönung zu vollziehen. Mehrere Tage nach diesem Akte jedoch trat das Parlament zusammen und erkannte nicht nur das Thronfolgerecht der Königin vollständig an, sondern gab ihr auch, auf ihre Forderung, trotz des Einspruches und der Proteste der Bischöfe, die alleinige Oberherrschaft über die Kirche und somit alle die geistliche und kirchliche Gewalt zurück, welche bereits ihr Vater mit der weltlichen Macht der Krone vereinigt hatte.

Hierdurch war also mit einem Schlage dem wiederhergestellten Einflusse des Papstes ein Ende gemacht, der römische Katholicismus von Neuem abgeschafft und jede unter der vorigen Regierung zu Gunsten desselben erlassene Verfügung aufgehoben. Weit entfernt aber, in die Fußtapfen ihres tyrannischen Vaters zu treten und durch grausame und despotische Maßregeln die Menschen gegen sich aufzubringen, gebrauchte Elisabeth die erlangte Gewalt nur mit Klugheit und weiser Mäßigung. Jede unnütze Kränkung der Katholiken ward auf das Sorgfältigste vermieden und ohne Härte wur-

den die Bischöfe abgesetzt, die ihre Oberherrschaft über die Kirche nicht anerkennen, d. h. den hierauf bezüglichen Eid (den sogenannten Suprematseid) nicht leisten wollten. Nur ein Einziger von ihnen, jener grausame und blutdürstige Bonner, den wir oben kennen gelernt haben, ward ins Gefängniß geworfen. Dann wurde, unter Beibehaltung vieler anderen Gebräuche und Ceremonien der alten Kirche, die Messe, die römische Liturgie und die Ehelosigkeit der Geistlichen abgeschafft und erst mehrere Jahre nachher (1562) durch die Feststellung und Begründung von 39 Bekenntnißartikeln die Gründung der herrschenden Kirche Englands vollendet, die man auch die anglikanische, die hohe oder die bischöfliche oder Episkopal-Kirche nennt, weil sie die Erzbischöfe und Bischöfe beibehalten hat und die göttliche Einsetzung derselben einen ihrer obersten Grundsätze bildet.

Durch solch' ein schonendes und rücksichtsvolles Verhalten gewann Elisabeth mehr, als eine blos äußerliche Anerkennung ihres Rechts. Denn in bisher noch niemals gesehenem Maße ward ihr die Liebe der verschiedensten Parteien zu Theil und mit jedem Tage wuchs die begeisterte Anhänglichkeit, welche fast das ganze Volk für eine Königin hegte, die, gestützt durch diese festeste und sicherste Grundlage aller Herrschergewalt, immer kühner die Schwingen ihres Geistes entfaltete, um England aus einem Staate zweiten Ranges zu einer Stufe der Macht, des Ansehens und des Wohlstandes zu erheben, die es von dieser Zeit an in die Reihe der ersten und bedeutendsten Länder Europas stellte. Freilich war sie ein Weib und als solche auch einigen Schwächen ihres Geschlechtes unterworfen, auch hatte sie alle Leidenschaften ihres Vaters, seinen Hochmuth, seine Sinnlichkeit, seinen Jähzorn und seine stete Neigung zur absolutistischen Alleinherrschaft geerbt; sie war eitel, wollte durchaus die schönste Frau ihrer Zeit sein, liebte Kleiderprunk und theatralisches Wesen und bestand während ihres ganzen Lebens darauf, daß sie eine jungfräuliche Königin sein und bleiben wolle, da doch alle Welt ihre Liebhaber und die durchaus nicht jungfräulichen Vertraulichkeiten kannte, die sie denselben gestattete. Trotz dieser Fehler aber hat sie niemals ihren persönlichen Neigungen und Wünschen das Wohl des Staates zum Opfer gebracht, und eben die männliche Charakterstärke, mit der sie nach kurzem und heftigem Kampfe derartige Versuchungen überwand, eben diese gewaltige Selbstverleugnung ist es, die sie zu einer wahrhaft großen Regentin erhebt.

Schon während der ersten Zeit ihrer sparsamen und wirthschaftlichen Regierung zeigte sich der Segen, den die Herrschaft dieser Tugend zu gewähren vermag. Ungehindert und nach allen Seiten hin durfte das Volk seine Thätigkeit entwickeln, und während nach Außen hin ein ehrenvoller Frieden abgeschlossen und den Feinden des Landes Achtung abgenöthigt wurde, blüheten im Innern desselben Wissenschaften und Künste, Handel und Manufakturen empor, bis endlich ein Ereigniß eintrat, das zwar den beginnenden Aufschwung nicht thatsächlich zu unterbrechen vermochte, desto mehr aber in moralischer Hinsicht den Glanz dieser Regierung trübte und mit einem eben so häßlichen als unauslöschlichen Flecken versah. Es war dies die Grausamkeit, welche sich Elisabeth gegen ihre Verwandte, die unglückliche Maria von Schottland, zu Schulden kommen ließ.

Schon oben haben wir erwähnt, wie diese Fürstin von allen strengen und eifrigen Katholiken als die einzig rechtmäßige Erbin des englischen Thrones betrachtet wurde. Sie war eine Tochter Jakob's des Fünften und Maria's von Guise und hatte bereits als Kind den schottischen Thron geerbt, der während ihrer Minderjährigkeit von ihrer Mutter verwaltet ward. Frühzeitig hatte der französische Dauphin Franz vor allen Bewerbern um ihre Hand den Vorzug erhalten, und noch im zartesten Alter ward daher die reizende Prinzessin an den französischen Hof gesandt, wo sie eine ausgezeichnete Erziehung erhielt, durch Anmuth und Geist unter allen Frauen ihrer Zeit emporragte, aber auch jenen Leichtsinn und jene Vergnügungssucht einsog, welche später die eigentliche Quelle ihres Unglücks ward. Funfzehn Jahre alt, reichte sie dem Dauphin ihre Hand, der zwar einige Monate nachher unter dem Namen Franz der Zweite den französischen Thron bestieg, aber schon kurz nach seinem Regierungsantritte ein Opfer seiner langjährigen Kränklichkeit und Körperschwäche wurde. Als er gestorben war, sah sich die junge Wittwe durch den gleichzeitig erfolgten Tod ihrer Mutter genöthigt, das geliebte Frankreich zu verlassen, um die Regierung ihres Heimathlandes selbst zu übernehmen.

Hier aber waren während ihrer langen Abwesenheit sehr bedeutende Veränderungen eingetreten und diese hatten vielfach den Boden gelockert, auf dem früher die königliche Gewalt festen Fuß zu fassen vermochte. Denn war die in ganz Europa auf dem Gebiete der Kirche ausgebrochene große Bewegung in England zuerst von oben herab durch einen despotischen König und seine Höflinge und Schmeichler eingeführt und begünstigt worden, so war sie da-

gegen auf schottischem Boden, langsamer zwar, aber mit desto größerer Kraft und Sicherheit, aus dem Herzen des Volkes hervorgewachsen und hatte nach und nach fast alle denkenden Köpfe, alle starken und selbständigen Charaktere auf ihre Seite gebracht. Um seinem aufrührerischen und abenteuernden Adel trotzen zu können, hatte sich König Jakob der Fünfte, Maria's Vater, der im hohen Grade unwissenden und sittenlosen Geistlichkeit in die Arme geworfen und also aus Gefälligkeit gegen diese das Aufkeimen der neuen Lehre zu hindern gesucht. Obwohl aber in jedem Jahre einer der wenigen Anhänger und Verkündiger derselben zur Untersuchung gezogen und hingerichtet wurde, so nützten doch diese Verfolgungen nur wenig. Denn als Jakob im Jahre 1542 starb und seine Gemahlin für die minderjährige Tochter die Regierung zu führen begann, gab es bereits eine mächtige protestantische Partei im Lande, zu welcher der größte Theil des Adels gehörte und die von England aus genugsam ermuntert wurde, um nach einem hervorragenden Einfluß auf das Regiment zu streben. Schon wurde damals durch einen Beschluß des Parlaments das Lesen der biblischen Schriften in der englischen Uebersetzung freigegeben, als der Kardinal Bethune dieser neu entstehenden Duldsamkeit ein Ende zu machen suchte, indem er einen gewissen Wishart verbrennen ließ, der als Prediger des protestantischen Glaubens durch das Land gezogen und auf diesen Zügen von einer zahllosen Menschenmasse begleitet worden war. Diese eben so freche als empörende Hinrichtung sollte aber von bedeutsamen Folgen sein und das Signal zu einem entschiedenen Kampfe werden. Denn kaum war Wishart den Flammen geopfert worden, als die Protestanten sich miteinander verschworen, den Kardinal Nachts in seinem Schlosse überfielen, ihn ermordeten, seinen Leichnam, zu Jedermanns Kunde, hoch an den Fensterbalken hingen und von nun an jeder Beeinträchtigung ihres Gewissens offen entgegenzutreten wagten.

Unter Denen, welche diesen Schritten sich anschlossen und die Ermordung des Kardinals als eine „fromme That" priesen, befand sich auch John Knox, ein damals vierzig Jahre alter gelehrter Theolog, der ein Freund und Gesinnungsgenosse Wishart's und mehrerer anderer hingerichteten Protestanten gewesen war. Mit großer Anstrengung suchte er den Mördern in der über sie ergehenden Verfolgung beizustehen, ward aber, als sie durch eine französische Hilfsmacht besiegt worden waren, mit ihnen gefangen nach Frankreich geschleppt und dort zwei Jahre hindurch in schweren

Ketten auf die Galeere geschmiedet. Von da begab er sich nach Genf, machte daselbst die Bekanntschaft Calvin's und kehrte, erfüllt von den politischen und religiösen Grundsätzen dieses gewaltigen Reformators nach Schottland zurück, um dort die Verachtung aller weltlichen Freuden zu predigen und den Protestanten statt der früher erstrebten englischen Bischofskirche eine durch Aelteste verwaltete republikanische Kirchenverfassung (die sogenannte Presbyterialverfassung) als das Musterbild alles kirchlichen Regimentes zu empfehlen.

In Schottland hatte aber gerade damals die Regentin alle bisher noch gegen die Protestanten beobachtete Nachgiebigkeit eingestellt und im Jahre 1558 — in demselben Jahre also, da Elisabeth den englischen Thron bestieg — den Befehl ergehen lassen, daß von jetzt ab Jedermann sich darin fügen müsse, die Messe zu hören. Die Protestanten waren jedoch weit entfernt, diesem Befehle Folge zn leisten. Mit dem Gelöbniß, Gut und Blut für das Evangelium zn wagen, hatten sie bereits ein Jahr vorher sich zu einem förmlichen Bunde vereinigt, der den Namen Convenant oder auch die Congregation Christi führte und dessen eigentlicher Leiter nun Knox wurde. Augenblicklich griff man zu den Waffen und ein Religionskrieg voll Zerstörungswuth und wilder Bilderstürmerei war die Folge des ersten Schwerdtstreiches. Elisabeth unterstützte die Congregation mit Geld und Truppen, aber nichtsdestoweniger konnte sich die Regentin durch französische Hilfe noch eine Zeit lang halten, bis sie im Jahre 1560 starb und nun mit Genehmigung des Parlaments ein nach den Grundsätzen Calvin's abgefaßtes Glaubensbekenntniß als allgemein verbindliche Vorschrift angeordnet und eine kirchliche Verfassung hergestellt wurde, nach der die Geistlichen von der Gemeinde gewählt und ihnen Aelteste beigegeben werden sollten, die nach Erfordern der Umstände auf ihre Absetzung antragen könnten.

So standen die Verhältnisse, als die neunzehnjährige Maria Stuart am 21. August des Jahres 1561 in Begleitung ihres natürlichen Bruders Murray den Hafen von Leith und das Land ihrer Väter erreichte. So lange ihr die französische Küste im Gesichte geblieben war, hatte ihr Blick unausgesetzt auf dem Lande geruht, wo sie die schönen Tage ihrer Kindheit und Jugend verlebt, und mit ausgebreiteten Armen rief sie ihm noch ein letztes schmerzliches Lebewohl zu, das sich unter den vielen anderen Gedichten ihres poetischen Nachlasses gefunden hat. Schon oben haben

wir erwähnt, daß Maria, neben hoher Schönheit und Liebenswürdigkeit, die leichten und gefälligen Sitten des französischen Hofes besaß. Dies aber war von vornherein keine Empfehlung den Leuten gegenüber, deren rauhe Sittenstrenge jetzt in Schottland die öffentliche Meinung beherrschte. Auch war sie selber durch alle Eindrücke ihrer Jugend zu sehr den freundlichen und heiteren Gebräuchen der alten Kirche zugethan, als daß sie nicht hätte zurückgeschreckt werden sollen durch den Anblick aller jener düster und traurig aussehenden Männer, die von Entbehrung und Entäußerung sprachen und harte Strafpredigten gegen Alles schleuderten, was an den duftenden Blüthenstaub des Lebens erinnern konnte. Dennoch beschloß sie auf den Rath ihrer Verwandten, diesen ihren natürlichen Widersachern mit versöhnlichen Maßregeln entgegenzukommen und erließ daher bald nach ihrer Ankunft einige beruhigende Versicherungen. Knox aber war hiermit durchaus nicht zufrieden, er verlangte, daß auch die Königin dem Verbote der Messe unterworfen werden solle und predigte über Lauheit und Gleichgültigkeit, als festgesetzt wurde, daß Maria an der Ausübung ihres Glaubens nicht gehindert werden dürfe, so lange sie die Landesreligion respektire. Vergebens ließ sie den rastlosen Gegner zu sich kommen und warf ihm die Aufreizung zum Ungehorsam vor, vergebens bat sie ihn mit thränenden Augen, ihr doch lieber persönlich zu sagen, was er an ihr auszusetzen habe, statt sie von der Kanzel herab in gehässigem Lichte zu schildern und absichtlich feindselige Gesinnungen zu erregen. Knox erwiederte, daß Ungehorsam gegen eine götzendienerische Obrigkeit der wahre Gehorsam gegen Gott sei und setzte seine eifernden Predigten fort, die mit gewaltiger Macht in die Herzen drangen und mit jedem Tage den Anhang der Protestanten vermehrten. So sah denn die junge, an den Triumph ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gewöhnte Königin bald überall und selbst bei den ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten ihren Glauben öffentlich verhöhnt und wurde durch diese wiederholten Beleidigungen zu einer Art von entschiedenem Widerstande gereizt. Das feierliche Hochamt aber, das sie, ihren Gegnern zum Trotze, am Allerheiligentage abhalten ließ, machte den Zorn derselben nur um so rücksichtsloser und immer heftiger donnerten die Prediger gegen die Ketzerin und ihre der Landesreligion widersprechenden papistischen Gräuel.

Elisabeth, die während dieser Zeit glücklich in ihrem Lande regierte und Könige und Fürsten zurückwies, die sich um ihre Hand bewarben, sah den stürmischen Vorgängen in Schottland mit großem

Vergnügen zu. Sie haßte Maria, weil sie eine eifrige Papistin, dann aber auch, weil sie ein schöneres Weib, und endlich, weil sie ihre Nebenbuhlerin, jedenfalls ihre Erbin war. Es konnte derselben daher nur wenig Vortheil bringen, als sie sich inmitten ihrer Bedrängnisse um die Gunst der englischen Königin bewarb. Denn in doppelsinniger und unentschlossener Weise suchte Elisabeth die darauf angeknüpften Unterhandlungen in die Länge zu ziehen und brach dieselben endlich ganz ab, als Maria nicht den von ihr vorgeschlagenen Lord Dudley heirathen wollte, sondern am 19. Juli 1565 ihrem Vetter Darnley die Hand reichte, der durch Geburt und Erziehung der englischen Krone sehr nahe stand. Darnley war ein äußerlich sehr schöner, aber durchaus flacher und unbedeutender Mensch. Bald genug plagte er seine Gemahlin durch eine unerträgliche Rohheit der Sitten, durch Trunkenheit, eitlen Ehrgeiz und Sucht nach Gewalt. Maria war im sechsten Monat schwanger, als er, von Eifersucht und Argwohn getrieben, ihren Geheimschreiber, den Sänger David Rizzio aus Piemont, vor ihren Augen niederstechen ließ und sich durch diese unmenschliche und gemeine That nicht nur den Abscheu des jungen Weibes erwarb, sondern auch in ihrer Brust einen unauslöschlichen Durst nach Rache weckte. „Keine Thränen mehr, ich muß auf Rache sinnen!" So hatte sie gesagt, als man ihr meldete, daß der nur erst verwundete Rizzio im Nebenzimmer durch mehr als funfzig Messerstiche getödtet worden sei.

Drei Monate nachher, am 19. Juni 1566, gebar Maria den Prinzen Jakob und schon am 10. Februar des folgenden Jahres trug sich in Edinburg eine Begebenheit zu, deren Ursprung bis zum heutigen Tage dunkel und unerklärt geblieben ist. Am frühen Morgen jenes Tages nämlich, so etwa in der dritten Stunde nach Mitternacht, wurden die Bewohner dieser Hauptstadt durch ein entsetzliches Krachen aus dem Schlummer geweckt. Niemand wußte sich im Anfange diese außerordentliche Störung zu erklären, bis man endlich vor einem der Thore die Ursache derselben entdeckte. Dort war das königliche Landhaus in die Luft gesprengt und zwischen den Trümmern sah man neben anderen verstümmelten Leichen auch die des Königs liegen. Da in diesem Hause keine Pulvervorräthe aufbewahrt wurden und auch kein derartiges Magazin sich in der Nähe befand, so lag der Verdacht eines absichtlichen Mordes sehr nahe. Das Gerücht klagte Maria's Liebling, den Grafen Bothwell an, und als sie so unklug war, sich schon drei Monate nach jenem

Ereignisse mit diesem Manne zu vermählen, wurde sie von der öffentlichen Meinung als seine Mitschuldige betrachtet.

Bothwell war Protestant, aber dennoch erhob sich der Adel gegen ihn als gegen den Mörder des Königs. Er vermied den Kampf, flüchtete nach Dänemark und überließ seine Gemahlin den Händen ihrer Feinde, die sie gefangen nahmen, sie laut die Mörderin ihres Gatten schalten und schon nach kurzer Zeit zur Thronentsagung zwangen. An ihrer Stelle wurde nun der erst dreizehn Monate alte Jakob zum König gekrönt und gesalbt und bis zu seiner Mündigkeit sollte Murray die Regentschaft führen. Zwar wagte Maria in Verbindung mit einigen ihrer Freunde noch einen verzweifelten Versuch, sich zu befreien und den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Der Ausgang dieses Unternehmens war aber unglücklich genug. Denn die entthronte Königin mußte in Folge desselben die Flucht ergreifen und wendete sich nun nach England, wo sie wenigstens ihre persönliche Freiheit zu retten und Schutz vor Kränkungen und Mißhandlungen zu finden hoffte.

Sogleich nach ihrer Ankunft schrieb sie daher an Elisabeth und bat dieselbe um eine Zusammenkunft. Die „jungfräuliche Königin" aber erwiederte, daß sie eine des Ehebruchs und Gattenmordes angeklagte Frau nicht sprechen dürfe, und stellte die Forderung, daß sich die Flüchtige erst vor englischen Commissarien von diesem schweren Verdachte reinigen solle. Maria jedoch weigerte sich, auf dieses Verlangen einzugehen, wollte als eine „unabhängige Königin" ihre Unschuld nur in einer Privatunterredung beweisen und wurde nun festgenommen und in Carlisle gefangen gesetzt. Die bald hierauf eingeleitete Untersuchung ward sehr in die Länge gezogen und ergab kein irgend klares Resultat. Mittlerweile aber war die Anwesenheit Maria's für Elisabeth selber gefährlich geworden. Denn ein Theil des katholischen Adels erhob sich für die erstere, forderte ihre Befreiung und Anerkennung als berechtigte Thronfolgerin und proklamirte selbst die Wiederherstellung der katholischen Kirche. Elisabeth siegte über diese drohende Bewegung nicht blos durch Waffengewalt, sondern verhinderte ihre Wiederholung auch durch den Grundsatz der Duldung, dem sie vom Anfange ihrer Regierung an gehuldigt hatte. Indem sie im Innern ihres Landes die Katholischen vor jeder ernsteren Antastung ihres Glaubens schützte, ward es ihr fortan sogar möglich, für ihre bedrängten protestantischen Glaubensgenossen im Auslande das Gleiche zu fordern und dieselben in Frankreich und den Niederlanden Jahre hindurch mit Geld

und Truppen gegen die Verfolgungen ihrer katholischen Regierungen zu schützen, unbekümmert um den Papst Pius den Fünften, der die „Ketzerin" bereits im Jahr 1570 des Thrones verlustig erklärt und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue entbunden hatte.

Während aber alle diese Thaten zu Gunsten der religiösen Freiheit und des Protestantismus geschahen, alterte und ergraute die unglückliche und fast vergessene Maria Stuart achtzehn Jahre hindurch in einsamer Gefangenschaft. Von ihrem Sohne Jakob, der jetzt ungefähr zwanzig Jahre alt war und bereits seit seinem zwölften Jahre die Regierung von Schottland übernommen hatte, durfte sie Hilfe und Rettung nicht erwarten. Denn er war im Hasse gegen die Mutter aufgewachsen und kannte sie nur als eine dem Götzendienst ergebene, der Ermordung seines Vaters verdächtige Frau. Uebrigens stand er in sehr gutem Vernehmen mit Elisabeth und diese war um so weniger geneigt, der Gefangenen eine Milderung ihres Looses oder gar Freiheit zu gewähren, je gereizter und feindseliger das Verhältniß wurde, in dem sie selber zu den katholischen Mächten stand und je mehr sie also die etwaigen Anstrengungen derselben zu Gunsten Maria's fürchten mußte. Schon sechzehn Male hatte daher die gefangene Königin, seitdem sie in Carlisle verhaftet worden, den Ort ihres Aufenthalts wechseln müssen, und indem man sie so, der bessern Verwahrung wegen, von einem abgelegenen Gefängniß in das andere schleppte, beengte man auch immer mehr und mehr den Kreis der Vorschriften, die ihr im Anfange noch eine Verbindung mit der Außenwelt oder eine Erholung und Bewegung im Freien möglich gemacht hatten. Eine gegen das Leben Elisabeth's angezettelte Verschwörung eifriger Katholiken wollte endlich diesem Elende ein Ende machen, gab aber durch ihre Entdeckung nur den erwünschten Anstoß zu Marias Verderben, die wohl eine allgemeine und oberflächliche Kenntniß des Planes gehabt haben mochte. Sogleich überfiel man die unglückliche Frau, nahm ihr alle Papiere und Schreibgeräthe fort und brachte sie in enge Haft auf das Schloß Fotheringhay, wo sich bald darauf auch ihre Richter einfanden, zwei und vierzig an der Zahl.

Maria weigerte sich, vor diesem Gerichte zu erscheinen, und konnte nur durch wiederholte Drohungen hierzu gezwungen werden. In der That war es auch kein Gericht, vor dem sie stand, sondern nur eine eifrige Dienerschaar, die sich um jeden Preis die Gunst ihrer Gebieterin erwerben und den Leidenschaften derselben schmeicheln wollte. So wurde denn über die Wehrlose ein unbewiesenes

Schuldig ausgesprochen, weil sie nach dem Leben der Königin von England getrachtet habe, und auch das Parlament, dem die Akten vorgelegt wurden, bestätigte dies Urtheil und bat die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

Es war am 22. November 1586 als Maria das Todesurtheil verkündigt wurde. Sie vernahm dasselbe mit großer Festigkeit und erwiederte: „Ich danke und lobe Gott, daß es ihm gefällt, so viel Elend und Unglück zu beendigen, das ich seit neunzehn Jahren habe ertragen müssen. Unschuldig gebe ich meinen Geist, rein mein Herz und mein Gewissen in Gottes Hände". Ihr strenger Aufseher Paulet erklärte sie darauf als bereits todt in den Augen des Gesetzes, mithin unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ deshalb den in ihrem Zimmer noch befindlichen Thronhimmel hinwegschaffen und setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart. Trotzdem zögerte Elisabeth noch, den Mordbefehl zu unterzeichnen. Denn wenn sie auch als Tochter Heinrich's des Achten nicht die gefühlvollen Regungen der Menschlichkeit und des Mitleids kannte und deshalb die Verwendungen Frankreichs und selbst des eigenen Sohnes der Verurtheilten mit erbarmungsloser Kälte zurückzuweisen wußte, so empfand sie doch ein geheimes Grauen bei dem Gedanken, alle Könige und Fürsten Europa's gegen sich aufzubringen und hätte aus diesem Grunde das Gehässige einer so aufsehenerregenden That gern von sich abgewälzt. Sehr lieb wäre es ihr daher gewesen, wenn jener Paulet, ohne vorher erst anzufragen, das Urtheil schnell hätte vollziehen lassen. Da dieser aber zu gewissenhaft war, um eine solche Last auf seine Schultern zu nehmen, ward der Sekretär Davison ausersehen, den Sündenbock zu spielen. Als derselbe nämlich auf Anordnung der Königin den Hinrichtungsbefehl mit dem großen Siegel versehen hatte und ihr dies am nächsten Tage auf ihr Befragen mittheilte, tadelte sie seine Eile mit großer Heftigkeit und beunruhigte hierdurch den ängstlichen und mit den Eigenheiten seiner Gebieterin sehr wohl bekannten Menschen dergestalt, daß er augenblicklich eine Sitzung des Rathes herbeizuführen suchte, in der man denn auch den Beschluß faßte, auf eigene Verantwortung den Befehl zu vollziehen und von jeder weitern Belästigung der Königin abzustehen. Sogleich reisten die Grafen Kent und Shrewsbury, denen die Ausführung übertragen ward, nach Fotheringhay ab.

Am 8. Februar 1587, also beinahe drei Monate nach der Verkündigung des sogenannten Urtheils, ward dasselbe vollzogen. Mit großer Gelassenheit hatte Maria ihre Papiere geordnet und auf die

rührendste Weise von ihren Dienern, den treuen Gefährten ihrer Leiden, Abschied genommen. Als sie aus dem Zimmer trat, fragte sie ihre Gefängnißwärter, ob es Zeit sei, daß sie sterben solle und ließ sich auf die bejahende Antwort derselben, von zwei ihrer Frauen in den großen, schwarz ausgeschlagenen Saal führen, der zu ihrer Hinrichtung eingerichtet und in dem bereits eine bedeutende Menschenmenge versammelt war. Sie war damals fünf und vierzig Jahre alt, aber allgemein bewunderte man noch die hohe Schönheit, welche durch tiefen Seelenschmerz und alle Qualen und Entbehrungen einer langen Gefangenschaft wohl an Farbenschmelz und jugendlicher Frische, nichts aber von jenem edlen Zauber verloren hatte, der unwillkührlich die Herzen ergreift und selbst dem Rohesten ein Gefühl der Achtung abzunöthigen weiß. Mit Ruhe und königlichem Anstande bestieg sie das Schaffot und sprach dann noch ein kurzes inbrünstiges Gebet; gleich darauf fiel ihr Haupt unter dem Beile des Scharfrichters. Selbst ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben gestorben ist. Wäre sie der moralischen Verbrechen, deren man sie anklagte, auch wirklich schuldig gewesen, so war doch Elisabeth nicht dazu berufen, ihre Richterin zu sein.

Vier und zwanzig Stunden lang läutete man auf die Nachricht vom endlichen Tode der Ketzerin in London die Glocken und zündete auf allen Straßen Freudenfeuer an. Elisabeth aber sank in Ohnmacht, als sie den Tod erfuhr, ließ augenblicklich Hoftrauer anlegen und rief ein Mal über das andere, dies sei gegen ihren Befehl geschehen. Der unglückliche Davison wurde abgesetzt, durch die Auferlegung einer hohen Geldstrafe um sein ganzes Vermögen gebracht und endlich in's Gefängniß geworfen, aus dem er nicht wieder loskam, so lange Elisabeth am Leben war. Unaufhörlich und unter vielen Thränen betheuerte dieselbe, daß es niemals ihre Absicht gewesen sei, das Urtheil vollziehen zu lassen und daß diese eigenmächtige Handlung ihren Ministern den Kopf kosten würde, wenn sie nicht wüßte, daß sie es gut gemeint hätten u. s. w. Alle diese komödienhaften Versicherungen aber waren nicht im Stande, den wahren Zusammenhang der Sache zu verhüllen und je mehr Elisabeth sich gedrungen fühlte, ihre Unschuld zu vertheidigen, desto mehr kamen die unbefangenen Beurtheiler in der Ansicht überein, daß nur sie die Urheberin der Hinrichtung gewesen und daß sie durch dieselbe ihrem sonst so großen und segensreichen Leben einen unvertilgbaren Schmutzflecken angeheftet habe.

Der Schwager der enthaupteten Maria war König von Frank-

reich und ihr eigener Sohn saß auf dem schottischen Thron. Beide hätten die Verpflichtung gehabt, die ungerechtfertigte Ermordung einer so nahen Verwandten zu rächen. Dennoch unterließen sie es. Nur Philipp der Zweite von Spanien, der einstmalige Gemahl der blutigen Maria, den Elisabeth durch ihren Protestantismus und durch ihre heimliche und öffentliche Unterstützung seiner empörten niederländischen Provinzen längst zum äußersten Zorne gereizt, nur dieser düstere und bis zum blutdürstigsten Fanatismus dem römischen Stuhle ergebene Tyrann war es, der die Hinrichtung der schottischen Königin als eine Beleidigung und Verhöhnung des Katholizismus betrachtete, für die er, nach so vielen anderen erlittenen Kränkungen, die englische Ketzerin endlich bestrafen müsse. Bald wurden in Madrid die umfassendsten Kriegsanstalten getroffen und schon in kurzer Zeit war eine Flotte ausgerüstet, die das Staunen der Welt erregte, weil noch niemals das Meer eine gleiche getragen hatte. Die „unüberwindliche Armada" nannte sie der Stolz der Spanier, die schon frohlockend nach dem abtrünnigen England hinüberblickten, das sie bald zu demüthigen und zu vernichten hofften.

Elisabeth schwebte in augenscheinlicher Gefahr, entwickelte aber im Angesichte derselben ihre ganze Größe und zeigte besonders jenen Muth und jene scharfblickende Klugheit, die sie in entscheidenden Augenblicken niemals verließ. Mit Umsicht und Besonnenheit ordnete sie die Vertheidigungsanstalten an und bereiste dann selbst das ganze Königreich, um durch ihr Beispiel auch den Muth und die Kraft ihrer Unterthanen anzufeuern. Selbst die Katholischen, die im Grunde gute englische Patrioten waren und von einer spanischen Despotenherrschaft nichts wissen wollten, fielen ihr zu und so war denn bald durch die Opferbereitschaft des Volkes eine Heeresmacht und eine Flotte zusammen gebracht, zwar kleiner als die spanische, aber dennoch bedeutend genug, um der letzteren durch gute Führung und begeisterte Kampfeslust die Spitze bieten zu können. Unter den 180 Schiffen, welche ausliefen, hatte die Stadt London allein 33 gestellt.

Der Ausgang dieses Krieges, der England zu Grunde richten und dem Protestantismus eine Lehre geben sollte, war die schnelle Besiegung der Spanier, deren ungeheuere Seemacht in einem einzigen Treffen (am 30. Juli 1588 von Morgens 4 Uhr bis Abends 6 Uhr) zersprengt und in die Flucht geschlagen wurde. Mehr als um die Hälfte verkleinert kam die unüberwindliche Armada nach dem trauernden Spanien zurück, während Elisabeth unter dem donnernden Jubel ihres Volkes triumphirend in London einzog und mit

den lautesten Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit empfangen wurde, als sie sich auf weißem Pferde, den Marschallsstab in der Hand, dem siegreichen Heere zeigte. Eine unbeschreibliche Begeistrung hatte überhaupt in Folge jener glänzenden Waffenthat ganz England ergriffen und getragen durch das erhebende Gefühl der Vaterlandsliebe und des Nationalruhms schwangen sich aller Orten die Geister zu einer Kraft des Schaffens und Strebens auf, welche die eigentliche Grundlage aller späteren Größe und Bedeutung des merkwürdigen Inselreiches geworden ist. Auch die Jugend des unsterblichen, wenn auch damals noch ziemlich unbekannten Dichters William Shakespeare fiel in diese große Zeit und die Eindrücke, die sie ihm gegeben, spiegeln sich sowohl in dem Inhalte als auch in der großartigen und markigen Gestaltung seiner Werke wieder.

Elisabeth theilte den patriotischen Siegesjubel des Volkes, verdunkelte aber gerade in dieser Periode ihren Ruhm wiederum durch einzelne Flecken, zu denen, neben ihrem zärtlichen Verhältniß zu unwürdigen Liebhabern, besonders die Strenge zu rechnen ist, welche sie mit einem Male, allen ihren bisherigen Grundsätzen zuwider, gegen die Katholischen bewies, indem sie die hohen Geldstrafen, mit denen die Gesetze den Nichtbesuch der Kirche und die Weigerung des Suprematseides bedrohten, zu einer reichen Einnahme für den Staat zu machen suchte. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der katholische Schriftsteller Lingard erzählt, es hätten in der Zeit von der Besiegung der Armada bis zum Tode der Königin 61 Priester, 47 Laien und 4 Edelfrauen ihrer Religion wegen den Tod erleiden müssen. Die unermüdlichen heimlichen Aufreizungen der Priester, welche nicht geduldet sein, sondern herrschen wollten, mögen übrigens wohl diese und ähnliche Verfolgungen herbeigeführt haben.

Kein Ereigniß von besonders hervorragender Bedeutung zeichnete übrigens die letzten Lebensjahre der großen Königin aus, welche das seltene Glück genoß, in dem allgemeinen Wohlstande, der wachsenden Macht und dem regen Gewerbfleiße der Nation noch mit eigenen Augen die Früchte ihrer langen Regierung gedeihen und emporblühen zu sehen, während alle anderen Staaten ringsumher sich in einem Zustande des Siechthums und Verfalles befanden. Statt sich aber nach glücklicher Bekämpfung und Ueberwindung so vieler unglaublichen Schwierigkeiten dieses großartigen Erfolges zu freuen, verbrachte die allgemein Bewunderte den Abend ihrer Tage in Schwermuth und zehrendem Lebensüberdruß. Sie fühlte sich einsam auf dem mächtigen Throne; ihr treuer Minister Burleigh

war gestorben, ihren Geliebten, den Grafen Essex, hatte sie in der Uebereilung des Zornes hinrichten lassen, sie selber war eine alte kranke Frau geworden und mit Entsetzen wendete sie sich ab, als sie unwillkührlich vor den Spiegel trat und in ihrer gebeugten hinfälligen Gestalt, in ihrem abgemagerten, durch Runzeln entstellten Gesicht die eitle Nichtigkeit aller irdischen Größe erblickte. Nun klangen ihr die übertriebenen Lobsprüche ihrer Schmeichler wie beißender Hohn und aus dem bunten Treiben ihres glänzenden Hofes gähnte ihr nur eine unbefriedigende und trostlose Leere entgegen, sie zog sich zurück, lag Tage und Nächte hindurch einsam weinend auf dem Fußboden ihres Gemaches und sah, wenn sie ein Mal öffentlich erschien, in dem verminderten Jubel oder dem Schweigen der Bürger den Untergang ihrer Beliebtheit. Dennoch fürchtete sie den Tod, der sie endlich am 24. März des Jahres 1603 im siebzigsten Jahre ihres Lebens und im fünf und vierzigsten ihrer Regierung ereilte, nachdem sie noch im Todeskampfe einen Beweis ihrer hohen Selbstverleugnung gegeben, indem sie König Jakob den Sechsten von Schottland zu ihrem Nachfolger ernannt und dadurch das schottische Reich mit England und Irland vereinigt hatte.

Elisabeth gehörte jener Gattung von großen Regenten an, welche durch den Glanz ihrer persönlichen Tugenden den despotischen Charakter ihrer Regierung verdecken und sich die Liebe ihres Volkes erwerben, obwohl sie dasselbe seiner Freiheiten und Rechte berauben. Hatte schon ihr Vater der Volksstimme keinen gesetzlichen Einfluß auf seine Handlungen und Entschlüsse eingeräumt, hatte er das Parlament zu einem elenden Schattenbilde, zu einem demüthigen und gefügigen Werkzeuge seines Eigensinnes herabgewürdigt, so war sie eben so wenig geneigt, von dieser ein Mal erlangten Machtvollkommenheit der Krone auch nur das Geringste aufzugeben und herrisch wie er, trat sie jedem Anspruche entgegen, der, gestützt auf die magna charta und die alten Gesetze des Königreichs, die Pflicht des unbedingten Gehorsams leugnen oder die Allgewalt ihres Willens nicht anerkennen wollte. Ihr Wille aber — und dies eben zeichnet sie aus — war in den meisten Fällen ein vernünftiger, der Ehre und dem Wohle des Landes entsprechender gewesen und mit einer unermüdlichen Sorgfalt für die wahren Interessen desselben hatte sie auch stets eine weise Sparsamkeit und eine tiefe Abneigung gegen Alles verbunden, was das Eigenthum ihrer Unterthanen beein-

trächtigen, sie mit unnützen Steuern und Abgaben belasten und ihnen nach dieser Seite hin den Mangel einer genügenden Betheiligung an Gesetzgebung und Regierung fühlbar machen konnte. Darum und nur aus diesem Grunde war es ihr möglich geworden, beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch einen fast unumschränkten Absolutismus auszuüben und ohne große Anstrengung alle die Schwierigkeiten fern zu halten, welche gerade in ihrer Zeit einem derartigen Regimente sich entgegen stellen mußten.

Denn die inneren Verhältnisse Englands waren bei Weitem nicht so glatt und friedlich, als es den Anschein hatte, so lange sie durch die Kraft einer klugen und besonnenen Politik künstlich zusammengehalten wurden. Die Nation vor allen Dingen hatte ihrer verlorenen oder vielmehr abgeschwächten Rechte nicht vergessen, sondern nur um so lebhafter und mit desto größerer Sehnsucht sich derselben erinnert, als sie während dieser glänzenden Periode an Wohlstand und Bildung zugenommen und der erfolgte mächtige Aufschwung der Wissenschaften und Künste einen Geist der Prüfung und des Forschens angeregt hatte, der sich allmählig auch der Ergründung des Staatswesens zuwandte und besonders in dem begüterten Mittelstande einen ungemeinen Durst und Drang nach Freiheit und politischer Geltung erzeugte. Trat derselbe auch unter Elisabeth noch nicht in seiner ganzen Schärfe und mit all' seinem heftigen Widerwillen gegen jede Art von Regierungswillkühr hervor, so gab er doch schon bei verschiedenen Gelegenheiten die unzweideutigsten Beweise einer despotenfeindlichen Gesinnung und wurde besonders dadurch gefährlich, daß er mit dem Wirrwarr der religiösen Frage im genauesten und innigsten Zusammenhange stand. Diese aber war der eigentlich kranke und schmerzhafte Punkt des ganzen Staates, die häuptsächlichste Quelle einer fortwährenden inneren Unzufriedenheit. Auf königlichen Befehl war innerhalb der Kirche eine Reformation herbeigeführt und nach den Grundsätzen derselben eine Staatskirche geschaffen worden, welche eben dieses ihres Ursprungs wegen die Gemüther und Gewissen nicht befriedigen konnte. Sie hatte Alles gegen sich, was in England noch mit aufrichtigem Herzen einem religiösen Interesse ergeben war und nicht nur die sehr bedeutende, fast die Hälfte der Bevölkerung umfassende Anzahl strenggläubiger Papisten stand ihr feindselig gegenüber, sondern auch die große Schaar derjenigen, welche zugleich mit der Abschaffung des Papstes eine innere wesentliche Verbesserung der Kirche, d. h. eine gründliche Hinwegräumung Alles dessen verlangten, was noch an

die Satzungen und Gebräuche des alten Katholizismus erinnern konnte. Diesen Leuten, welche sich von ihrem Streben nach einer wirklichen Reinigung des kirchlichen Lebens die Puritaner nannten, war besonders die aristokratische Herrschergewalt der Bischöfe und die Beibehaltung vieler katholischer Ceremonien ein Gräuel, und schon in den ersten Regierungsjahren Elisabeth's hatten sie sich zu einer festen Partei zusammengethan, die nach dem Vorbilde der schottischen Presbyterianer und mit demselben fanatischen Eifer alle weltlichen Freuden und jede sinnliche Ausschmückung des Gottesdienstes verdammte, einen aller Aeußerlichkeiten entkleideten unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit erstrebte, und in Bezug auf die Kirchenverfassung das von Aeltesten geführte und auf demokratischen Grundsätzen beruhende Regiment für das geeignetste hielt. Erst später bildete sich innerhalb der Sekte die Meinung aus, daß auch den Aeltesten keine Gewalt von Gott gegeben sei, daß vielmehr die Gemeinde selbstständig über ihre Angelegenheiten zu entscheiden habe, und die so dachten unterschieden sich von den presbyterianischen Puritanern durch den Namen der Independenten.

Daß nun Elisabeth diese dem protestantischen Boden entwachsene Richtung nicht begünstigte, war bei ihrer Vorliebe für ein einheitliches Bekenntniß des ganzen Volkes schon natürlich genug. Außerdem aber entging ihr auch die politische Gefährlichkeit einer Lehre nicht, welche einen tiefen Abscheu gegen alle geistliche Bevormundung hegte und die Gleichheit aller Menschen vor Gott als ihren obersten Grundsatz verkündigte. Wegen ihrer Weigerung, den Suprematseid zu schwören und den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, wurden daher die Puritaner mit vieler Härte und Heftigkeit verfolgt, schlossen sich aber unter dem Drucke dieser Verfolgungen nur immer muthiger und fester aneinander, um gemeinsam und mit allem Feuer und aller Begeisterung einer jungen Partei für die Ausbreitung ihrer Ueberzeugungen zu wirken. So hatten sie bald in allen Klassen der Gesellschaft zahlreiche Anhänger gefunden, waren endlich selbst im Unterhause auf das Kräftigste vertreten und bildeten neben den Katholischen und in genauester Verbindung mit den politisch Mißvergnügten ein Element der Gährung und Unzufriedenheit, das zwar äußerlich noch wenig bemerkbar wurde, dennoch aber nur einer Gelegenheit und eines Anstoßes bedurfte, um mit der ganzen Gewalt seiner glühenden Leidenschaftlichkeit auch auf der Oberfläche zu erscheinen.

In diese schwierigen und vielfach unterwühlten Verhältnisse

nun, trat mit allen Ansprüchen Elisabeth's, aber ohne ihre Größe und Aufopferungsfähigkeit, der fremde sieben und dreißigjährige Fürst, den der letzte Wille der Verstorbenen zum Erben der englischen Krone berufen hatte. Jakob der Sechste von Schottland, seit seiner Erhebung zum König von England Jakob der Erste genannt, hatte, was zunächst sein Aeußeres betrifft, von der Anmuth und dem herzgewinnenden Liebreize seiner Mutter auch nicht die leiseste Spur geerbt. Er war ein untersetzter wohlbeleibter Mann, dessen dünne und schwache Beinchen aber die Last seines Oberkörpers nicht zu tragen vermochten und daher beim Gehen stets der Unterstützung eines Dieners bedurften. Denkt man sich nun zu dieser schon widerlichen Unverhältnißmäßigkeit noch ein mädchenhaft zartes, fast bartloses Gesicht, mit großen unstät und furchtsam umherrollenden Augen, dazu eine Zunge, die durch ihre Breite in ekelhafter Weise das Sprechen und Trinken erschwerte und zu dem allen endlich einen Wust von dicken und gefütterten Kleidern, welche den Leib vor meuchlerischen Angriffen sicher stellen sollten, so hat man ein ungefähres Bild des Mannes, den seine Zeitgenossen nicht mit Unrecht als eine tölpische und unangenehme Erscheinung bezeichnet haben.

Ganz entsprechend diesem wunderlichen Aussehen Jakobs war sein Charakter und die eigenthümliche Geistesbildung, welche er erhalten hatte. Denn seine Erziehung war gerade in die Zeit gefallen, in welcher der Reformationseifer in Schottland den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte, und nach dem Willen der herrschenden Partei sollte er auf alle Weise in den protestantischen Lehrsätzen befestigt werden. Dazu gehörte, nach der damaligen Ansicht, besonders Sprachgelehrsamkeit, vorzüglich in ihrer Anwendung auf die Erklärung der biblischen Schriften. Der Prinz erhielt daher den in den Schulen und Universitäten jener Zeit gebräuchlichen Unterricht eines künftigen Theologen und setzte auch nach Beendigung seiner Lehrjahre das Studium der Theologie mit vielem Fleiße fort, weniger aus Interesse für die Religion, als um seiner Eitelkeit Nahrung zu geben, und mit dem Ruf eines großen Gelehrten zugleich den Titel eines Beschützers des protestantischen Glaubens zu erlangen. So entstand schon in früher Jugend seine erste schriftstellerische Arbeit, eine „fruchtbare Betrachtung, enthaltend eine leichte und faßliche Erklärung des siebenten, achten, neunten und zehnten Verses des zwanzigsten Kapitels der Offenbarung Johannes, in Form einer Predigt, herausgegeben von dem aufrichtigsten Bekenner und vornehmsten Vertheidiger des Glaubens, Jakob dem Sechsten!

König der Schotten." In dieser Schrift suchte der gekrönte Verfasser zu beweisen, daß der Papst der Antichrist sei, „fruchtbar" aber ist dieselbe wohl nur insofern gewesen, als sie als der erste Keim aller der zahlreichen literarischen Produkte zu betrachten ist, durch welche sich Jakob bald allgemein den Tadel zuzog, daß ein junger Regent, im Hinblick auf die unruhigen, der Verbesserung so sehr bedürftigen Verhältnisse seines Vaterlandes, Zeit und Kräfte wohl auf etwas Zweckmäßigeres und Vernünftigeres verwenden könne.

Hand in Hand mit dieser schriftstellerischen Eitelkeit oder vielmehr mit dem fortwährenden Streben, als ein sehr weiser und sehr gelehrter Mann bewundert zu werden, ging in Jakobs Wesen der durch Höflinge und Schmeichler genährte hohe Begriff, den er überhaupt von der großen Vollkommenheit und Unfehlbarkeit seiner Person sowohl als von den erhabenen Herrscherrechten eines Königs hegte. Wir haben dieselbe Eigenschaft in Heinrich dem Achten kennen gelernt. War sie aber bei diesem mit einem rastlosen Thätigkeitstriebe und mit jener wilden Entschiedenheit gepaart, die man immerhin als eine Art von Charakterstärke bezeichnen mag, so artete sie in Jakob in eine träge und langweilige Selbstvergötterung aus, die sich in breitem und salbungsvollem Redeschwulst gefiel und hinter aller erkünstelten Würde und Wichtigkeit das Gepräge eines schwächlichen und niedergedrückten Geistes nur schlecht verbarg. Dabei war er allerdings gutmüthig und es läßt sich auch nicht von ihm sagen, daß er ohne Verstand gewesen sei. Während seinem Munde aber unaufhörlich die erhabensten Aussprüche politischer und moralischer Weisheit entströmten, war es ihm doch noch niemals eingefallen, diese oft sehr wahren und richtigen Grundsätze vor Allem auf sich selber, auf seine Regierung und sein Leben anzuwenden. Von unwürdigen Günstlingen beherrscht und bis zum Uebermaße für die Vergnügungen der Jagd und der Tafel eingenommen, hatte er sich vielmehr in Bezug auf die Geschäfte und Angelegenheiten des Staats stets einer bequemen und vornehmen Unthätigkeit hingegeben, die schon hinreichend gewesen wäre, ihn zu einem der schlechtesten Regenten zu machen, selbst wenn er einen anderen seiner Fehler, nämlich seine natürliche und angeborene Furchtsamkeit hätte besiegen können. Diese aber war so groß, daß sie nicht nur einen entschiedenen Widerwillen gegen den Krieg und demzufolge eine oft den Umständen nicht angemessene Nachgiebigkeit und Schwäche erzeugte, sondern schon durch den bloßen Anblick eines gezogenen Degens bis

zum äußersten Entsetzen gesteigert wurde. Der Schreck, den Jakobs Mutter während ihrer Schwangerschaft bei der plötzlichen Ermordung ihres Lieblings Rizzio empfunden, soll, wie Zeitgenossen behaupten, die Ursache dieser eben so außergewöhnlichen als unköniglichen Erscheinung gewesen sein.

Schottland war damals ein verhältnißmäßig kleines und armes Königreich mit einer Verfassung, welche die Regierungsgewalt so sehr beschränkte, daß der König den Beschlüssen des Parlaments gegenüber nicht Nein sagen durfte. Auch waren dort die finsteren sittenstrengen und an die äußerste Einfachheit gewöhnten Presbyterianer noch immer die herrschende Partei. Wie hätte also ein König von dem Charakter und den Ansprüchen Jakobs inmitten solcher beengenden Verhältnisse und Umgebungen sich glücklich fühlen, wie hätte er nicht mit einem Jubel ohne Gleichen den Ruf begrüßen sollen, der ihn aus einer vielfach abhängigen und zu haushälterischer Sparsamkeit zwingenden Stellung plötzlich auf einen der reichsten und mächtigsten Throne Europa's hob! Statt daher die Verhältnisse des neu erlangten Reiches zu erforschen und danach seine Entschlüsse zu regeln und sein Betragen einzurichten, dachte er bei seiner Erhebung nur an das, was er durch dieselbe gewinnen wolle. Alle seine Träume von unumschränkter Herrschaft, alle seine Wünsche nach ungehindertem Lebensgenuß sollten von jetzt an in Erfüllung gehen, und wie der große Schwarm von Edelleuten und Höflingen, den er mit sich nach England hinübernahm, hatte er bei seiner Uebersiedlung kaum einen anderen Vorsatz, als die Schätze und Herrlichkeiten des reicheren und besseren Landes nach Kräften auszubeuten.

In England mochte man von diesen Absichten und Plänen noch keine genaue Kenntniß haben. Denn nirgends erhob sich eine Stimme gegen das Erbrecht des neuen Königs, der sogar bei seiner Ankunft überall mit den lautesten und unzweideutigsten Beweisen der Freude empfangen ward. Unterwegs erfuhr er, daß in London eine pestartige Krankheit wüthe und diese Nachricht versetzte ihn in solche Angst, daß er beinahe den Befehl zur Umkehr gegeben hätte. Dennoch trug die Begierde nach einer schnellen Krönung dieses Mal den Sieg über die Furcht davon und zögernden Schrittes, immer mit der Hoffnung auf ein baldiges Aufhören der Seuche, bewegte sich der königliche Zug der Hauptstadt entgegen. Endlich dort angelangt, bestätigte Jakob an William Shakespeare und mehrere andere Schauspieler ihr Privilegium zu theatralischen Vorstellungen, aber nur unter der Bedingung, daß sie die Krankheit erst vorübergehen

lassen sollten; dann erließ er eine Verordnung, welche im gebieterischen Tone jedes der Gesundheit nachtheilige Gedränge und besonders eine Wiederholung des tumultuarischen Zusammenlaufs verbot, durch den er bei seiner Ankunft in der herzlichsten Weise begrüßt worden war. Geräuschlos und ohne Glanz fand hierauf am 25. Juli (1603) die Krönung statt und gleich nach Beendigung derselben zog sich der König in großer Hast aus der Hauptstadt zurück.

Waren schon hierdurch die Gemüther ein wenig verstimmt, so war auch das weitere Benehmen Jakob's nicht geeignet, den unangenehmen und fast lächerlichen Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit vergessen zu machen. So erließ er schon beim Beginne des nächsten Winters eine Kabinetsordre an den geheimen Rath, in welcher er demselben die Pflicht auferlegte, sich aller beschwerlichen Regierungsangelegenheiten zu unterziehen und überhaupt zu verhüten, daß Seine Majestät durch Geschäfte unterbrochen und belästigt werde. Begründet war dieser sonderbare Befehl durch die ernsthafte Erklärung, daß der König nunmehr die Jagd besuchen wolle, weil dieselbe zur Erhaltung seiner Gesundheit nothwendig, von der dauernden Gesundheit des Königs aber das Heil und die Wohlfahrt aller Unterthanen abhängig sei. Ueberhaupt bildete die Jagd, wenn er nicht von seiner Staatsklugheit oder theologischen Einsicht redete, den Hauptgegenstand seines Gesprächs und Stunden lang konnte er mit ungeheurer Wichtigkeit dieses Thema verhandeln, wenn er zechend hinter dem Weinglase saß und sich bei wohlbesetzter Tafel von den erlittenen Anstrengungen zu erholen suchte. Schon wußte man allgemein, daß er mäßig lebe, wenn er nur einmal am Tage betrunken sei und daß seine Gemahlin Anna, eine geborene Prinzessin von Dänemark, sich gelegentlich ebenfalls in diesem gemüthlichen Zustande befinde. Spaßhafte oder auch skandalöse Vorfälle, zu denen nun natürlich eine solche Schwäche des Königspaares Veranlassung geben mußte, wurden mit vieler Geschäftigkeit weiter getragen und mit Ergötzen im Publikum aufgenommen. So ward einst ein sinnbildlicher, der biblischen Geschichte entnommener Tanz, der zu Ehren Jakob's bei einem der glänzenden Hoffeste aufgeführt werden sollte, dadurch gestört, daß die Königin mit ihrer Rolle nicht zu Stande kommen konnte, sondern verwirrt und in den possirlichsten Bewegungen im Saale umhertaumelte und endlich hinweggetragen werden mußte, während ihre Hofdamen Glaube, Liebe, Hoffnung sich gleichfalls kaum auf den Füßen zu halten vermochten.

Obwohl nun aber ein derartiges Betragen in Verbindung mit einer ungemessenen Verschwendung und einer auffallenden Begünstigung der schottischen Höflinge, einen großen Theil der Liebe und Achtung untergraben mußte, welche das englische Volk dem neuen Hofe entgegengetragen, so äußerte sich doch im Anfange noch kein deutliches Zeichen eines allgemeinen Mißvergnügens, da die mächtigsten Parteien im Lande die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Jakob sich ihnen geneigt zeigen und ihre hauptsächlichsten Wünsche erfüllen würde. Vor Allem waren es die Puritaner, die von einem Könige, den man in den Grundsätzen der ihnen so nahe verwandten schottischen Kirche erzogen und der diese Grundsätze zum Theil in seinen Schriften vertheidigt hatte, eine völlige Beseitigung Alles dessen erwarteten, was ihnen in der Verfassung und den Gebräuchen der englischen Kirche so sehr zuwider war. Als daher Jakob keine Anstalten traf, die irgend einen Eingriff in die bestehenden kirchlichen Verhältnisse voraussetzen ließen, glaubten sie nach einiger Zögerung den Anfang machen zu müssen und wendeten sich mit einer Bittschrift an ihn, die vertrauensvoll eine weitere Umgestaltung der Kirche verlangte und von nicht weniger als siebenhundert und funfzig Geistlichen unterzeichnet war.

Jakob aber hatte im Innersten seiner Seele stets einen Widerwillen gegen die Lehren der Puritaner gehegt und, wie seiner Vorgängerin in der Regierung, war ihm besonders die starke Neigung zu republikanischen und demokratischen Ansichten verhaßt, welche er an ihren schottischen Glaubensgenossen genugsam kennen gelernt hatte. Hatten schon diese den vertrauten Fuß, auf dem sie mit ihrem Gotte lebten und die tiefe Abneigung, welche sie gegen alle äußere Verehrung desselben empfanden, auch auf ihren irdischen König übertragen, hatten sie seine Lehrsätze zu bestreiten, seinen Befehlen zu widersprechen und ihn auf alle Weise zu kränken gewagt, wie hätte er sich in England dieselbe Lage bereiten, wie hätte er hier nicht vielmehr mit allen seinen Kräften den ferneren Anwachs einer Partei verhindern sollen, von der er bereits durch Erfahrung wußte, daß sie seinen hochgeschraubten Herrscherplänen sich entgegenstellen, seine theologische Unfehlbarkeit nicht anerkennen und die Ungebundenheit seiner Sitten, seine Liebe zu Trinkgelagen und rohen Scherzen verdammen und verabscheuen würde? Statt also die strenge, durch Geist und Entschiedenheit ausgezeichnete und in beiden Königreichen zu hohem Einfluß emporgewachsene Sekte zu begünstigen oder durch irgend ein kluges Benehmen zu gewinnen, war er von vornherein

entschlossen, die Bedrückungen und Verfolgungen fortzusetzen, welche Elisabeth gegen dieselben angewendet, und schon nach den ersten Berathungen, die er zur Erledigung ihrer Anliegen mit ihnen hielt, hatten die Puritaner alle Ursache, sich über die unfeine Untersuchungsart des Königs und über den verletzenden und selbstgefälligen Widerspruch zu beklagen, den er ihren Auseinandersetzungen entgegenstellte. Alles was sie von ihm zu erlangen vermochten, bestand in einigen geringen Aenderungen der Liturgie und mißvergnügt, mit getäuschter Hoffnung und grollendem Herzen, zogen sie sich vom Hofe zurück.

Waren aber die Puritaner unzufrieden, so waren es die Katholiken bald noch mehr. Denn auch sie hatten große Gunst von Jakob erwartet, weil er von Maria Stuart abstammte und weil er ihnen in der That — wahrscheinlich um sie zu gewinnen — im Voraus geheime Versprechungen gemacht. Auch hätte er wohl innerlich nichts gegen sie einzuwenden gehabt, wenn sie nicht den Papst auf den Platz gestellt hätten, der seiner Meinung nach nur dem König gebührte. Dieser eine Punkt war aber auch vollständig genügend, ihn gegen alle Bestrebungen der Katholiken einzunehmen und als sich dieselben daher mit der Bitte um gesetzmäßige Duldung an ihn wendeten, schlug er das Gesuch mit der Erklärung ab, daß er sich bereits seit sechs Jahren zur anglikanischen Kirche bekehrt und folglich nur diese auf seine Anerkennung und seinen vollen Schutz zu rechnen habe. Hiermit war denn allem weiteren Andringen der Boden abgeschnitten und die bisherige Strenge der Gesetze gegen die sogenannten Nonkomfirmisten, d. h. gegen Alle diejenigen, welche sich nicht zur herrschenden Staatskirche bekennen wollten, von selber aufrecht erhalten. Nach wie vor wurden Puritaner wie Katholiken verfolgt, eingekerkert, abgesetzt und an die letzteren sogar die unerhörte Forderung gestellt, daß sie die zwanzig Pfund, welche sie monatlich für den Nichtbesuch der Kirche zu zahlen hatten, für die Zeit seit Elisabeths Tode nachzahlen sollten. In einer einzigen Grafschaft sollen durch dieses Verfahren 409 Familien an den Bettelstab gebracht worden sein, während ihr Hab und Gut in die Hände der schottischen Günstlige floß, die sich nach dem Ausspruche eines damaligen Schriftstellers wie „Blutigel" an den König hingen und im Verein mit den Geistlichen sogar einige Hinrichtungen durchzusetzen suchten, um den widerspenstigen Engländern ein warnendes Beispiel aufzustellen.

Jakob hatte sich der anglikanischen Hochkirche zugewendet nicht weil dieselbe seinen religiösen Ueberzeugungen entsprach — der Inhalt eines religiösen Bekenntnisses war ihm immer gleichgültig gewesen — sondern weil ihre Form und Verfassung seine Macht vergrößerte, seinen Ansprüchen auf erhabene Vorrechte schmeichelte und ganz dazu geeignet war, eine Stütze des Despotismus zu sein. Er hatte aber diesen wichtigen und gefährlichen Schritt in unkluger und verletzender Weise, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse und ohne Ahnung des Ungewitters gethan, das er durch denselben über seinem Haupte zusammenzog. Mehr als jemals lebte er vielmehr der Zuversicht, daß er ein großer, ein vollkommener Regent sei und seine Höflinge ermangelten nicht, ihn täglich in diesem Selbgefühl zu bestärken. Dabei hielt er seine Macht für vollständig gesichert und die ganze Nation an Unterwürfigkeit gewöhnt. Warum sollte es auch unter ihm anders gehen, als unter Elisabeth, da er doch, seiner Idee nach, ein weit größerer Staatsmann und Gelehrter war, als diese? So schlenderte er denn sorglos und in blindem Eigendünkel, nur immer mit sich selbst beschäftigt dahin, während er in allen Provinzen des Reiches bereits als ein eingebildeter und aufgeblasener Narr verlacht, als ein Tyrann gehaßt, als ein leichtsinniger Verschwender verachtet wurde und es im ganzen Lande kaum einen Stand gab, der nicht über den „britischen Salomo", wie seine Verehrer ihn nannten, seine Glossen gemacht und zu Beschwerden und tadelnden Bemerkungen Ursache gehabt hätte.

So unzufrieden nun aber auch die verschiedenen Parteien waren und so sehr auch die wachsende Bildung und Urtheilskraft ihre Unzufriedenheit nähren und steigern mußte, so waren sie doch im Ganzen und Großen noch weit entfernt, an verwegene Unternehmungen und an eine gewaltthätige Durchsetzung ihrer Wünsche zu denken. Nur in einigen der eifrigsten Katholiken, deren Sache allerdings auf eine friedliche Ausgleichung nicht mehr zu hoffen hatte, entstand aus der Erbitterung über die Wortbrüchigkeit des Königs und aus Schaam über die erlittene Täuschung ein derartiger tollkühner Plan und auch dieser wäre wohl sobald noch nicht ausgeführt worden, wenn sich nicht die Jesuiten in das Spiel gemischt und das glimmende Feuer zur hellen Flamme angeblasen hätten. Denn obwohl diese frommen Väter schon unter Elisabeth in England geächtet waren, so hatten sie doch theils von Rom aus durch aufreizende Schriften und Flugblätter auf ihre dortigen Glaubensgenossen zu wirken, theils sich unter den verschiedensten Gestalten

wieder einzuschleichen gewußt. Man behauptete sogar, daß sie sich mit Erlaubniß ihrer Oberen als bischöfliche und puritanische Geistliche in die Gemeinden gedrängt, um in dieser Stellung desto sicherer und erfolgreicher durch Wort und Schrift auf die Gemüther wirken und die Keime des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit ausstreuen zu können. Wie dem aber auch sein mag, so steht doch so viel fest, daß sie sich heimlich im Lande aufgehalten, daß sie hier sogar einen Superior besessen, und daß dieser Mann, ein gewisser Garnet, mit unermüdlichem Eifer an der Ausbreitung des Grundsatzes arbeitete, daß rechtgläubige Christen einer von der alleinseligmachenden Kirche abgefallenen Regierung keinen Gehorsam schuldig und aller derselben geleisteten Eide von selber entbunden seien. Gerüchte von schärferen Maßregeln, welche in der nächsten Sitzung des Parlaments gegen die Katholischen beschlossen werden sollten, boten endlich seinen Aufreizungen die genügendste Stütze dar und bald hatte er den Mann gefunden, dessen fanatisches wuthentflammtes Herz nur einer geistlichen Ermunterung bedurfte, um jedes verwegenen Entschlusses und jeder verbrecherischen Handlung fähig zu sein. Dieser Mann hieß Robert Catesby, stammte aus einer alten Familie und hatte sich bereits als kühner Waghals und unversöhnlicher Feind des Protestantismus bekannt gemacht. Von Garnet bearbeitet und auf die Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes hingewiesen, begab er sich zu seinem Freunde und Glaubensgenossen Thomas Percy, einem der Edelleute der königlichen Leibwache, und stellte diesem mit den lebhaftesten Farben die bedrängte und gefahrvolle Lage der Katholiken vor. Als nun Percy durch diese Schilderung ebenfalls in den heftigsten Zorn gerieth und die Aeußerung fallen ließ, daß man solch' einen König ermorden müsse, faßte der Aufwiegler den Muth, ihm einen noch größeren und umfassenderen Plan zu entdecken, durch dessen geschickte Ausführung nicht allein das Verlangen nach Rache befriedigt, sondern auch die Herrschaft der katholischen Religion für immer wiederhergestellt werden sollte. „Umsonst ist es", rief er aus, „daß Ihr dem Leben des Königs ein Ende machen wollt, er hat Kinder, die ihm auf dem Throne und in den Maßregeln der Regierung folgen werden. Umsonst ist es auch, daß Ihr die ganze königliche Familie vertilgen wollt; der Adel, die Bürger, das Parlament, sie Alle sind von derselben Ketzerei angesteckt und könnten einen anderen Prinzen und eine andere Familie auf den Thron setzen, die sowohl durch den Haß gegen unsere Religion als durch den tragischen Untergang ihrer

Vorgänger zur Rache erweckt werden würden. Um daher etwas wirklich Nützliches auszuführen, müssen wir den König, die königliche Familie, die Lords und die Gemeinen auf einmal aus dem Wege räumen und allen unseren Feinden durch einen einzigen Schlag ein gemeinsames Grab bereiten. Zum Glück sind sie bei Eröffnung des Parlaments, das neue Bedrückungen gegen uns ersinnen soll, alle in einem Saale versammelt und geben uns also selber Gelegenheit zu einer eben so erfolgreichen als ruhmwürdigen Rache. Große Zurüstungen sind nicht nöthig. Denn mit vereinten Kräften können Wenige von uns eine Mine unter dem Versammlungssaale graben und dann in dem Augenblicke, wo der König beide Häuser anredet, das Verderben dieser offenbaren Feinde der Religion und Gottesfurcht herbeiführen. Inzwischen aber werden wir sicher und ohne Verdacht von ferne stehen und im Stillen frohlocken, daß Gott uns ausersehen hat, die Werkzeuge seines Zornes zu sein. Mit Vergnügen werden wir den Einsturz der unheiligen Mauern sehen, wo die Befehle gegeben werden, die unsere Kirche in die Acht erklären und ihre Kinder tödten, werden uns freuen, wenn die Ruchlosen, die nicht aufhören können, uns zu verfolgen, aus dem schwachen irdischen Feuer endlich in die Qualen der Hölle versinken, um dort auf ewig die Qualen zu leiden, die sie durch ihre Sünden so reichlich verdient."

So sprach Catesby mit fanatischem Eifer und seine Rede wirkte so ergreifend auf des Freundes Gemüth, daß sie sich augenblicklich das Versprechen gaben, den angedeuteten Plan auszuführen und bei Eröffnung des Parlaments sowohl dieses als den König durch Pulver in die Luft zu sprengen. Als sie jedoch die Sache näher und mit kälterem Blute besprachen, fanden sie, daß sie selbst durch diesen furchtbaren Streich ihre Absichten noch nicht völlig erreichen würden, wenn sie nicht eine wirkliche Revolution damit verbänden und den durch das unerwartete Ereigniß hervorgerufenen Volksaufstand zur Einsetzung einer neuen Regierung benutzten. Um daher diesem Ziele näher zu kommen, schien es ihnen vor allen Dingen nöthig, kluge und muthige Genossen zu finden, und in der That traten binnen Kurzem einige Adelige, welche sich in ansehnlichen Vermögensumständen und Verbindungen befanden, der Verschwörung bei. So oft ein neuer Mitverschworener aufgenommen wurde, mußte er sich nicht nur durch einen feierlichen Eid, sondern auch durch den Genuß des Abendmahls, das er aus Garnet's Händen empfing, verbindlich machen, keines der Mitglieder zu verrathen und

bei der Ausführung selbst Hand anzulegen. Merkwürdig bleibt dabei nur, daß unter diesen Neuangeworbenen sich kein einziger befand, dem ein leiser Gewissenszweifel über die beabsichtigte grausame Ermordung so vieler bedeutender und verdienstvoller Männer aufgestiegen wäre. Einige brachten vielmehr nur das Bedenken vor, daß doch als Zuschauer, als Begleiter des Königs und als Mitglieder des Oberhauses auch viele Katholiken in der gefährlichen Sitzung zugegen sein würden, worauf ihnen Garnet aber erwiederte, das Wohl der Religion erfordere den Schritt und der Unschuldige müsse dabei mit dem Schuldigen aufgeopfert werden. Diese Vorstellung schlug alle weiteren Bedenklichkeiten nieder, die sich aus moralischen Gründen der Ausführung des Unternehmens hätten entgegenstellen können.

Alles dieses ging im Frühling und Sommer des Jahres 1604, also kaum ein Jahr nach der Thronbesteigung Jakobs, vor sich. Zu Bath, wo die Verschwornen eine allgemeine Versammlung hielten, verbanden sie sich noch förmlicher, setzten den Plan der Revolution fest, vertheilten die Geschäfte und faßten außerdem den Entschluß, daß sie sich im Falle einer Entdeckung das Leben nehmen wollten. Zugleich erklärten sie Catesby gewissermaßen zu ihrem Anführer und übertrugen ihm insbesondere die Vollmacht, noch solche Personen in die Verschwörung zu ziehen, die ihm als gewandt und zuverlässig bekannt wären. Der Revolutionsplan war folgender: man setzte voraus, daß Prinz Heinrich, der älteste Sohn des Königs, sich mit seinem Vater im Parlamente befinden und also dem gemeinsamen Schicksale der ganzen Versammlung erliegen würde. Während dessen sollte einer der Verschwornen in das Schloß zu bringen suchen und dort den jüngeren Prinzen Karl in demselben Augenblicke ermorden, wo wiederum Andere sich der Prinzessin Elisabeth, eines noch sehr jungen Kindes, bemächtigen und diese zur Königin ausrufen sollten.

Catesby suchte das Vertrauen, das seine Genossen in ihn setzten, durch fortgesetzte Thätigkeit zu rechtfertigen. Seinen Auftrag im Auge haltend, wandte er sich zunächst an seinen Freund E v e r a r d D i g b y, der auf seinen Gütern in Workshire lebte, um diesen für die Verschwörung zu gewinnen. Digby stammte ebenfalls aus einer sehr alten und angesehenen Familie und ward für einen der liebenswürdigsten Edelleute in England gehalten. Elisabeth, an deren Hofe er sich einige Zeit aufgehalten, hatte ihm viele Beweise ihrer Zuneigung gegeben und Jakob hatte ihn in den Ritterstand

erhoben. So nach allen Seiten hin vom Glücke begünstigt, hätte er in ungestörtem Genusse frohe Tage verleben können, wenn nicht die Fanatiker sein Gemüth verstimmt und ihn in ihre Pläne verwickelt hätten. Mit allem Feuer seiner natürlichen Beredtsamkeit setzte ihm Catesby das Vorhaben der Verschwornen auseinander und entdeckte ihm insbesondere, daß diese bei der beabsichtigten Erhebung der Prinzessin Elisabeth auf die Unterstützung des liebenswürdigen Digby rechnen müßten, da sich die Prinzessin in seiner Nähe zu Combabbry im Hause des Lord Harrington aufhielt. Digby war bereits zu sehr verblendet, als daß er einen solchen Antrag hätte ablehnen sollen; er trat nicht nur willig der Verschwörung bei, sondern gab auch zur Bestreitung der Unkosten noch funfzehn Hundert Pfund Sterling her.

Unterdeß wurden in London die geheimen Vorbereitungen mit unermüdlicher Thätigkeit fortgesetzt. In Percy's Namen ward ein Haus gemiethet, das nur eine Mauer vom Parlamentslokale trennte; sodann ließ man Pulver aus Holland kommen und Guy Fawkes, ein früher in spanischen Diensten befindlicher Offizier, erbot sich, dasselbe im festgesetzten Momente zu entzünden und sich auf diese Weise mit dem ganzen Hause in die Luft zu sprengen. Rastlos wurden die Arbeiten fortgesetzt und um in denselben nicht gestört zu werden und bei den Nachbaren nicht Verdacht zu erregen, brachten die Verschwornen Vorräthe von Lebensmitteln in das Haus, in dessen Kellern das Pulver bereits verborgen war. So förderten sie das Werk immer weiter und schon in kurzer Zeit hatten sie sich durch die drei Ellen dicke Mauer hindurchgearbeitet. Als sie sich jedoch von der anderen Seite näherten, hörten sie ein Geräusch, das sie sich nicht zu erklären wußten. Erst bei näherem Nachforschen entdeckten sie, daß es aus einem Gewölbe unter dem Parlamentspalaste herkomme, daß hier ein Magazin für Kohlen angelegt sei und daß, wenn diese Kohlen verkauft wären, das Gewölbe dem Meistbietenden überlassen werden solle. Augenblicklich ergriffen sie diese Gelegenheit; Percy miethete den finstern Platz, füllte ihn mit sechs und dreißig Tonnen Pulver aus, die er mit Kohlen und Reisig bedeckte, und ließ sodann, um allen Verdacht abzuwenden, die Thüren dreist offen stehen, so daß Jedermann hineingehen konnte. So war denn Alles auf das Sorgfältigste vorbereitet, und selbst schon ein Aufruf an das Volk abgefaßt, das man durch mannichfache Vergünstigungen schnell zu gewinnen hoffte. Die Unterstützung der

katholischen Mächte, auf die man sicher rechnen zu können glaubte, sollte dann das Uebrige thun und die Revolution, ihrem eigentlichen Zwecke gemäß, vollenden und befestigen.

Am 5. November des Jahres 1605 sollte endlich das Parlament, nachdem es bereits mehrere Male nach Hause geschickt und vertagt worden war, vom Könige durch eine Rede eröffnet werden, und mit der festen Hoffnung auf einen günstigen Ausgang ihres Vorhabens sahen die Verschwornen dieser verhängnißvollen Feierlichkeit entgegen. Denn obwohl seit jahrelanger Frist mehr als zwanzig Personen um das gräßliche Geheimniß wußten, so war doch bisher noch kein Einziger durch Vorwürfe des Gewissens oder Regungen des Mitleids, durch Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung zum Verrathe getrieben oder auch nur zum Rücktritte bewogen worden. Vielmehr hatte in der Brust aller dieser verblendeten Menschen die heilige Wuth einen Brand entzündet, der jedes Gefühl der Menschlichkeit und jeden Antrieb des Eigennutzes verzehren und sie mit zwingender Gewalt dem verbrecherischen Ziele entgegenführen mußte. Dennoch aber rief gerade die blinde Parteilichkeit, welche die eigentliche Ursache der ganzen Verschwörung gewesen, endlich einen Schritt hervor, der, wider die Absicht des Urhebers, der Sache eine andere Wendung gab.

Zehn Tage nämlich vor der Zusammenkunft des Parlaments erhielt der katholische Lord Monteagle, dessen Vater unter Elisabeths Regierung wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst schwere Verfolgungen erlitten und dessen Schwager sich unter den Verschwornen befand, den folgenden Brief, der von einer unbekannten Hand und ohne Namensunterschrift seinem Diener übergeben worden war:

„Mylord, aus Liebe für einige Ihrer Freunde liegt mir Ihre Erhaltung am Herzen; ich rathe Ihnen also, daß Sie, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, irgend eine Entschuldigung erdenken, um von dieser Versammlung des Parlaments zurückzubleiben. Denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Halten Sie diese Warnung ja für keine Kleinigkeit, sondern begeben Sie sich auf Ihr Landgut, wo Sie den Ausgang mit Sicherheit erwarten können. Denn wenn auch in diesem Augenblick noch nicht das leiseste Zeichen darauf hindeutet, daß ein Aufruhr aus-

brechen könnte, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen furchtbaren Streich empfangen wird, von dem Niemand wird errathen können, woher er kommt. Diesen Rath müssen Sie annehmen, weil er Ihnen nützen und nicht schaden kann, denn die Gefahr wird ebenso schnell vorüber sein, als Sie diesen Brief verbrannt haben werden, und ich hoffe, Gott wird Ihnen die Gnade erweisen, daß Sie einen guten Gebrauch davon machen. Seinem heiligen Schutze empfehle ich Sie."

Der Lord wußte im Anfange nicht, was er aus diesem sonderbaren Briefe machen sollte, und glaubte, es sei ein läppischer Versuch, ihn lächerlich zu machen und von der Beobachtung seiner Pflicht bei der Versammlung des Parlaments zurückzuschrecken. Bei näherer Ueberlegung und wiederholtem Durchlesen des Briefs fand er jedoch in dem ganzen Tone desselben ein gewisses Etwas, das den Eindruck der Wahrheit machte, und dies bewog ihn, das geheimnißvolle Schreiben noch an demselben Abend dem Staatssekretär, Grafen v. Salisbury, mitzutheilen. Allein auch dieser hielt mit einigen gerade bei ihm sich befindenden Räthen des Königs die ganze Nachricht für eine Posse, die zwar nicht die geringste Aufmerksamkeit verdiene, dennoch aber dem Könige nach seiner Rückkehr vom Lande, wo er sich gerade aufhielt, mitgetheilt werden müsse.

So vergingen mehrere Tage, bis Jakob in London angekommen war und der Staatssekretär Gelegenheit fand, ihm den bewußten Brief mit dem Bemerken mitzutheilen, daß er den Schreiber für einen Narren halte, den irgend eine schwärmerische Idee den Kopf verrücke. Allein Jakob sah bei seiner Furchtsamkeit und dem steten Argwohne seines Gemüths die Sache für ernsthafter an. Bleich und zitternd vor Schreck, ließ er sich den Brief wieder und wieder lesen, verweilte mit der Geduld und der scharfsinnigen Wortklauberei eines erfahrenen Schriftauslegers bei jedem Ausdrucke, bei jeder Zeile desselben und brachte es durch seine grübelnden Auseinandersetzungen endlich dahin, daß sowohl der Graf v. Salisbury als auch der Oberkammerherr, Herzog v. Suffolk, sich ebenfalls zum ernsten Nachdenken über die Angelegenheit veranlaßt fühlten.

Mehrere Ausdrücke des Briefes ließen auf ein durch Pulver auszuführendes Unternehmen schließen, und man hielt es daher für rathsam, alle Gewölbe unter den Parlamentshäusern zu besichtigen, diese Besichtigung aber bis zum Tage vor der Eröffnung der Sitzungen aufzuschieben. An diesem Tage begab sich denn der Graf

v. Suffolk, dem das Geschäft übertragen war, an den gedachten Ort und durchsuchte hier in Begleitung vieler königlichen Bedienten alle verdächtigen Räume, ohne auf eine Spur zu kommen. Endlich kam er in einen mit Kohlen und Reisig gefüllten Keller und frug: wer diesen gemiethet habe? Man erwiederte ihm, daß Percy der Miether sei und daß dieser wahrscheinlich hier Brennmaterial für den Winter aufbewahren wolle. Als nun der Graf in Folge dieser Auskunft eine weitere Durchsuchung anstellte, fand er in einem Winkel des Kellers einen Menschen versteckt, der sich auf Befragen für einen Diener Percy's ausgab, dessen Aussehen und Kleidung aber mit dieser Angabe im Widerspruch standen. In der That war es kein Anderer, als der oben genannte Guy Fawkes, welcher sich zur Bewachung der Vorräthe und zur Ausführung des verbrecherischen Vorhabens bereits in dem Keller eingefunden hatte. Mit anscheinender Gleichgültigkeit und ohne ein Zeichen des Argwohns verließ der Graf das Gewölbe und zog sich in seine Wohnung zurück.

Noch immer hatten die Verschwornen nicht die leiseste Ahnung, daß man ihnen in irgend einer Weise auf die Spur gekommen sei und in stolze und übermüthige Sicherheit sich wiegend, konnten sie kaum den Anbruch des Tages erwarten, der ihnen eine so glänzende Erfüllung ihrer brennenden Wünsche versprach. So war endlich Mitternacht herangekommen und über den lärmenden und wogenden Straßen Londons, welche binnen wenigen Stunden der Schauplatz eines der gräßlichsten Ereignisse werden sollten, hatte sich schon der stille Frieden des Schlummers gebreitet, als plötzlich ein Friedensrichter in den bewußten Keller drang und seine Blicke fest und scharf auf Fawkes richtete, der noch immer wie angemauert in seinem finsteren Winkel stand. Das düstere und wilde Auge dieses Menschen und die verwegene Herzhaftigkeit, welche sich in seinen Zügen aussprach, blieb jetzt nicht unbemerkt. Außerdem aber erschien es auffallend, daß ein Mann wie Percy, der ein sehr zurückgezogenes Leben führte, eine so außerordentliche Menge von feuerfangenden Sachen zum eigenen Gebrauche hier aufbewahren sollte. Man beschloß also, die genaueste Durchsuchung anzustellen und bald waren die aufgehäuften Pulvervorräthe entdeckt, während in Fawke's Taschen die Lunten und alle Erfordernisse zum Anlegen und Fortleiten des Feuers gefunden wurden. Sofort wurde nun Fawkes verhaftet und ins Verhör genommen, aber alle Künste der Richter scheiterten an der starren Hartnäckigkeit dieses Menschen, der, ohne

eine nähere Angabe zu machen, er nur wiederholt sein Bedauern aussprach, daß er nun die köstliche Gelegenheit verloren habe, seinen Tod wenigstens durch die Rache an seinen und Gottes Feinden zu versüßen. Erst nachdem er mehrere Tage hindurch in einem einsamen Gefängniß gesessen, verließ ihn beim Anblicke der Folter der Muth und derselbe Mann, der so gleichgültig sein Leben opfern wollte, entblödete sich nun nicht, den ganzen Verschwörungsplan zu entdecken und alle seine Mitschuldigen, der Reihe nach, aufzuzählen. Es waren darunter, wie wir gesehen haben, viele sehr angesehene Männer von großem Reichthum und untadelhaftem Charakter, denen eben nichts vorzuwerfen war, als der fanatische, durch listige Priester angefeuerte Eifer, mit dem sie ihrem Schöpfer zu dienen glaubten, indem sie ihre Nebenmenschen in's Unglück stürzten und Verwirrung und Verderben über ihr Vaterland brachten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am anderen Morgen die Nachricht von Fawkes Verhaftung durch die Straßen und Häuser der Hauptstadt und ein unbeschreibliches Entsetzen bemächtigte sich aller Gemüther bei dem Gedanken an die Gefahr, der man auf so glückliche Weise noch zur rechten Stunde entgangen war. Auch zu den Verschworenen war die Kunde gedrungen und von Furcht und Schrecken ergriffen, verließen sie ihre Wohnungen, um eiligst zu ihren Genossen nach Warwickshire zu flüchten, welche das glückliche Gelingen des Hauptschlages ebenfalls mit Sehnsucht erwarteten. Denn schon waren alle Anstalten getroffen, die ganze Provinz zu revolutioniren, und John Grant, einer der dortigen Verschworenen, hatte seinen frommen Eifer nicht so lange zu zügeln vermocht bis er die Kunde eines glücklichen Erfolges aus der Hauptstadt erhielt. Mit Mehreren seiner Bekannten, jugendlichen, durch Fanatismus und Hang nach Abentheuern auf gleiche Weise erhitzten Köpfen, war er vielmehr schon am Morgen in den Marstall eines berühmten Pferdebändigers der Gegend eingebrochen und hättte sich sodann an der Spitze der berittenen Schaar nach Dunchurch zu Everard Digby begeben, der ebenfalls in Waffen war, weil er sich, dem erhaltenen Auftrage gemäß, der Prinzessin Elisabeth hatte bemächtigen wollen. Hier aber fanden die Ankommenden bereits die Nachricht von dem, was unerwarteter Weise in London vorgegangen war und bald trafen auch Catesby, Percy und andere flüchtige Verschworne selber ein. Man hielt eine Berathung und ward darüber einig,

daß ein Verrath durch irgend einen der Verhafteten unvermeidlich sei, und daß man in dieser verzweifelten Lage nichts Besseres thun könne, als sich in Vertheidigungszustand zu setzen und zu diesem Zwecke einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Der Jesuit Tasmond, der sich unter den Verschwornen befand, bestärkte sie in diesem Entschlusse und übernahm es sogar, die zahlreichen Katholiken in der Grafschaft Lankaster aufzuwiegeln und zu einer Vereinigung mit ihnen zu bewegen.

Trotz aller Anstrengungen aber blieb die Ausführung dieses Planes sehr weit hinter der Erwartung zurück und ein kaum achtzig Mann starker Haufe von Dieben und Räubern war der einzige Anhang den sie zusammenbrachten. Solch' eine Bande zu überwältigen und gefangen zu nehmen, war für die vielen Edelleute der Umgegend eine Kleinigkeit und so sahen sich denn die Verschworenen einzig und allein ihrem eigenen Muthe und ihrer eigenen Vertheidigung überlassen. Von allen Seiten verfolgt und in die Enge getrieben, zogen sie sich auf den Wohnsitz eines ihrer Genossen in der Grafschaft Stafford zurück, wo der Jesuit Hammond zunächst in feierlicher Stunde ihre Beichte anhörte, ihnen eine allgemeine Absolution ertheilte und sie aufforderte, in der gerechten und verdienstlichen Sache, für welche sie kämpften, auch den letzten Blutstropfen aufzuopfern. Bald war ihnen auch hier durch Reisige und zusammengelaufenes Volk die Flucht abgeschnitten, aber statt sich zu ergeben, bereiteten sie sich zum Tode, fest entschlossen, ihr Leben denen, die sie umzingelten, so theuer zu verkaufen, als sie nur immer könnten.

Uebrigens war in dieser Gegend von dem, was in London vorgegangen, von der Pulververschwörung und den an derselben betheiligten Personen noch nichts bekannt geworden. Der Scherif von Worchester, der den Angriff leitete, glaubte daher nur einen Haufen muthwilliger Unruhstifter vor sich zu haben, und sandte also einen Trompeter mit der Aufforderung an sie ab, daß sie sich zur Haft stellen sollten, für welchen Fall er ihnen die Erhaltung ihres Lebens, vielleicht auch ihre Freiheit zu sichern versprach. Die Verschworenen aber, welche freilich ihre Lage besser kannten, antworteten in trotzig-stolzem Tone und trafen alle Anstalten, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. So groß aber als ihr Muth und ihre Verzweiflung, war auch das Unglück, das sie verfolgte. Denn als sie eben sich zur Vertheidigung rüsten wollten, bemerkten sie, daß ihr Schießpulver etwas feucht geworden war. Keinen Augenblick war

man mehr vor einem Angriffe sicher und um das Pulver auf das Schnellste wieder brauchbar zu machen, wurde beschlossen, es in einer Pfanne an das Kaminfeuer zu bringen. Unvorsichtiger Weise jedoch ließ man daneben einen mit achtzig Pfund anderen Pulvers gefüllten Beutel stehen und als nun ein Bedienter, ohne dies zu bemerken, einige Stücke Holz in's Feuer warf, flog eine Funke in die Pfanne und das Pulver in dieser sowohl, als in dem Beutel entzündete sich. Augenblicklich wurde unter furchtbarem Krachen das Dach des Gebäudes in die Luft geschleudert, während Catesby und einige andere Personen, die sich in der Nähe befanden, betäubt und verwundet zu Boden stürzten. Allein auch dieser Unfall machte den festen Entschluß der Belagerten nicht wankend und als sie am folgenden Tage von der gesammten Macht des Scherifs angegriffen wurden, leisteten sie, ungeachtet ihrer geringen Zahl, den hartnäckigsten Widerstand. Catesby, Percy und ein gewisser Winter schlossen sich mit dem Rücken aneinander und vertheidigten sich bis die beiden ersteren erschossen waren. Winter wurde mit sieben Anderen gefangen, Einige retteten sich durch die Flucht nach den Niederlanden und nach Spanien, wo sie eine freundliche Aufnahme fanden.

Unter denen, welche den Gerichten in die Hände gefallen waren und nun im Tower einer langwierigen Untersuchung unterworfen wurden, befand sich auch Everard Digby, ein in jeder anderen Hinsicht als vernünftig und achtungswerth bekannter Mann. Als man ihn zur Rede stellte, blieb er hartnäckig bei der Behauptung seiner eigenen Unschuld in Bezug auf den Pulvervorrath und bei der Versicherung seiner Unwissenheit, daß irgend noch andere Personen an diesem Anschlage Theil haben sollten, außer denen, welche entweder getödtet, oder verhaftet worden waren. Diesem fortgesetzten Leugnen lag keineswegs die Hoffnung zu Grunde, dadurch sein Leben zu retten, er wurde vielmehr dazu nur durch die edle Rücksicht getrieben, daß sein Geständniß nicht etwa noch anderen Mitgliedern des Bundes ein gleiches Schicksal bereiten möge. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an seine Gattin: „Ich kann Dir nicht sagen, was es mir für Bekümmerniß verursacht hat, daß ich hören muß, man verdamme die Handlung allgemein, da ich doch gehofft hatte, daß sie wenigstens mit den Vorstellungen aller Katholiken übereinstimmen werde. Dies ist es allein, was in mir auf's Neue den Wunsch nach einer Verlängerung meines Lebens erzeugt. Bei meinem Eintritt in das Gefängniß wäre mir der Tod gleich herzlich willkommen gewesen, denn derselbe war in

der That mein sehnlichster Wunsch. Allein jetzt, da ich sehe, daß Katholiken und sogar Priester die Veranlassung zu meinem Tode für eine große Sünde halten, jetzt beunruhigen mich schreckliche Zweifel über die Handlungen und Absichten, welche ich gerade für meine besten und verdienstlichsten hielt. Leider weiß ich zu gut, daß ich mich selbst in einem solchen Falle leicht täuschen könnte und die Zweifel meines Gewissens, welche ich jetzt empfinde, machen mich unglücklicher als Alles, was ich jemals gelitten habe. Eine Fristung meines Lebens bis zu dem Augenblicke, wo ich einen aufrichtigen geistlichen Freund gefunden, wäre mir daher sehr erwünscht. Lange habe ich nichts thun können, als Gott um Verzeihung für meine vollbrachten oder auch nur beabsichtigten Vergehungen, vorzüglich in dieser unglücklichen Angelegenheit zu bitten. In Demuth und Aufrichtigkeit des Herzens flehte ich ihn an, daß mein Tod zur Versöhnung für meine Verbrechen gereichen möge. Wie freudig wollte ich, wenn ich dies wüßte, mein Leben dem Geber desselben darbieten! Glaubt mir, so wahr ich zu Gott zu kommen hoffe, meine Anhänglichkeit an mein Vermögen und was sonst mein irdisches Glück ausmachte, stört nicht einen Augenblick meine Ruhe. Auch ist mir deshalb seit meiner ganzen Gefangenschaft nicht ein einziges Mal der Wunsch zum Leben aufgestiegen. Wäre es mir aber vergönnt zu leben, um Gott und der Welt, sofern ich ihr ein Aergerniß gegeben habe, Genugthuung zu leisten: o gewiß, ich würde es mit Freudigkeit ertragen, wenn ich auch niemals wieder einem Menschen in die Augen sehen dürfte oder jede andere Mühseligkeit des Lebens ertragen müßte u. s. w."

Der edle Wunsch des frommen, nur durch Priesterlist irre geleiteten Mannes sollte nicht in Erfüllung gehen. Am 31. Januar des Jahres 1606 wurde er vielmehr mit den anderen Verurtheilten in einem Schlitten nach dem Blutgerüste geschleift, das auf öffentlichem Platze in London am Ende der Paulskirche errichtet worden war. Das Urtheil lautete dahin, daß sie zuerst gehängt, dann noch lebend vom Galgen abgenommen, nachher aufgeschnitten und sobald ihnen das Herz herausgerissen und in's Feuer geworfen war, enthauptet, geviertheilt, die Köpfe aber auf der Brücke und die Viertheile an den Thoren von London aufgesteckt werden sollten.

Der Anfang dieser schaudervollen Hinrichtung wurde mit Digby gemacht. Nachdem er das Schaffot bestiegen und die zunächst stehenden Zuschauer gegrüßt hatte, bekannte er reuevoll, daß er die

Todesstrafe wohl verdient habe. Darauf bat er Gott, den König, die Königin und das ganze Parlament aufrichtig um Vergebung und betheuerte feierlich, daß er die Verbindung, zu der ihn Catesby verleitet, und die Absichten, mit denen dieselbe umging, gewiß nicht verschwiegen haben würde, wenn er sie für ein so gewaltiges Verbrechen und eine so abscheuliche Verrätherei gehalten hätte. Dann rief er das Volk zum Zeugen an, daß er bußfertig sterbe und das Vertrauen habe, um des Verdienstes Jesu willen selig zu werden. Eine halbe Viertelstunde ungefähr betete er hierauf in lateinischer Sprache, indem er auf den Knieen lag und den Kopf wiederholt auf die Erde beugte. Als sein Gebet zu Ende war, kleidete er sich selbst bis auf das Hemd aus und stieg muthig die Leiter hinauf. Sogleich warf ihm der Henker den Strick um den Hals, stieß ihn von der Leiter ab, ließ ihn wenige Augenblicke unter den heftigsten Zuckungen hängen, schnitt ihn darauf wieder ab, legte ihn noch halb lebend auf einen Block und schnitt ihm den Leib auf. Als er ihm nun hierauf das Herz ausriß, es dem barbarischen Gebrauche zufolge hoch emporhielt und dabei sagte: „hier ist das Herz eines Verräthers!" wollten Einige aus dem Volke gehört haben, daß der Unglückliche noch mit leiser Stimme erwiedert hätte: „Du lügst!" Digby's ausgerissenes Herz ward nun, dem gräßlichen Urtheile zufolge, in's Feuer geworfen, ihm der Kopf abgeschlagen, der übrige Körper geviertheilt und sodann der erstere auf der Brücke aufgesteckt, während die anderen Trümmer an den Thoren aufgehängt wurden.

Unter den übrigen Verschworenen, welche denselben schrecklichen Tod erleiden mußten, befanden sich auch die beiden Jesuiten Garnet und Oldecorne, und zwar der letztere, weil er öffentlich behauptet hatte, der unglückliche Ausgang der Verschwörung mache dieselbe nicht verwerflich. Zwei katholische Lords wurden mit einer Geldstrafe belegt, da sie nicht im Parlamente erschienen waren und dies die Vermuthung erregte, sie hätten um den Vernichtungsplan gewußt. Außerdem mußte der Graf von Northumberland dreißig Tausend Pfund Sterling bezahlen und einige Jahre im Gefängnisse sitzen, weil er den Percy, ohne ihm den gewöhnlichen Eid abzunehmen, unter die in königlichem Solde stehenden Edelleute aufgenommen hatte.

Die gefährlichen Anschläge der katholischen Fanatiker und die nachdrücklichen Maßregeln gegen dieselben hatten nicht nur die große Masse der Protestanten, sondern auch die Pratrioten aller Parteien fest um den König geschaart, so daß derselbe jetzt hinreichende Gelegenheit gefunden hätte, sich die Achtung und das Vertrauen wieder zu erwerben, das er gleich in den ersten Monaten seiner Regierung verloren hatte. Statt dessen aber lebte er ununterbrochen in dem alten Schlendrian dahin und bald hatten seine ewigen Geldbedürfnisse, seine Verschwendungssucht und besonders seine verdächtige bis zu sinnlicher Gluth gesteigerte Vorliebe für schöne Günstlinge die allgemeine Unzufriedenheit von Neuem erregt. Um seine Finanzen zu verbessern und zur Bestreitung seiner ungeheuern Ausgaben, seiner prachtvollen Hoffeste und seiner alles Maß übersteigenden Freigebigkeit das nöthige Geld zu schaffen, scheute er selbst die bedenklichsten Mittel nicht, sandte fortwährend nur mit seinem Privatsiegel versehene Schuldscheine in die Provinzen, die freilich zum Theil mit Protest zurückkamen, verkaufte auf eigene Hand irländisches Land an englische Kolonisten und trieb einen förmlichen Handel mit Standeserhöhungen und Adelspatenten, die für eine gewisse Summe gekauft werden konnten und eine so große Menge von Liebhabern fanden, daß ein an die Paulskirche angeschlagenes Pasquill Demjenigen eine Belohnung versprach, der eine das Gedächtniß stärkende Kunst erfinden würde, mittelst deren die Namen aller der neuen Lords und Barone zu behalten seien. Das Publikum lachte über derartige Scherze, hinter dem Lachen aber war ein sehr ernster Groll verborgen, der immer mehr um sich griff, je mehr Jakob sich bemühete, die offen da liegende Unwürdigkeit seiner Handlungsweise in das Gewand einer steifen Würde zu kleiden und bei jeder Gelegenheit den Satz zu vertheidigen, daß Unterthanen immer im Unrecht seien, wenn sie in Widerspruch gegen Diejenigen träten, die den königlichen Titel erworben oder angenommen hätten. Denn wie es Lästerung sei, gegen das sich erheben zu wollen, was Gott in seiner Weisheit zu thun beliebt, so sei es Aufruhr, die Macht des Königs zu bezweifeln und seinem Willen wie seinen Ansichten entgegenzutreten.

In diesem mit unvorsichtiger Schroffheit hingestellten Grundsatze war Alles enthalten, was bei der vorherrschenden Stimmung der Nation Anlaß zu den schärfsten und gefährlichsten Erörterungen geben, was die Geister aufklären und die Gemüther verletzen und

erbittern mußte. Jakob aber hatte keine Freunde, die ihn auf das Bedenkliche seiner Handlungs- und Redeweise aufmerksam gemacht und von der thörichten Anregung solcher wichtigen Fragen zurückgehalten hätten. Denn seine Günstlinge lebten von seinen Schwächen und kannten deshalb keine andere Aufgabe, als denselben zu schmeicheln und sie durch alle vorhandenen Mittel aufrecht zu erhalten. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein gewisser Georg Villiers durch einen in der That unbegränzten Einfluß aus. Schon als Jüngling hatte er durch seine außerordentliche Körperschönheit das Herz des Königs gewonnen und war durch die Gunst desselben nicht nur in kurzer Frist zu unermeßlichen Reichthümern gelangt, sondern auch zum Herzog von Buckingham erhoben und mit einer Allmacht bekleidet worden, die er in der unheilvollsten Weise und mit all dem stolzen Uebermuthe eines Emporkömmlings auszuüben verstand. Herrschsüchtig aus Neigung, rachsüchtig und jähzornig durch Charakter, ein Freund leichter Sitten und eines ungebundenen Lebenswandels, dabei schlau und gewandt in allem Bösen, achtete er selbst der heiligsten Verhältnisse nicht und war so ganz der Mann, um Jakob bei der Bekämpfung der Hindernisse zu unterstützen, die sich seinem schwächlichen, der Thatkraft entbehrenden und vielfach durch natürliche Gutherzigkeit gemilderten Despotengelüste entgegenstellen sollten.

Denn die Nation, welche bisher geschwiegen und voll stummen Zornes dem verderblichen Treiben zugesehen, hatte endlich durch ihre Wahlen und durch den Mund ihrer Vertreter zu reden begonnen. Schon seit lange befand sich im Unterhause, der Hofpartei gegenüber, eine sogenannte Land- und Volkspartei, die selbst unter Elisabeth thätig gewesen und bei jeder passenden Gelegenheit an die alten und unveräußerlichen Rechte des Parlaments erinnert hatte. Jetzt nun hatte sich diese Partei in auffallender Weise vermehrt und zu einer festen Gegenpartei herangebildet, deren Kraft nicht allein in ihrer Zahl, sondern auch in dem Gewicht ihrer Gründe und in dem Geiste, der Charakterstärke und der Erbitterung der Männer lag, welche dieselben mit großer Rednergabe geltend zu machen und darzulegen wußten. Es war daher natürlich, daß Jakob schon auf bedeutende Schwierigkeiten stieß, als er das Werk Heinrich's des Achten und Elisabeth's fortsetzen und, allen bisherigen Einrichtungen zuwider, der Krone geradezu das Recht beilegen wollte, nach Gutdünken Auflagen und Steuern auszuschreiben. Ließ er auch in Folge der Streitigkeiten, welche sich bei dieser Gelegenheit

im Jahre 1614 erhoben, die heftigsten Redner des Unterhauses in den Tower stecken, so haben wir doch oben gesehen, zu welchen wenig anständigen Mitteln er seine Zuflucht nehmen mußte, um ohne Bewilligung des Parlaments Geld zu erhalten. Trotzdem aber wäre wohl das letztere noch nicht zu offenem Kampf und Widerstande fortgeschritten, wenn sich die religiöse Lauheit des Königs, d. h. seine geringe Anhänglichkeit an die Sache der Reformation, nicht gar zu deutlich herausgestellt hätte. Denn nicht allein hatte er Frieden mit Spanien geschlossen und bei dem dortigen, dem Protestantismus so feindlichen Hofe schon seit mehreren Jahren um eine Gemahlin für seinen Sohn, den Thronfolger Karl, angehalten, sondern sich auch vollständig abgeneigt gezeigt, bei dem unterdeß in Deutschland ausgebrochenen großen Religionskriege, der die Protestanten zu vernichten drohte und seine eigene Tochter bereits unglücklich gemacht hatte, irgend eine thätige Rolle zu übernehmen. Durch solch' ein Verhalten gab er England, dem Ausland gegenüber, preis, und das Unterhaus empfand diese Schmach so tief und mit solcher Entrüstung, daß es sich (im Jahre 1621) zu einer Bittschrift entschloß, in der es dringend eine kräftige Unterstützung der bedrängten Protestanten Deutschlands verlangte, und dabei ohne Rückhalt seine Mißbilligung sowohl über die erwähnte Heirathsabsicht, als auch über die Freiheitsberaubungen äußerte, welche gegen Mitglieder des Parlaments verhängt worden waren.

Die Antwort, welche Jakob auf dieses Schreiben ergehen ließ, war bedeutsam genug. Denn dieselbe enthielt einen derben Verweis, daß das Haus sich in Dinge mische, die es nicht verstehe und die über sein Begriffsvermögen gingen. Was aber die Gefangennehmung von Mitgliedern betreffe, so möge man sich ein für alle Mal merken, „daß wir uns berechtigt halten, Jedermanns Mißverhalten im Parlament zu strafen, einerlei ob er gerade darin sitzt oder erst nachher."

Dieser offene und unzweideutige Ausdruck einer den Landesgesetzen zuwiderlaufenden Gesinnung war doch ein wenig zu stark, um nicht als eine Herausforderung oder Einschüchterung betrachtet zu werden. Als daher die Gemeinen in ehrerbietigster Form erwiedert hatten, daß sie die Freiheit der Rede im Parlament als ein altes unzweifelhaftes Recht, als das Erbe ihrer Vorfahren in Anspruch nähmen, und Jakob hierauf antwortete, „ein solches Recht und Erbe könne er nicht zugeben, er wünschte vielmehr, sie hätten ihre Privilegien von seiner und seiner Vorfahren Gnade hergeleitet",

ermannten sie sich endlich zu einem kräftigen Entschluß und gaben am 14. Dezember 1621 einen Protest zu Protokoll, der nach der Angabe mehrerer Schriftsteller ungefähr folgendermaßen lautete:

„Die jetzt in Parlament versammelten Gemeinen erheben auf gerechte Veranlassung folgende Protestation, die Freiheiten des Parlaments betreffend: Die Freiheiten des Parlaments sind das alte unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbe der Unterthanen von England. Schwierige und dringende Geschäfte, die den König, den Staat, die Vertheidigung des Reiches und der Kirche von England angehen, ebenso die Abfassung und Nachachtung der Gesetze und die Abstellung von Unbilden und Beschwerden sind geeignete Gegenstände für die Berathung und Erörterung im Parlament. Bei Behandlung dieser Angelegenheiten hat jedes Mitglied des Hauses und zwar von Rechtswegen die Freiheit der Rede. Die Gemeinen haben gleichfalls die Freiheit, diese Gegenstände in derjenigen Folge vorzunehmen, die ihnen am besten dünkt, und jedes ihrer Mitglieder ist vollkommen frei von aller Anklage, Verhaftung oder Belästigung hinsichtlich jedes Antrages, jeder Rede oder Aeußerung über parlamentarische Gegenstände, es sei denn, daß das Haus selber dergleichen verhängte. Endlich: wenn wegen etwas, was im Parlamente gesagt oder geschehen ist, über ein Mitglied Klage geführt wird, so soll darüber zuvor dem Könige eine Mittheilung von Seiten des Hauses der Gemeinen geschehen, ehe der König einer Privatnachricht Glauben schenkt."

Im hohen Grade erzürnt über die Kühnheit dieses Beschlusses — der allerdings eine sehr bewußte Wahrung der alten Volksrechte enthielt — kam Jakob nach London zurück, riß im vollen Ministerrathe jenes Blatt mit eigener Hand aus dem Protokollbuch, schickte das Parlament auseinander und ließ wiederum verschiedene Mitglieder desselben in den Tower und in andere Gefängnisse werfen.

Das waren die Mittel, durch welche der verblendete Mann den Strom der öffentlichen Meinung zu hemmen, das erwachte Bewußtsein des Volkes in seiner Entwicklung aufzuhalten und inmitten eines gährenden, der Freiheit zugewandten Zeitalters für sich und seine Nachkommen einen unumschränkten Thron zu errichten gedachte! Verletzt und voll bitteren Unmuthes gingen die Mitglieder des Parlaments in ihre Heimath zurück, während die Gründe, mit denen sie gefochten, eine allgemeine Anerkennung fanden und die Ueberzeugungen, denen die politische Rednerbühne verschlossen war, nun in beißenden Schriften und von der Kanzel herab sich Luft zu machen

suchten. Ueberall traten bald Zeichen des heftigsten Unwillens an das Licht und wahrhaft bedrohlich wurde die Aufregung, als man erfuhr, daß die so sehr gemißbilligte Heirath mit der Spanierin nicht aufgegeben sei, sondern lebhafter als jemals betrieben würde.

Durch diese Heirath wollte Jakab einen doppelten Zweck erreichen. Denn erstens stach ihm bei seiner ewigen Geldverlegenheit die reiche Mitgift von zwei Millionen Dukaten in die Augen und zweitens hielt er es in seiner Eitelkeit auch für nothwendig, daß sein Sohn sich nur mit einer Königstochter verbinde, die freilich damals an keinem der protestantischen Höfe vorhanden war. Dabei aber vergaß er ganz und gar, daß er doch der spanischen Schwiegertochter freie Ausübung der katholischen Religion gestatten und deshalb auch die harten Strafen gegen die Katholiken aufheben müsse, welche bisher für ihn eine so reiche Geldquelle gebildet hatten. Als daher die Spanier im Laufe der Unterhandlungen auf diese unterdrückerischen Maßregeln zu sprechen kamen, gerieth er anfangs in Verlegenheit, willigte aber nach kurzer Zeit schon heimlich in die Aufhebung derselben ein und fügte sich überhaupt, aus Furcht vor einer Nichterfüllung seines liebsten Herzenswunsches, fast in alle Bedingungen, die ihm von der anderen Seite gestellt worden waren.

Trotzdem wurde die ganze Angelegenheit auf eine Weise in die Länge gezogen, die England und dem Protestantismus nicht zur Ehre gereichte, sondern eben so schimpflich für das Volk, als für den König war. Denn um noch bessere Bedingungen zu erzielen, zeigte man dem letzteren die ersehnte Schwiegertochter nur immer in der Ferne und führte so eine jahrelange Verschleppung herbei, die wohl noch länger gedauert haben würde, wenn nicht Buckingham endlich durch seine Selbstsucht bewogen worden wäre, sich in's Mittel zu legen.

Wie über alle Menschen, so hatte nämlich dieser hochfahrende Günstling auch bisher über den jungen Thronfolger hinweggesehen, und daher zu demselben in einem kalten, ja beinahe feindseligen Verhältniß gestanden, bis er mit scharfem Blicke bemerkte, daß sein Gönner Jakob alt und hinfällig zu werden begann. Nun erst schien es ihm an der Zeit, seine Netze auch nach dem Prinzen auszuwerfen und von der Angst vor einem baldigen Verluste seiner Macht getrieben, sann er einen Streich aus, der denselben für immer an ihn fesseln sollte. Er wußte, daß Karl ein phantastischer, allen poetischen Eindrücken zugänglicher Jüngling war. Mit vielem Geschick verwickelte er ihn daher eines Tages in ein Gespräch, in dem

er nach mancher geist- und gemüthreichen Bemerkung auch endlich das Unglück der Großen berührte, daß sie bei ihren Heirathen niemals ihr Herz befragen könnten. Aufmerksam hörte Karl der beredten Auseinandersetzung zu und wurde endlich zur innigsten Rührung hingerissen, als Buckingham auch von der traurigen Lage der spanischen Braut und von dem Schauder sprach, den sie bei dem Gedanken empfinden müsse, einst gezwungen und als ein Opfer der Politik in die Arme eines unbekannten Gemahls zu sinken und zwar eines Gemahls, den sie sicher lieb gewonnen hätte, wenn sie ihn nur ein Mal hätte sehen und mit Freiheit hätte wählen können. „Wie schön wäre es daher", fuhr der Intriguant mit allem erkünstelten Feuer eines geübten Schauspielers fort, „wie schön wäre es, wenn Sie selber nach Spanien reisen, sich im Sturme die Braut erobern und so mit einem Schlage und in der edelsten Weise diese langwierige Angelegenheit beendigen könnten! Unendlich glücklich würde ich mich fühlen, Sie auf dieser herrlichen Brautfahrt begleiten zu können, die der romanhaften Denkungsart der Spanier gefallen, die Prinzessin entzücken und das Herz Ihres königlichen Vaters von den schwersten seiner Sorgen befreien würde!"

Buckingham hatte Karl bei der richtigen Seite gefaßt und in der Freude über einen so romantischen Plan vergaß derselbe des gespannten Verhältnisses, das bisher zwischen ihm und dem mächtigen Freunde seines Vaters geherrscht. Nun wurde eine Stunde abgewartet, in der man den letzteren recht heiter fand; es war dann leicht, ihn auf das oft erzählte Geschichtchen zu bringen, wie er selber vor dreißig Jahren sich ritterlich die dänische Braut geholt, da sie ihm zu lange ausgeblieben war. Sollte Karl ein minder hitziger Freier, sollte er nicht vielmehr von demselben Verlangen getrieben sein, das einst seinen weisen und gelehrten Vater bewegte? Buckingham stellte dies umständlich vor und augenblicklich hatten Beide die Einwilligung zur Reise erhalten. Kaum aber waren sie fortgegangen, um so geheim als möglich die nöthigen Anstalten zu treffen, als in der unentschlossenen Seele Jakobs die bangste Furcht erwachte. Denn nun erst bemerkte er ganz richtig, daß sich Alles weit leichter durch die Fortsetzung der Unterhandlungen abthun ließe, wenn es der spanische Hof redlich mit der Heirath meine, daß aber im entgegengesetzten Falle die Reise des Prinzen mit vieler Gefahr verbunden sei. Schon sah er denselben als Gefangenen, als Geißel für die übertriebenen Forderungen des spanischen Hofes, ihn, seinen einzigen Sohn, den Erben einer Krone; schon sah er sich

von seinen Zeitgenossen verspottet, von der Nachwelt verlacht, weil er eine so thörichte, so allem Gebrauch zuwiderlaufende Reise gestattet habe.

Als daher Karl und der Herzog zurückkamen, sagte er ihnen mit großer Aengstlichkeit, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen müßten. Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen, aber er schwieg. Buckingham hingegen stürmte mit Vorwürfen gegen den König los und fragte ihn, welcher elende Mensch ihn mit den elendesten Gründen dahin gebracht hätte, daß er so sein Wort bräche? Dies empörte die Eitelkeit Jakobs; er betheuerte, daß er mit keiner Menschenseele davon geredet habe und nur um zu zeigen, daß er in seinen Entschließungen von Niemand abhänge, erlaubte er die Reise von Neuem. Dem Ungestüm des Herzogs und den Bitten eines geliebten Sohnes konnte er überhaupt nicht widerstehen. Nun wurde der Ritter Cottington, Sekretär des Prinzen, gerufen; der sollte einer von den Reisegefährten sein. „Was dünkt Euch, Cottington", sagte der König, „hier Baby Karl und Stenny" — so nannte er stets in vertraulicher Weise seinen Sohn und den Herzog — „wollen selbst nach Spanien, um die Infantin zu holen und Ihr sollt mit ihnen reisen!" Der Ritter konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Da warf sich Jakob auf sein Bett und rief: „Hab' ich's nicht vorhergesagt? Baby Karl ist für mich verloren!" Buckingham brachte den Sekretär Cottington zum Schweigen und die Reise ward beschlossen und angetreten.

Unbekannt reisten sie durch Frankreich und gingen sogar auf einen Ball am Pariser Hofe. Hier sah Karl zum ersten Male die Prinzessin Henriette, seine nachherige Gemahlin, die damals in der ersten frischen Blüthe ihrer Schönheit stand. Endlich am 7. März (1623) langten sie unter dem Namen Smith heimlich in Madrid an und stiegen bei dem englischen Gesandten Grafen Bristol ab. Bald wurde die Nachricht ihrer Ankunft bei Hofe bekannt und es konnte kaum etwas Ehrenvolleres geben, als der Empfang, der ihnen hier bereitet ward. Alle Gefängnisse wurden geöffnet, alle Verbrecher begnadigt, und der Tag der Ankunft des Prinzen ward wie ein Tag des Glücks für das ganze Königreich gefeiert. Der junge König gab dem Gaste den Vortritt und zwei goldene Schlüssel gewährten ihm zu jeder Zeit freien Eintritt in die königlichen Gemächer.

So sehr aber den Spaniern der sanfte, schöne, schwärmerische Karl, der romantische Liebhaber ihrer Prinzessin, gefiel, ebenso sehr

war ihnen vom ersten Augenblicke an der Herzog von Buckingham zuwider. Sein Despotismus über den Prinzen und die Mischung von englischer Dreistigkeit und französischem Leichtsinne in seinem Betragen mußte einer Nation mißfallen, welche ihren König als einen Gott betrachtete und den Ernst eben so sehr als ein steifes, nach festen Vorschriften geregeltes Benehmen liebt. Buckingham merkte dies recht gut und beschloß deshalb, daß, trotz dieser glänzenden Aufnahme, aus der ganzen Heirath nichts werden solle. Freilich trieb er die Verträge noch zum Schlusse, hatte aber in Madrid den Prinzen schon so umgestimmt, daß dieser einen Widerwillen gegen die Sache bekam. Das wußte König Philipp von Spanien noch nicht, als er Karl beim Abschiede herzlich umarmte und an der Stelle, wo er ihm die letzte Versicherung seiner Liebe gegeben hatte, eine Säule zum Denkmal ihrer Freundschaft aufrichten ließ!

Die Bedingungen, unter denen die Heirath vollzogen werden sollte, waren allerdings sehr bedenklicher Natur. Denn in der Kapelle zu Westminster hatte Jakob mit seinen Räthen öffentlich einen Vertrag beschworen, demzufolge die Ehe in Spanien geschlossen, dann in England bestätigt werden sollte. Bis zum Alter von zehn Jahren sollten die Kinder unter der Aufsicht ihrer Mutter bleiben, die zur freien Ausübung ihrer Religion eine Kirche und eine Kapelle mit spanischen Priestern erhalten solle. Neben diesem öffentlichen Vertrage war aber noch ein geheimer Traktat geschlossen worden, den Jakob in aller Stille im Hause des span. Gesandten beschwor und in dem er sich verbindlich machte, daß die Strafgesetze gegen die Katholiken nicht mehr vollzogen werden, der katholische Hausgottesdienst vielmehr fortan erlaubt sein solle, und daß er sich bemühen wolle, die Zurücknahme jener Gesetze vom Parlamente zu erwirken. Als Jakob diesen Eid leistete, raunte er Diesem und Jenem aus der Umgebung in die Ohren, es werde ihm schwer, das zu beschwören, aber er könne es füglich thun, da er wohl wisse, daß er doch nicht im Stande sei, es durchzusetzen. Buckingham wollte sogar im Anfange noch weiter gehen und hätte beinahe zugestanden, daß der Papst eine Art von geistlicher Gewalt über die Katholiken haben solle, wenn der König sich nicht diesem Punkte heftig widersetzt und dabei ausgerufen hätte: „er sei kein solcher Herr, der seine Religion so leicht wechsle, wie sein Hemd, wenn er vom Ballspiel komme.“

Um so mehr mußte dieser sich wundern, als die Reisenden, die ihn von Spanien aus zu solch' einem Schritte veranlassen wollten,

bei ihrer Rückkehr eine veränderte Stimmung zeigten, und sich Mühe gaben, ihn gleichfalls zum Abbruche der Unterhandlungen zu bewegen, die er so lange und mit so vielem Eifer betrieben und die jetzt endlich mit einem glücklichen Erfolge gekrönt werden sollten. Was aber sollte einem unverschämten Günstling bei einem so schwachen Könige nicht möglich sein? Buckingham wußte, daß er gestürzt sei, sobald die spanische Heirath vollzogen würde, und wandte daher alle seine Kräfte an, um Karl zu der wiederholten Erklärung zu treiben, daß er die spanische Braut nicht haben wolle. Auch hatte ja die Nation deutlich genug gezeigt, wie sehr sie dieser Verbindung entgegen sei und hätte man auch sonst keine Rücksicht auf ihre Wünsche genommen, so benutzte man dieselben doch jetzt, um den furchtsamen König in Angst zu versetzen. Genugsam, Jakob wurde nach einiger Anstrengung von seinem Lieblingsprojekte zurückgebracht und in Madrid sah man sich genöthigt, die prachtvolle Estrade niederzureißen, die man bereits zur Hochzeitsfeier zwischen Palast und Kirche errichtet hatte.

Als dies geschehen war, wagte Buckingham erst den unverschämtesten Schritt, um sich an den Spaniern zu rächen, die ihn ihr Mißfallen so deutlich hatten fühlen lassen. Vor einer Kommission des Ober- und Unterhauses stattete er nämlich einen Bericht über die Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe ab, in welchem dieser der schändlichsten Arglist beschuldigt und die Wahrheit der Thatsachen so offen gemißhandelt ward, daß es unerklärbar scheint, wie sich das Parlament durch solche Lügen täuschen lassen und dem Manne Glauben schenken konnte, der in der Zeit, da er sich noch nicht verletzt fühlte, mit den Spaniern allerdings, zum Verderben Englands, unter einer Decke gesteckt. Wie aber hätte man nur den leisesten Zweifel gegen den Bericht hegen können, da Karl, der künftige König, der bei allen den Unterhandlungen die Hauptrolle gespielt und in Spanien eine eben so freundschaftliche als glänzende Aufnahme gefunden hatte, hoch und theuer behauptete, Buckingham's Erzählung sei ein Muster von genauer Wahrheitsliebe. Genugsam also, der selbstsüchtige, und durch den gewissenlosesten Eigennutz bewegte Herzog wurde in den Augen des Volkes plötzlich zu einem Vorkämpfer des protestantischen Glaubens erhoben und allenthalben brannte man ihm zu Ehren Freudenfeuer an und pries ihn als den Erretter der Nation, der England vor dem Schicksale bewahrt habe, eine katholische Königin zu erhalten.

Selbst der furchtsame Jakob wurde von diesem Taumel fortge-

rissen und rief einen allgemeinen Jubel hervor, als er in einer Rede im Parlamente erklärte, er wolle den Spaniern den Krieg ankündigen, sobald man ihm die Mittel dazu bewilligt hätte. So sehr er aber vor dem wirklichen Eintritte eines solchen Ereignisses zitterte, so empfand er doch noch mehr Angst darüber, daß sein Sohn nunmehr gar keine Gemahlin bekommen möchte. Deshalb spielte er von Neuem den Brautwerber und zwar wieder an einem katholischen Hofe. Denn seine Schwiegertochter sollte und mußte durchaus von königlicher Herkunft sein und da war keine andere, als die oben genannte Prinzessin Henriette von Frankreich. Die Heirathsverträge kamen bald zu Stande und der bedeutsamste Punkt in denselben bestand wiederum darin, daß die Kinder dieser Ehe bis in ihr dreizehntes Jahr von der Mutter sollten erzogen werden.

Jakob aber erlebte die Freude nicht mehr, die künftige britische Königin in England begrüßen und umarmen zu können, so wie ihm auch der Kummer erspart ward, den Krieg mit Spanien wirklich ausbrechen zu sehen. Er starb am 27. März des Jahres 1625 im neun und funfzigsten Jahre seines Lebens und im zwei und zwanzigsten seiner Regierung. Von keiner einzigen seiner Handlungen und Thaten läßt sich sagen, daß sie mit den Wünschen der Nation übereingestimmt hätte und wenn er England wegen der nunmehrigen Verbindung mit Schottland den Namen Großbritanien gegeben, so fragte man nicht mit Unrecht, wie es denn gekommen sei, daß dieses Großbritanien kleiner und unbedeutender geworden, als es das bloße Britanien jemals gewesen wäre.

Sieben Mal hundert tausend Pfund Schulden, eine leere Staatskasse und eine erbitterte, zum äußersten Kampfe für die Erhaltung ihrer Rechte entschlossene Nation, das waren die hauptsächlichsten Erbschaften, welche Jakob seinem fünf und zwanzigjährigen Sohne und nunmehrigen Nachfolger Karl dem Ersten hinterließ. Die Natur hatte diesen jungen Fürsten nicht zum Tyrannen gestempelt, denn sie hatte ihm eine sanfte, gefühlvolle Seele gegeben, und nichts an ihm erinnerte an die gemeinen Sitten und die pedantische Langweiligkeit seines Vaters. Mäßig und besonnen, talentvoll und vielseitig gebildet, wußte er vielmehr in seinem öffentlichen Auftreten, wie in seinem häuslichen Leben einen ernsten Anstand und eine Würde zu behaupten, die ganz geeignet war, Vertrauen einzuflößen. Alle diese Tugenden zierten den Menschen. Als König jedoch hatte

Karl von seinem Vater dessen anmaßenden Hochmuth, dessen Verachtung der Volksrechte und jene hohe Begriffe von uneingeschränkter fürstlicher Machtvollkommenheit geerbt, der ihn unfähig machen mußte, die Strömung des öffentlichen Geistes zu erkennen und den Stürmen und Schwierigkeiten zu begegnen, die unter seiner Regierung sich erheben sollten. Denn alle seine Empfindungen und Gedanken, alle seine Ansichten von Gott und Menschheit waren mit diesem Begriffe auf das Innigste verwebt und besaß er auch Verstand genug, um das Uebertriebene desselben einzusehen, so erlaubte ihm doch die Schwäche seines Charakters nicht den geringsten Zweifel dagegen. Ueberhaupt gehörten alle Eindrücke, die sich seiner ein Mal bemächtigt hatten, unverloren und für immer seiner Seele an; er umgab sie mit dem Schleier einer sanften Schwermuth und blieb ihnen dann mit dem hartnäckigsten Eigensinn getreu, weil er gehört hatte, daß ein König standhaft sein müsse. So ward er zum Sclaven seiner Einbildungskraft, so überließ er sich von vornherein einer unweisen Planlosigkeit und zeigte nur Klugheit, sobald er sprach, so diente er zum Werkzeuge von Menschen, die ihm an Geisteskräften und Vorzügen bei Weitem nicht gleich kamen, aber es verstanden hatten, irgend eine Seite seines Gemüths zu berühren. Diesem Inneren entsprach auch sein Aeußeres. Sein Gesicht war angenehm, und die natürliche Schönheit seiner Gestalt durch Leibesübungen gehoben. Wie aber sein Verstand, durch die Vorurtheile, die sich seiner bemächtigt hatten, manchen Reiz verlor, so hatten auch seine Züge und sein Benehmen etwas Unangenehmes durch die Melancholie und Verstimmung seiner Seele erhalten. Um einen ruhigen Thron zu schmücken, besaß er allerdings Vollkommenheiten genug; die schwierige Lage aber, in der er sich befand, förderte nur seine Schwächen und Fehler zu Tage und diese mußten ihn unaufhaltsam in den Abgrund stürzen. Den ersten Schritt zu seinem Verderben that er, als er sich ganz einem Minister wie dem Herzoge von Buckingham ergab.

Denn die Liebe, welche das Volk eine Zeit hindurch diesem Günstling des vorigen Königs entgegengetragen, hatte sich bald wiederum in den tödtlichsten Haß verwandelt, nachdem es klar geworden war, daß er sowohl als Karl, nicht aus Abscheu vor der katholischen Religion, sondern nur aus persönlicher Leidenschaft mit Spanien gebrochen hatte. War ja das protestantische England dennoch dem Schicksale nicht entgangen, eine katholische Königin auf seinem Throne zu sehen und waren doch dieser Papistin fast die-

selben Zugeständnisse gemacht worden, die man früher der Spanierin nicht habe einräumen wollen! Ward es hierdurch nicht offenbar, daß Beide in ihrem Berichte über die Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe die Nation belogen hatten? Wenn Karl hätte hören können, würde er bereits die Stimmen vernommen haben, die in dieser Weise laut zu werden begannen. Er war aber zu sorglos, um darauf zu achten und betrachtete das Mißfallen des Volkes als eine leicht zu übersehende Kleinigkeit. Wie falsch diese Ansicht war, sollte sich bald zeigen. Denn schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung stellte sich die dringende Nothwendigkeit heraus, die Schulden seines Vaters zu bezahlen und zur Eröffnung des Krieges mit Spanien die erforderlichen Geldmittel zu schaffen. Hierzu aber bedurfte er einer Bewilligung des Parlaments und sah sich also genöthigt, ein solches zu berufen. Dasselbe trat im Juni zusammen und bestand seiner Mehrheit nach aus reichen und unabhängigen Männern, die mit glühender Begeisterung für die Nationalfreiheit eine entschiedene Hinneigung zum Puritanismus verbanden und den festen Entschluß gefaßt hatten, von jetzt ab alle ihre Kräfte aufzubieten, um auf gesetzlichem Wege nicht nur die Rechte des Volkes für immer gegen die Willkühr der Regierung sicher zu stellen, sondern auch — dem wenig duldsamen Geiste des Zeitalters gemäß — der neuerdings eingetretenen Begünstigung des Katholizismus ein Ende zu machen.

Statt also dem König, wie er mit Sicherheit gehofft hatte, sogleich mit der Bewilligung der gewünschten Gelder entgegenzukommen, erging sich das Unterhaus zuvörderst in einer Masse von wenig erfreulichen Beschwerden und stellte besonders mit vielem Ungestüm die Bitte, daß die alten strengen Strafgesetze gegen die Katholiken wieder in volle Ausübung gebracht werden möchten. Karl war über diese unerwartete Einmischung, die er bereits durch die wiederholten Erklärungen seines Vaters abgethan glaubte, in hohem Grade verstimmt, aber er enthielt sich, im Hinblicke auf seine Geldverlegenheit, des Tadels, ließ sogar die allgemeine Versicherung einfließen, daß er bemüht sein werde, gerechte Beschwerden abzustellen und glaubte hierdurch die Gemüther genugsam beruhigt und befriedigt zu haben. Wie erstaunte er daher, als er endlich hörte, daß die ganze Summe, welche man ihm gewährt hatte, nur 150,000 Pfund betrug, und daß man ihm selbst die Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes, einer Steuer, die den früheren Königen für die ganze Dauer ihrer Regierung bewilligt worden war, nicht

länger, als ein einziges Jahr gestatten wolle. Nur 150,000 Pfund zu einem Kriege gegen die halbe Welt, gegen das Haus Oestreich in Deutschland und in Spanien! Das schien ihm Spott, grausamer Spott über seine Lage zu sein und vergeblich suchte er in sich und seinem Betragen eine Ursache dieses beißenden Hohns. Denn daß das Unterhaus den Plan haben könne, den Geldmangel der Krone zur Befestigung der Volksfreiheit zu benutzen, und daß es nur zauderte und sich schwierig zeigte, um derartige Zugeständnisse zu erhalten, das schien ihm nach seinen Begriffen über die königlichen Rechte ein zu schweres Verbrechen zu sein als daß er es irgend Jemand hätte zutrauen können. Er zwang sich daher zu einem neuen Versuche, schilderte alle seine Bedürfnisse, zählte alle Schulden der Krone, alle nothwendigen Ausgaben dem Parlamente vor und schloß seine Rede mit den Worten: „dies sei seine erste Bitte, er wäre noch jung und hätte die Regierung kaum angetreten, man solle nur gut und gehorsam gegen ihn sein, so würde er den Gebrauch des Parlaments lieb gewinnen und in der glücklichsten Eintracht mit seinem Volke leben.“

Dennoch blieb das Unterhaus unbeweglich, setzte seine Bitten und Beschwerden fort und verweigerte auch die geringste Zulage. Karl hatte sich also, seiner Ansicht nach, umsonst gedemüthigt und kannte nun in der Heftigkeit seines Verdrusses keine andere Lösung der Schwierigkeit, als dieses so hartnäckig bei seiner Meinung verbleibende Parlament nach kurzem Beisammensein wieder aufzulösen.

Obwohl er aber unvorsichtiger Weise geäußert hatte, daß er fortan auch ohne Parlament zu regieren wissen werde, so sah er sich doch bereits im Februar des nächsten Jahres (1626) durch seine Geldnoth gezwungen, ein neues zu berufen. Denn durch Briefe, die er unter dem geheimen Siegel in allen Provinzen umhergesandt hatte, um eine persönliche Anleihe bei reichen Leuten zu machen, war nur eine sehr unbedeutende Summe zusammengekommen, und diese war für eine Unternehmung gegen Spanien verausgabt worden, die ebenfalls höchst unglücklich abgelaufen war. Mit seiner Verlegenheit war also auch der Mißmuth der Nation gestiegen; dennoch aber gab er sich der Hoffnung hin, daß das neue Parlament sich willfähriger zeigen würde, weil er dem ersten gegenüber eine so entschiedene Festigkeit bewiesen und weil Buckingham ein Mittel ausfindig gemacht zu haben glaubte, der Gegenpartei ihre Kraft und Stütze zu rauben, indem er die bedeutendsten Haupt-

führer derselben zu Sherifs ihrer Grafschaften ernannte, in welcher Eigenschaft sie nicht im Parlamente sitzen konnten. Die Verblendeten bedachten nicht, daß eine Bewegung, die bereits durch mannigfache Umstände tiefe Wurzeln geschlagen, nicht durch die Hinwegnahme einzelner Männer, sondern nur durch versöhnende Maßregeln bekämpft und vor einem gefährlichen Fortschreiten bewahrt werden kann. Denn in solchen Fällen pflegen in der Regel Hunderte an die Stelle eines Einzigen zu treten und gewöhnlich gehen diese dann in ihrem Zorne noch weiter, als ihre Vorgänger zu gehen gedachten.

Trotzdem schien es anfänglich in der That, als ob das neue Parlament sich freigebiger gegen die Krone zeigen wollte, denn es bewilligte ihr eine ungleich größere Summe, als das vorige; zugleich aber wurde ausgemacht, daß diese Bewilligung nicht eher als am Ende der ganzen Sitzung in der Form eines Gesetzes abgefaßt werden sollte. So wollte man den König gleichsam locken, in eine Veränderung der Regierungsgrundsätze und des Ministeriums zu willigen; man zeigte ihm das Geld, aber man legte es einstweilen nieder, um es ihm erst als Preis für seine Nachgiebigkeit zu geben. Die Hauptbedingung war, daß Buckingham aufgeopfert wurde, denn sogleich fing man damit an, eine Anklage des verhaßten Intriguanten zu entwerfen. Während man aber hiermit beschäftigt war, kam eine Botschaft von dem Könige an, welche dringend den unsäglichen Nachtheil vorstellte, welcher mit der Verzögerung drr zum Kriege zu leistenden Beisteuer verbunden wäre; denn seine Schiffe könnten nicht auslaufen, weil es an Mannschaft und Proviant fehle und die Armee würde auseinandergehen, wenn sie nicht bald Kleidungsstücke und Lebensmittel bekäme. Die Antwort des Hauses war: es läge ja alles am Könige, wenn er sich nur dazu verstehen könne, Rücksicht auf ihre nothwendigen Vorstellungen zu nehmen, so solle er so unterstützt werden, daß ihn alle Nationen fürchten müßten. Ein Mitglied äußerte sogar bei dieser Gelegenheit: es sei besser von einem auswärtigen Feinde aufgerieben zu werden, als von einem einheimischen!

Eine so entschiedene, so durchgreifende Weigerung versetzte Karl in den äußersten Zorn; er glaubte, daß die Zeit gekommen sei, als König zu reden. „Einst", so schrieb er dem Unterhause zurück, „einst fragte man: was soll ich dem Manne thun, welchen sein König ehren will? Jetzt aber giebt man sich Mühe, dem zu schaden, welchem sein König Gnade und Huld erweist!" Der Eindruck, den

jene Frage machte, war aber ein sehr gehässiger, weil sie in der Bibel einem morgenländischen Despoten in den Mund gelegt würde, mit dem sich ein englischer König nicht vergleichen könne. Noch größeres Mißvergnügen erregte die Rede, welche Karl an das Parlament richtete und in der er seinen ganzen Abscheu gegen das Opfer zeigte, das man von ihm verlangte. Man solle sich erinnern, sagte er, daß das Parlament ganz in seinen Händen sei, und auch später äußerte er zu verschiedenen Malen, daß er dem Unterhause nicht die Untersuchung über den geringsten seiner Bedienten zugestehen würde, am wenigsten also über einen Diener, welcher von einem solchen Range und so nahe um seine Person wäre.

Ueberhaupt schien ihm nichts so sehr mit seiner Ehre verbunden zu sein, als Buckingham's Sache. Er sah in dem Herzoge den vollkommensten Mann, und einen Minister, der groß und bedeutend sein müsse, da er schon seinen weisen Vater beherrscht hatte; auch erblickte er in ihm seinen treuesten Freund, dessen einziges Verbrechen darin bestände, daß er von ihm, seinem Könige, geliebt würde. Sich selbst betrachtete er als denjenigen, welchem die Verfolgungen galten, die der Herzog erleiden mußte. Und nun sollte er seinen Liebling in den Abgrund stürzen, um nur sich selber sicher zu stellen. Das wäre zu unedel gewesen und ein solches Opfer hätte zugleich sein zärtliches Herz zerrissen und seinen Stolz beleidigt. Und wem sollte er es darbringen? Menschen, die in Bezug auf den Stand, dem sie entsprossen waren, doch nur den dritten Rang im Königreiche behaupteten und die also, seinen Vorurtheilen zufolge, eigentlich vor ihm verstummen und in den Staub sinken mußten! Lieber also wollte er Alles wagen und um seinen Stolz zu befriedigen es nun sichtbar werden lassen, daß er seine Freunde desto höher schätze, je mehr sie vom Volke gehaßt wurden. Während daher die Anklage gegen Buckingham entworfen wurde, ward derselbe durch königlichen Vorschub mit der hohen Stelle eines Kanzlers der Universität Cambridge bekleidet.

So sehr aber auch das Parlament über diese Erhebung entrüstet war und so sehr diese Entrüstung sich in die äußerste Erbitterung verwandelte, als der König zwei Mitglieder in's Gefängniß werfen ließ, die Buckingham's Betragen mit gerechten Vorwürfen beladen hatten, so fand man doch kein Mittel, denselben zu stürzen, da alle Klagepunkte, welche man wider ihn anführte, wohl den schlechten Minister und seinen Mißbrauch der königlichen Gnade

zeigten, dennoch aber nicht hinreichten, um einen Prozeß gesetzlich begründen und einleiten zu können.

Dessen ungeachtet zögerte das Haus noch immer mit der Vollendung des Gesetzes über die bewilligte Beisteuer. Da ließ Karl sagen: wenn man nicht damit zum Schlusse eile, so würde man ihn zwingen, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Antwort war in einer sehr edeln und herzlichen Sprache abgefaßt und bestand in der Bitte, den Herzog von Buckingham zu entfernen. „Der König," hieß es, „hätte der Welt manchen königlichen Beweis gegeben, welch' ein guter und gnädiger Herr er wäre; aber die Beziehung, in der er zu seinem Volke stände, sei die Hauptsache und verpflichtender für ihn, als das Verhältniß, in dem er sich als Herr zu seinem Diener befinde. Es sei ehrenvoller für ihn, das gerechte und nothwendige Verlangen seines Volkes anzuhören, als einem Diener einen Beweis seiner Gnade zu geben. Das Recht, Herr eines Untergebenen zu sein, dieses Recht müsse er mit so manchen seiner Unterthanen theilen; aber der König eines Volkes zu sein, das sei ein Hoheitsrecht, an welches kein Anderer in England Antheil oder Anspruch habe."

Diese so bescheidene Bitte brachte nicht die beabsichtigte Wirkung hervor, sondern versetzte den König wiederum in solch' einen Zorn, daß er sich augenblicklich entschloß, das Parlament aufzulösen. „Nicht eine Minute, nicht eine Minute länger!" so rief er mit seiner gewöhnlichen heftigen Eilfertigkeit aus, als das Oberhaus ihn bat, solch' einen gehässigen Schritt noch aufzuschieben.

Wäre Karl eines ruhigen leidenschaftslosen Einblicks in die Verhältnisse fähig gewesen und hätte er demzufolge die gemachten Erfahrungen richtig zu benutzen verstanden, so würde er jetzt vor Allem darauf bedacht gewesen sein, seine Geldausgaben einzuschränken und Frieden mit Spanien zu schließen. Denn nur hierdurch konnte es ihm möglich werden, die vermeintlichen Eingriffe des Unterhauses fern zu halten und der Nation gegenüber die gewünschte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erlangen. Statt dessen aber verschwendete er nach wie vor ungeheure Summen an seinen Günstling Buckingham und strebte mit allem Eifer danach, den Krieg mit Spanien fortzusetzen.

Hierzu war Geld nöthig und da dasselbe nach der Auflösung

des Parlaments auf gesetzlichem Wege nicht herbeizuschaffen war, so wurden die alten ungesetzlichen Mittel von Neuem hervorgesucht. Zunächst also wurde das Pfund- und Tonnengeld, obgleich es vom Unterhause nicht bewilligt worden war, ruhig weiter erhoben, dann aber wurde von der Hauptstadt in befehlendem Tone ein Vorschuß von 120,000 Pfund und außerdem von dem hohen und niederen Adel, so wie von allen vermögenden Kaufleuten, durch Bevollmächtigte, die man in die Häuser schickte, eine bedeutende Anleihe gefordert. Diese Bevollmächtigten waren mit untersuchender Gewalt bekleidet. Wer die Zahlung nicht leisten wollte, ward erst gefragt, durch wen und mit welchen Gründen und Worten er zu dieser Weigerung überredet worden sei, und beharrte er bei derselben, so wurde er verfolgt und, je nach seinem Stande, für das Heer oder für die Flotte ausgehoben, mit Einquartirung belastet oder in's Gefängniß geworfen. Wie sehr mußte solch' eine Maßregel die Gemüther empören, da jedes Kind in England wußte, daß die Krone hier in willkürlicher Weise die Grenzen ihrer Macht und ihres Rechtes überschritt!

Und dennoch reichte die eigenmächtige Geldeintreibung noch nicht ein Mal hin, die vorhandenen Bedürfnisse zu decken. Man mußte deshalb nach einem weiteren Mittel suchen und hatte es in der That bald gefunden. Eine Kommission wurde niedergesetzt, welche mit den Katholiken einen gesetzwidrigen Handel abschließen mußte: Wer eine gewisse Summe bezahlte, konnte sich damit Gewissensfreiheit erkaufen und ward von den alten strengen Strafgesetzen freigesprochen. Auch diese Maßregel war sehr unglücklich gewählt, denn sie zeigte neben einer großen Nachsicht gegen die Katholiken eine äußerst leichtsinnige Behandlung der Religionsangelegenheiten und Beides mußte der Nation mißfallen.

Indem Karl so, um nur Geld zu erhalten, erst dem allgemeinen Hasse seiner Unterthanen Trotz bieten mußte, und dadurch hinlänglich bewies, wie schwer ihm die Weiterführung des Krieges mit Spanien wurde, fing er, zum größten Erstaunen der Welt, noch einen anderen Krieg mit Frankreich an. Und doch war Englands politische Lage in jener Zeit eine glücklichere als jemals, da es das Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg hielt, welche mit einander um die Weltherrschaft kämpften! Beide mußten dem Könige von Großbritanien schmeicheln, denn auf wessen Seite er sich schlug, der hatte die sichere Aussicht, seinen Geg-

ner zu Boden zu drücken. Die ungeheuern Vortheile solch' einer Stellung lagen auf der Hand. Karl aber verscherzte sie, um den unlauteren Leidenschaften eines Günstlings zu genügen. Der Hergang der Sache war folgender:

Als Karl den Herzog von Buckingham nach Frankreich gesandt hatte, um seine Gemahlin, die Prinzessin Henriette, nach England herüber zu begleiten, hatte dieser bei den Lustbarkeiten des französischen Hofes eine sehr glänzende Rolle gespielt. Denn die munteren und unbefangenen Manieren des schönen Engländers und die außerordentliche Pracht seines Aufzuges bezauberten alle Welt und überall wurde er von den galanten Franzosen mit Schmeicheleien und Zuvorkommenheiten überhäuft. Berauscht und übermüthig gemacht durch solch' eine Aufnahme hatte der freche Mensch nun die Kühnheit, sein Auge auch auf die junge Königin (Anna von Oesterreich) zu werfen, da er merkte, daß er bereits ihre Aufmerksamkeit erregt und ihrem Herzen nicht gleichgültig geblieben war. Indem er sich jedoch bemühete, einen Liebeshandel mit ihr anzuknüpfen, war er auf einen Nebenbuhler gestoßen, mit dem er sich freilich in jeder anderen Hinsicht nicht messen konnte, den er aber in einem Kampfe, wie dem vorliegenden, nothwendig besiegen mußte. Es war dies der große Minister, Kardinal von Richelieu. Dieser bewarb sich ebenfalls um die Liebe der Königin, aber aus politischen Gründen; Buckingham dagegen brachte nur sein Herz ohne weitere Rücksicht zum Opfer dar; jener hatte seine Jugend schon lange verlebt und befliß sich der strengsten Sitten; dieser war jung und wollüstig; Richelieu trug seinen großen Entwurf, das Haus Oesterreich zu stürzen und seine übrigen Pläne stets in seiner Seele mit sich umher und achtete daher nicht auf alle die Kleinigkeiten, welche Damen gegenüber wichtig sind; Buckingham mit seinem beschränkten Kopf war in allen Künsten der Höflichkeit und Galanterie erfahren. Dieser erhielt also den Preis, gab sich aber keine Mühe, denselben vor dem argwöhnischen Kardinal zu verbergen, sondern beging sogar auf der Rückreise nach England die unverschämte Thorheit, die Prinzessin Henriette allein in Boulogne sitzen zu lassen und einstweilen noch ein Mal nach Paris zurückzufliegen.

Hier hatte er eine geheime Zusammenkunft mit der Königin, die aber nicht verborgen blieb. Denn alle Bedienten der letzteren wurden sogleich weggejagt und als Buckingham nach seiner Ankunft in London Anstalten zu einer zweiten Gesandtschaft an den Pariser

Hof machte, schickte ihm König Ludwig den Befehl zu: er solle sich in Frankreich nicht wieder sehen lassen. Nun gerieth der romanhafte Liebhaber in Hitze und schwur: er wolle und müsse die Königin sprechen und wenn sich auch Frankreichs ganze Macht dagegen setze. Einige kleine Beleidigungen des französischen Hofes waren bald gefunden; als dieselben aber den gewünschten Bruch nicht schnell genug herbeiführen wollten, beredte Buckingham den König, daß er sich im hohen Grade die Liebe seines Volkes wieder erwerben könne, wenn er die verfolgten Protestanten Frankreichs unterstützen und den gerade hart bedrängten Hauptstützpunkt derselben, die Festung Rochelle, entsetzen würde. So wurde denn der Krieg beschlossen und Buckingham, der das Kommando über die Flotte und die Armee erhielt, segelte sogleich mit zwei und vierzig Kriegs- und vier und dreißig Lastschiffen, auf denen sich ein ansehnliches Landheer befand, nach Rochelle hinüber. Da er es aber versäumt hatte, den Einwohnern vorher seine Absichten kund zu thun und diese nach allem Vorhergangenen Ursache hatten, in ihm nicht einen Freund und Bundesgenossen zu sehen, so verweigerten sie ihm hartnäckig die Aufnahme und wiesen mißtrauisch alle seine Anerbietungen zurück. Unverrichteter Sache mußte er also wieder abziehen, machte dann noch eine gänzlich unnütze und alberne Unternehmung gegen die kleine französische Insel Rhe und segelte hierauf mit Schimpf beladen und nach einem großen Verlust an Truppen nach England zurück, ohne, seinem Schwur gemäß, die Königin gesehen zu haben.

So war denn durch dieses leichtsinnige, in jeder Hinsicht schlecht geleitete Unternehmen der letzte Rest des Geldes verschwendet, das Karl durch ungesetzmäßige Mittel seinem Volke abgezwungen hatte, und die Beschimpfung der Nationalehre, das Unglück zahlreicher Familien und der Hohn von ganz Europa war das einzige, was er dadurch gewann, daß er im eigenen Lande eine so große Erbitterung gegen sich heraufbeschworen hatte. Seine Lage war in der That jetzt eine höchst gefahrvolle geworden. Denn die Reihe der despotischen Gelderpressungen war erschöpft, sie zu wiederholen in diesem Augenblicke sehr bedenklich und wo sollte er die Mittel hernehmen, den Krieg gegen die bedeutendsten Mächte durchzuführen, in den er so ohne alle Ueberlegung hineingerannt war. Nur ein Parlament, nur eine gesetzliche Bewilligung, konnte hier helfen und

nachdem man lange hin und hergesonnen und berathen hatte, sah man sich wirklich genöthigt, ein solches zu berufen.

Die Wahlen wurden also angeordnet und im März des Jahres 1628 kam dieses dritte Parlament zusammen. Der König eröffnete es mit einer kurzen Rede. — „Ich habe Euch zusammenberufen," sagte er, „weil ich der Meinnng bin, daß ein Parlament das alte, kürzeste und beste Mittel ist, um solche Beisteuern zu gewähren, die uns sichern und unsere Freunde von drohendem Verderben erretten können. Jeder muß jetzt nach seiner Ueberzeugung handeln. Wenn Ihr demgemäß, was Gott verhüte, nicht Euere Pflicht erfüllet, und das gewährt, was der Staat unter diesen Umständen bedarf, so muß ich, um meinem Gewissen zu genügen, die anderen Mittel aufbieten, die Gott in meine Hände gelegt, um das zu retten, was sonst durch die Thorheiten Anderer zerstört werden könnte. Betrachtet dies nicht als eine Drohung — es liegt nicht in meiner Art, Anderen zu drohen als meines Gleichen, — sondern als eine Ermahnung dessen, dem Natur und Pflicht die höchste Sorgfalt für Euere Erhaltung und Euere Wohlfahrt anvertraut haben."

Nachdem Karl in dieser hochmüthigen Weise gesprochen und hinweggegangen war, nahm der Lord-Siegelbewahrer das Wort und sagte: „Se. Majestät haben sich, um Beisteuern zu erlangen, an das Parlament gewandt, nicht als ob dies das einzige Mittel wäre, das ihm zu Gebote steht, sondern weil er es für das geeignetste hält und es der Güte der allergnädigsten Gesinnung Sr. Majestät, so wie dem Wohle des Volkes am meisten angemessen ist. Sollte der Erfolg sich verzögern, so würde die Nothwendigkeit und das Schwerdt der Feinde andere Maßregeln erzwingen. Gedenket der Mahnung Sr. Majestät, ich wiederhole es, gedenket ihrer."

Und was war das für ein Parlament, dem man mit solch' einer Sprache entgegentrat? Es bestand meistens aus Männern, deren Begeisterung und kaltblütige Entschlossenheit durch kühne Worte nicht einzuschüchtern war und die Scharfblick und Einsicht genug besaßen, hinter dem anmaßenden und beleidigenden Auftreten der Krone die ganze Ohnmacht einer armseligen und bedrängten Lage zu erkennen, aus Männern voll hoher Fähigkeiten und unerschütterlicher Ueberzeugungstreue, die, entrüstet über alle bisherigen Vorgänge, mit dem festen Entschlusse daher gekommen waren, der Lehre vom leidenden Gehorsam und von der unbeschränkten Gewalt

des Königs, die bereits auf Befehl des Hofes von den Kanzeln verkündet wurde, durch Wiederherstellung der alten geheiligten Volksrechte eine recht thatsächliche Widerlegung zu bereiten. Und solchen Männern warf der junge König ohne Berechnung der Umstände gleich von vornherein den Fehdehandschuh hin!

Dennoch hatte sich das Unterhaus noch niemals in einem besseren Lichte gezeigt, als in diesem verhängnißvollen Augenblicke. Alle Welt glaubte, daß es nun in blinder Wuth losstürmen und durch leidenschaftliche Aeußerungen und übereilte Beschlüsse seinem Hasse Luft machen würde. Statt dessen aber zeigte es die besonnenste Rücksicht auf das wahre Wohl des Landes und einen so mäßigen, so gerechten und von aller Ueberschwenglichkeit entfernten Freiheitssinn, daß es alle Herzen überzeugen und gewinnen mußte. „Wir," sagte Franz Seymour in einer der ersten Sitzungen „wir sind der große Rath des Landes und nur hier kann Se. Majestät wie in einem treuen Spiegel den wahren Zustand des Reiches sehen. Durch den König sind wir hierher berufen, ihm treuen Rath zu geben, vom Volke sind wir hierher gesandt, um seine gerechten Beschwerden vorzutragen. Beides müssen wir ohne Schmeichelei und ohne Furcht thun und es wäre niedrig, wenn wir so handeln wollten, wie einstmals die Richter des Kambyses, die bei jeder ungesetzlichen Maßregel ihres Königs die Erklärung abgaben: es seien zwar geschriebene Gesetze vorhanden, die dagegen sprächen, die Könige von Persien aber könnten nach ihrem Willen und Belieben verfahren."

„In welcher Art aber," fuhr der Redner fort, „in welcher Art können wir unsere Gefühle ausdrücken, so lange wir unsere Besorgnisse hegen? Wiekönnen wir von Geben sprechen, bevor wir wissen, ob wir auch etwas zu geben haben? Denn wenn der König sich mag überreden lassen, so viel zu nehmen, als ihm beliebt und gutdünkt, wie sollten wir dazu kommen, ihm noch freiwillig etwas geben zu wollen? Daß dies aber geschehen, zeigt die Einquartierung von Soldaten, zeigt die Einkerkerung angesehener Männer wegen verweigerter Anleihen, da diese doch, wenn sie anders gehandelt hätten, ebenso tadelnswerth gewesen wären, als die Anstifter dieser unterdrückerischen Maßregel. Und ist nicht, um dieses Verfahren zu unterstützen, von der Kanzel gepredigt worden, daß Alles, was wir besitzen, nach dem göttlichen Rechte dem Könige gehört?"

„Derjenige, sage ich, ist kein guter Unterthan, der nicht gern

und mit Freuden sein Leben hingiebt, wenn er durch dieses Opfer das Wohl seines Fürsten und das allgemeine Beste befördern kann. Aber kein guter Unterthan, sondern ein feiger Sklave ist der, welcher sich seine Güter wider seinen Willen und gegen die Gesetze des Landes entziehen läßt. Indem wir uns solchen Maßregeln widersetzen, ahmen wir nur unsern Vorfahren nach, welche stets das öffentliche Wohl ihrem eigenen, ja ihrem Leben vorgezogen haben, und unrecht würden wir gegen unser Gewissen und unsere Nachkommen handeln, wenn wir auf diesen Anspruch und diese Forderung verzichteten."

„Ich kann leben," sagte ein anderer Redner, „wenn ich au mit noch stärkeren Auflagen belastet werde, als unter denen ich jetzt leide. Daß aber meine Freiheit, welche die Seele meines Lebens ist, mir geraubt, meine Person nach Belieben in ein Gefängniß eingesperrt werde, ohne gesetzliche Hilfe zu erlangen, ja daß ich mich sogar gegen alle Gesetze gerichtlich dazu verurtheilt sehe, das wird mir schwer zu ertragen. Wenn solche Dinge geschehen können und als gesetzlich betrachtet werden, warum sprechen wir dann von Freiheiten? Warum behelligen wir uns mit Erörterungen über die Verfassung, über Rechte, Eigenthum und Aehnliches? Was mag denn Jemand sein Eigenthum nennen, wenn ihm nicht die Freiheit seiner Person gehört? Ich für mein Theil bin es müde, auf diesem Wege weiter zu gehen und schließe mit dem Antrage, daß ein Ausschuß ernannt werde, der ein Gesuch an Se. Majestät um Abstellung dieser Beschwerden entwerfen soll."

Aehnlich äußerte sich Thomas Wentworth, indem er von den schlechten Rathgebern und Ministern sprach. „Einen geheimen Rath," sagte er, „haben diese Menschen geschaffen, der wider alle bisherige Einrichtung die ganze Verwaltung an sich gerissen und alle Freiheit vernichtet hat. Genommen hat man uns — was soll ich sagen? — denn in der That, was hat man uns gelassen? Alle Wurzeln des Eigenthums hat man ausgerissen und uns so jedes Mittels beraubt, den König zu unterstützen und durch freiwillige Beweise unserer Ergebenheit seine Gunst zu erwerben."

„Ich will mich bemühen, alle diese Risse auszufüllen und gegen alle diese Gebrechen ein Heilmittel vorzuschlagen. Nicht blos das Volk ist durch die erwähnten Maßregeln verletzt, sondern auch der König. Ein und dasselbe Mittel muß daher Beiden Hilfe gewähren. Um es zu erhalten, brauchen wir weder einzureißen noch von

Neuem zu bauen, es wird nur nöthig sein, die alten Freiheiten unseres Lebens, die unabänderlichen Gesetze, welche bereits unsere Vorfahren erlassen haben, wiederherzustellen, ihnen neue Kraft zu geben und einen Stempel aufzudrücken, der sie für immer vor der Antastung zügelloser Geister bewahrt. Durch solch' ein Verfahren, ruft man uns zu, werdet ihr das Parlament sprengen! Ich glaube das nicht. Unsere Forderungen sind bescheiden und gerecht und ich spreche sowohl für das Interesse des Königs als des Volkes. Denn genießen wir dieser Rechte nicht, so wird es uns nicht möglich sein, ihn zu unterstützen. Lasset uns daher nicht zweifeln, daß wir bei seinem Wohlwollen eine günstige Aufnahme finden."

Diese kräftigen Reden und Anträge fanden im Unterhause nur eine sehr schwache Gegenpartei und auch diese wagte es nicht, mit einem offenen Widerspruche hervorzutreten, da sich erstens gegen die Wahrheit und Billigkeit der vorgebrachten Beschwerden nur wenig einwenden ließ und da man zweitens wußte, daß die einzelnen Redner hier nur in rücksichtsvollem Tone aussprachen, was in weit schärferer Weise die Mehrheit der ganzen Nation bewegte. Mit Einstimmigkeit wurde daher zunächst ein Beschluß angenommen, der neben einer Wahrung der Rechte der persönlichen Freiheit, auch den Satz enthielt, daß alle vom Parlamente nicht ausdrücklich bewilligten Abgaben und Anleihen ungesetzlich und deshalb unerlaubt seien.

Erst nachdem das Unterhaus in dieser Weise seine Gesinnung kund gethan und dem verletzten Rechtsgefühl eine Genugthuung gegeben hatte, fing es an, sich mit der Geldfrage zu beschäftigen. Fünf verschiedene Beisteuern wurden ohne Schwierigkeit bewilligt, aber trotz der Freude, welche der Hof hierüber äußerte und trotz der versöhnlichen Schritte, welche eine Folge dieser Bewilligung waren, hütete man sich wohl, dieselbe sofort zu einem Gesetze zu erheben, bevor man erreicht hatte, was man eigentlich wollte: eine Sicherstellung der alten Volksrechte durch eine neue förmliche und feierliche Anerkennung von Seiten des Königs.

Um diese zu erlangen, trat das Unterhaus mit dem Oberhause in Berathung und so entstand aus den gemeinschaftlichen Erörterungen beider Häuser die schönste Frucht dieses Parlaments, jene berühmte „Bitte um Recht," die als eine zweite magna charta die Rechte des englischen Volkes von Neuem aufzählte und feststellte.

Die Forderungen derselben waren in den alten Gesetzen begründet und durchaus gemäßigt: Niemand solle willkührlich und ohne Angabe des Grundes verhaftet, Jeder nur von seinem natürlichen Gerichtshofe gerichtet werden; zu Steuern, freiwilligen Gaben oder Darlehen ohne Bewilligung des Parlaments solle Niemand verpflichtet sein, mit Einquartirung von Soldaten und Matrosen solle das Land nicht belästigt, die vorhandenen Kriegsgerichte sollten aufgehoben und niemals wieder eingeführt werden.

Solch' einer Bitte ließ sich allerdings keine irgend begründete Weigerung entgegensetzen, und wenn Karl die ehrliche Absicht gehabt hätte, ein den Landesgesetzen angemessenes Regiment zu führen, so würde er die gestellten Forderungen ohne Rückhalt anerkannt haben. Seine Absichten aber gingen nach der entgegengesetzten Seite hin und deshalb konnte er sich nur bemühen, die wirkliche Abfassung und Absendung der Bittschrift verzögern und hintertreiben zu lassen. Alle Versprechungen jedoch, alle Drohungen und Botschaften, welche zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt wurden, scheiterten an der Einsicht und Beharrlichkeit, mit welcher das Unterhaus sein Ziel zu verfolgen wußte: die Bittschrift wurde angenommen und abgesendet.

Karl gerieth dadurch in eine große Verlegenheit, denn er war zu einer Entscheidung gedrängt, die er in diesem Augenblicke der Geldnoth und Hilfsbedürftigkeit nicht geben wollte. Statt daher nach dem bisher üblichen Gebrauche kurz und einfach die Annahme oder Verwerfung des Gesuches auszusprechen, half er sich mit einer Erklärung, die folgendermaßen lautete:

„Der König will, daß nach den Gesetzen und Gewohnheiten des Reiches Recht ergehe und daß die Gesetze in gebührenden Vollzug gesetzt werden, daß ferner seine Unterthanen keinen Grund haben, sich über irgend ein Unrecht oder eine Unterdrückung, die ihren begründeten Rechten und Freiheiten entgegen ist, zu beklagen, da er zur Erhaltung der letzteren sich ebenso verpflichtet erachtet als zu der seiner königlichen Vorrechte."

Die absichtliche Unklarheit und Unbestimmtheit dieser Antwort mußte jedem Unbefangenen sofort in die Augen fallen. Man hatte sehr bestimmte Forderungen gestellt und mit großer Genauigkeit die Gesetze angedeutet, welche man wieder hergestellt sehen wollte. Warum sagte der König nicht Ja oder Nein, warum antwortete er mit einigen leeren Versicherungen, mit einigen geschraubten und

allgemeinen Redensarten? Zeigte er hierdurch nicht deutlich genug, daß es ihm nur darum zu thun sei, sich durch eine wirkliche Erklärung nicht binden und verpflichten zu wollen? So fragte man sich im Unterhause und ein furchtbarer Sturm des Unwillens und der Entrüstung bemächtigte sich der Mehrheit der Mitglieder als die königliche Antwort verlesen wurde. Sofort zog man wieder Dinge in Berathung, die dem Könige unangenehm und empfindlich sein mußten, man schlug gegen die Katholiken los und rüstete sich zu einer neuen Anklage gegen den Herzog von Buckingham.

Karl zitterte als er das kaum erst abgewendete Unwetter sich von Neuem über dem Haupte seines Lieblings zusammenziehen sah, und um einen unwürdigen Menschen zu retten, gab er endlich die angemaßte Gewalt der Krone auf, wozu ihn alle Gründe der Vernunft und die natürliche Rücksicht auf die Wünsche und das Wohl seines Volkes nicht vermocht haben würden. Auf eine Adresse beider Häuser erschien er selber im Parlamente und bewilligte die Bittschrift mit der hergebrachten und gebräuchlichen Formel: es geschehe was verlangt worden!

Dieser Augenblick wird gleichsam als die Zeit der Wiedergeburt der englischen Verfassung betrachtet, welche freilich in Bezug auf die geschriebenen Gesetze nicht die geringste Veränderung erlitt, dennoch aber gänzlich umgeschaffen ward, da sie auf ihre ursprünglich so klaren und einfachen Begriffe zurückgeführt und von allen den falschen Auslegungen und Begriffen gereinigt wurde, welche der Mißbrauch der Regierungsgewalt in sie hineingedeutet hatte.

„Nun habe ich das Meine gethan. Wenn dies Parlament kein glückliches Ende nimmt, so ist es euere Schuld. Ich bin frei davon.“ So hatte Karl am Schlusse seiner Bewilligungsrede gesagt und in der That beeilte sich das Unterhaus, seine Freude und Dankbarkeit über die erfolgte Nachgiebigkeit durch eine gleiche Willfährigkeit zu erkennen zu geben. Die Bewilligung der gewünschten Hilfsgelder wurde sofort zum Gesetz erhoben. Trotzdem irrten Diejenigen, welche dies als Beweis einer wirklich versöhnten Stimmung betrachten wollten. Denn die Art, wie der König das Gesuch bewilligt und die vielen Kunstgriffe, die er zur Verhinderung desselben angewendet, waren durchaus nicht vergessen worden, und als man daher nach einigen Wochen erfuhr, daß er den Abdrücken, welche

von der Bittschrift verbreitet wurden, seine erste trügerische und verhaßte Antwort beisetzen ließ, bedurfte es keiner weiteren Anregung, um die alte Abneigung gegen ihn von Neuem erwachen und in doppelter Schärfe hervortreten zu lassen. Das Unterhaus sah, daß mit der bloßen Anerkennung der Volksrechte noch gar nichts gewonnen sei so lange man nicht die Sicherheit hätte, daß sie auch wirklich vollzogen würden. Eine neue Schrift an den König zählte daher alle Beschwerden über die gegenwärtige Regierung auf, bezeichnete als den Urheber derselben den Herzog von Buckingham und trug auf dessen Entfernung an.

Kaum war diese Schrift dem Hofe übergeben, so fing man wieder Debatten über das obenerwähnte Pfund- und Tonnengeld an, indem man die Erklärung abgab, daß der König auch diese Steuer ohne Bewilligung des Parlaments nicht erheben dürfe. Als Karl von diesem Beschlusse Kenntniß erhielt, lud er beide Häuser zu einer gemeinschaftlichen Sitzung ein und stellte in einer kurzen Rede vom Throne herab alle die Zugeständnisse wieder in Frage, die er durch die Bewilligung des Rechtsgesuches bereits gemacht hatte. Dann gab er seine Genehmigung des erwähnten Beisteuergesetzes und vertagte hierauf das Parlament (Juni 1628).

Zwei Monate nach dieser Vertagung trug sich ein Ereigniß zu, das dem Unterhause alle weiteren Bemühungen gegen den Günstling Buckingham ersparte. Der Herzog war nach Portsmouth gegangen, um bei der Einschiffung von Truppen, welche zum Scheine noch ein Mal nach Rochelle segeln sollten, die Oberaufsicht zu führen. Eines Tages nun (am 23. August) befand er sich dort in Gesellschaft des Prinzen v. Soubise und anderer Hugenotten, welche über die zu ergreifenden Maßregeln mit ihm in einen Streit geriethen und sich dabei heftige Gebehrden erlaubten. Als er nach Beendigung dieser Unterredung das Zimmer verlassen wollte und in der Thür einem Obersten, auf den er traf, einen Befehl ertheilte, wurde ihm über die Schulter desselben ein Messer in's Herz gestoßen. „Der Bösewicht hat mich getödtet!" Das waren die einzigen Worte, welche er noch sprach, indem er das Messer herauszog. Dann sank er um und starb.

Niemand hatte den Stoß, Niemand die Hand gesehn, welche ihn vollbrachte, da Alles in der ersten Verwirrung nur auf den sterbenden Herzog blickte. Kaum aber war diese Bestürzung vorüber, so glaubte man allgemein, daß die französischen Offiziere, be-

ren Heftigkeit in dem vorhergegangenen Streite man gesehen hatte, die Thäter wären. Dieselben würden daher ohne Zweifel Opfer der ersten Wuth geworden sein, wenn sich nicht bald darauf auf dem Boden des Zimmers ein Hut gefunden hätte, in welchen ein beschriebenes Blatt eingeklebt war. Man las und fand, daß es ein Stück aus jener letzten Parlamentsschrift sei, in welcher Buckingham als der ärgste Feind des Vaterlandes und der protestantischen Religion bezeichnet ward.

Nun zweifelte man keinen Augenblick mehr, daß der Eigenthümer dieses Hutes auch der Mörder sei, und mit gezogenen Degen liefen die Offiziere umher, ihn aufzusuchen. Schon als sie vor die Thür kamen, fanden sie einen Mann, der dort mit unbedecktem Kopfe ruhig auf und nieder ging und sogleich herzukam und sagte: „Ich bin der Thäter, lasset nicht den Unschuldigen leiden."

Es war ein gewisser Felton, der als Lieutenant unter Buckingham gedient und von demselben die Stelle seines Hauptmanns, der auf dem ersten Zuge gegen Frankreich geblieben war, vergebens gefordert hatte. Sogleich hatte er seinen Abschied genommen. Wer ihn kannte, wußte, daß er ein braver, gewissenhafter Offizier, aber düster, rachsüchtig und ein Religionsschwärmer sei. Als die Schrift gegen Buckingham erschienen war, wurde seine Phantasie erhitzt und er glaubte, wenn er durch die Ermordung desselben seine Rachsucht befriedigte, zugleich seinem Vaterlande und seinem Gotte einen Dienst zu leisten. Gefragt, wer ihn zu einer so schauderhaften That verführt habe, antwortete er: sein Gewissen habe ihn dazu gezwungen und seine Bewegungsgründe fände man auf dem Papier in seinem Hut; wäre er bei der Handlung selber umgekommen, so würde man durch ihn doch wenigstens seine Gründe erfahren haben.

Diese Ruhe verließ ihn, als er hingerichtet ward, nicht weil er den Tod fürchtete, sondern weil er doch einsah, daß er Unrecht gethan. Er bat die Richter, daß ihm vor der Hinrichtung seine rechte Hand abgehauen werden möchte; aber die englischen Kriminalgesetze erlaubten eine solche Verstümmelung nicht und es gab jetzt Richter in England, die nicht mehr der Willkühr, sondern den Gesetzen gehorchten. Selbst der König konnte es daher nicht durchsetzen, daß der Bitte des Verurtheilten nachgegeben ward, ebenso wenig, als er es hatte durchsetzen können, daß man denselben zur Erpressung eines weiteren Geständnisses foltern solle.

So sehr sich Karl übrigens für die Bestrafung des Mörders

interessirte, so geringe Betrübniß hatte er gezeigt, als ihm bei einer öffentlichen Gelegenheit die erste Nachricht von der Ermordung seines Lieblings gebracht worden war. Man glaubte deshalb, daß er schon vorher des Herzogs überdrüssig gewesen, doch war diese Voraussetzung eine falsche. Mit Gewißheit läßt sich vielmehr annehmen, daß Karl seinen Kummer nur verbarg, weil augenblicklich der Gedanke in ihm aufstieg, daß das Volk sich über denselben freuen würde.

Diejenigen, welche sich der Hoffnung hingegeben, daß mit dem plötzlichen Tode des Herzogs auch die ganze Günstlingswirthschaft ein Ende nehmen werde, sollten bald erfahren, wie bitter sie sich getäuscht. Zwar erlangte kein Einzelner wieder eine solche Gewalt über den König. Dafür aber waren es drei Personen, die sich von jetzt an seiner zu bemächtigen, seinen eingewurzelten Ideen zu schmeicheln und ihn in allen seinen gefährlichen Schritten zu unterstützen wußten.

Die erste dieser Personen war seine Gemahlin Henriette von Frankreich. Sie war eine junge, schöne und geistreiche Frau und bei seiner Neigung zu häuslichem und ehelichem Glück hatte der gefühlvolle Karl ihr seine ganze Liebe und Zärtlichkeit geschenkt. Henriette aber war nicht empfindsam genug, um mit einer derartigen Gabe zufrieden zu sein; gleich nach ihrer Ankunft in England, obwohl sie damals kaum sechszehn Jahre zählte, hatte sie vielmehr nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß sie gekommen sei, um hier zu herrschen und Hof und Land nach ihren Wünschen zu regieren. Karl hatte im Anfange viele Mühe gehabt, ihren unbeugsamen Eigensinn, ihre jähzornige Heftigkeit und die tiefe Abneigung, welche sie gegen alle englischen Sitten empfand, in die gehörigen Schranken zu verweisen. Bezaubert aber durch ihre Schönheit und zurückgeschreckt durch ihre beißenden und witzigen Bemerkungen hatte er sich endlich in das Joch gefügt und ihren Ansichten und Wünschen einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine Handlungen und Entschüsse eingeräumt. So nahm sie an allen Berathschlagungen Theil, ließ im Staate nichts ohne ihren Willen geschehen und wußte in dieser Weise hauptsächlich anzubahnen und durchzusetzen, was sie als eifrige Katholikin und im Auftrage ihrer Priester anbahnen und durchsetzen wollte. Es war dies also ein Einfluß, der die Mehrheit der

Nation gegen sich hatte und die herrschende Mißstimmung in bedeutendem Grade vermehren mußte.

Der zweite und vorzüglichste Rathgeber des Königs nach Buckingham's Tode war der Ritter Thomas Wentworth, der früher als Mitglied des Unterhauses einer der glänzendsten und bedeutendsten Vertheidiger der Volksrechte gewesen und durch die Macht seiner Beredtsamkeit die Krone oft gewaltsam erschüttert hatte. Von einem rastlosen Ehrgeize verzehrt, hatte er den Lockungen des Hofes Gehör gegeben, der Freiheitspartei den Rücken gekehrt und seine hohen Talente, sowie die ungewöhnliche Kraft seines Charakters, den Bestrebungen des Königs zur Verfügung gestellt. So war er schnell zum Statthalter von Irland und zum Grafen Strafford aufgestiegen und suchte nun durch eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den König und durch die eifrigste und mühevollste Vertheidigung seiner Ansprüche den Schatten hinwegzuwischen, den er durch den begangenen Verrath auf die Beständigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters geworfen hatte. Natürlich konnte das die Puritaner und die Mitglieder des Unterhauses, seine ehemaligen Gesinnungsgenossen, nicht mit ihm aussöhnen; sie verfolgten ihn vielmehr mit dem leidenschaftlichsten Hasse und einer seiner ältesten Freunde zischelte ihm gleich nach seinem Uebergange in die Ohren: „Du bist von uns weggelaufen, ich aber will Dich nicht loslassen, so lange Dein Kopf noch zwischen Deinen Schultern sitzt!" —

Der dritte im Rathe, der sich der besonderen Gunst des Königs erfreute, war der Bischof William Laud, jetzt zur höchsten geistlichen Würde, zum Erzbischof von Canterbury erhoben, ein Mann, ganz dazu geschaffen, um eine Priesterherrschaft zu begründen und diese zum hauptsächlichsten Stützpunkt eines willkürlichen und allgewaltigen Königthums zu machen. Arm zwar an wahrem Geist, ohne feinere Menschenkenntniß und wirkliche Erfindungsgabe, dafür aber ausgerüstet mit einem rastlosen fanatischen Eifer und beseelt von jenem anmaßenden und nimmersatten Stolze, der seit undenklichen Zeiten das unheilvolle Erbtheil seines Standes gewesen, wollte er um jeden Preis das Ansehn der Kirche heben und die durch die protestantische Freiheit etwas gelockerten Verhältnisse derselben der widerspruchslosen Einförmigkeit des Katholizismus nahe zu bringen suchen.

Um diesen Zweck zu erreichen, schienen ihm die Einführung eines theatralischen Ceremoniendienstes und die Verschärfung der

geistlichen Strafgewalt die geeignetsten Mittel zu sein, und Beides wandte er im Einverständniß mit dem Könige an, ohne Rücksicht auf die Ansichten der Nation und zum Aerger der mächtigen Puritanerpartei, der schon dasjenige ein Gräuel war, was die bisherige Staatskirche von den papistischen Grundsätzen und Gebräuchen aufrecht erhalten hatte. Die Ansicht, daß Laud das englische Volk von Neuem dem Papste überliefern wolle, fand daher bald allgemeinen Eingang und je mehr er den Gottesdienst durch frommes Gaukelspiel und leeres Schaugepränge verherrlichte und je härter er Geistliche und Laien verfolgte, die sich den eingeführten Neuerungen nicht unterwerfen wollten, desto fester glaubten nicht blos die argwöhnischen und verstimmten Puritaner, sondern auch die Anhänger der Staatskirche, ja die Katholiken selber von der Wahrheit jener Ansicht überzeugt zu sein. Sein Einfluß auf den König war also ebenfalls nicht der Art, um die Gemüther mit diesem zu versöhnen, ihn seine Lage richtig erkennen zu lassen und ihm den vorhandenen Schwierigkeiten gegenüber den richtigen Weg zu zeigen.

Am 20. Januar 1629, also fünf Monate nach Buckingham's Tode, trat das im Juni vertagte Parlament von Neuem zusammen, und gestützt auf einen Mann wie Wentworth, so wie angestachelt durch Laud und die Königin, glaubte Karl den Verhandlungen mit Ruhe entgegen sehen zu können. Sogleich nach der Eröffnung forderte er das Unterhaus auf, daß es vor allen Dingen über das Pfund- und Tonnengeld in Berathung treten und in Bezug auf diese für ihn sehr wichtige Frage eine nochmalige Erklärung abgeben solle.

Das Unterhaus aber kehrte sich an diese Vorschrift über den Gang seiner Verhandlungen nicht, sondern beschäftigte sich zuförderst mit den Religionsangelegenheiten, indem es mit großer Heftigkeit eine ganze Reihe von Beschwerden erörterte, die gegen die eigenmächtige Einführung neuer Ceremonien gerichtet waren. Nach Erledigung dieses Gegenstandes kam die Fälschung zur Sprache, die sich Karl, wie oben erzählt, beim Abdruck der „Bitte um Recht" hatte zu Schulden kommen lassen, und erst als man sehr rücksichtsvoll und ohne ein Wort der Entrüstung über diese nichts weniger als ehrenhafte Handlungsweise hinweggeschlüpft war, wurden die

gewünschten Verhandlungen über das Pfund- und Tonnengeld von Neuem aufgenommen.

Karl hatte sich getäuscht, wenn er geglaubt hatte, seinen Willen dieses Mal im Parlamente durchsetzen zu können. Denn trotz aller angewandten Mittel, trotz aller Drohungen, die gewagt, trotz aller Vorstellungen und Bitten, die verschwendet wurden, war das Unterhaus nicht zu bewegen, ihm die genannte Steuer anders als fristweise zu bewilligen, da es in derselben eine kräftige Fessel seiner so oft kund gegebenen despotischen Gesinnung sah. Wozu also sollte er länger mit einem Hause unterhandeln, welches ihm eine so entschiedene Abneigung zeigte und so deutlich zu erkennen gab, daß es niemals und unter keinerlei Form an einer Untergrabung der Volksrechte sich betheiligen werde? Eine abermalige Vertagung ward daher schnell beschlossen und der Befehl hierzu dem Sprecher des Hauses augenblicklich zugesandt.

Das Unterhaus hörte an jenem Tage (am 2. März) gerade mit gespannter Aufmerksamkeit einem Vortrage seines Mitgliedes Elliot zu, der mit derben Worten und einleuchtenden Gründen das ganze Verwaltungssystem der Regierung anzugreifen begann. Nicht gering war daher die Entrüstung, als der Sprecher den genannten Redner mit der Bemerkung unterbrach, daß er so eben einen königlichen Vertagungsbefehl erhalten habe und die Sitzung daher sofort aufgehoben werden müsse. Von allen Bänken erscholl der begeisterte Ruf, daß man bleiben und trotz aller Befehle die nöthigen Beschlüsse noch fassen wolle. Der Sprecher stand auf, um sich zu entfernen, aber mit Gewalt und nach einer handgreiflichen Besiegung der kleinen Hofpartei wurde er zurückgehalten. „Bei Gott," rief eines der Mitglieder aus, „Ihr sollt hier sitzen bis das Haus beschlossen hat, wann es fortgehen will." „Ich will nicht, ich kann nicht, ich wage es nicht," schrie der Sprecher zitternd und mit Thränen erstickter Stimme. Alles umsonst: wider Willen mußte er seinen Sitz einnehmen und Elliot setzte seine unterbrochene Rede fort.

Als der König von diesem Tumulte Nachricht erhielt, ließ er an den Thürhüter des Hauses den Befehl ergehen, er solle sich mit seinem Stabe zurückziehen, wodurch an sich schon, einem alten Herkommen gemäß, jede Berathung aufgehoben wurde. Allein es erging dem Thürhüter nicht anders als dem Sprecher. Man hielt ihn zurück, nahm ihm die Schlüssel des Saales ab, verschloß die Thür und setzte abermals die Verhandlungen fort.

Nicht lange jedoch hatte man dagesessen, als ein Beamter des Hauses von Außen anklopfte, um eine königliche Botschaft zu überbringen. Man ließ ihn nicht herein und steigerte dadurch des Königs Zorn so sehr, daß er den Hauptmann seiner Wache herbeirufen ließ und ihm befahl, die Thür zu sprengen. Als der Hauptmann aber vor dem Sitzungssaale ankam, fand er die Versammlung nicht mehr. Sie hatte sich bereits der königlichen Botschaft zufolge bis zum 10. März vertagt, nachdem sie vorher noch die folgende Verwahrung zum Beschluß erhoben hatte:

„1) Wer immer versucht, Papstthum oder überhaupt solche Meinungen einzuführen, die mit der wahren und rechtgläubigen Kirche nicht übereinstimmen, soll als Erzfeind dieses Königreichs und Gemeinwesens betrachtet werden."

„2) Wer immer dazu räth, Pfund- und Tonnengeld ohne Genehmigung des Parlaments zu erheben oder dabei Thäter oder Werkzeug wird, soll als Erzfeind dieses Königreichs und Gemeinwesens betrachtet werden."

„3) Wenn irgend eine andere Person Pfund- und Tonnengeld ohne Genehmigung des Parlaments entrichtet, so soll er als Verräther und Feind der englischen Freiheiten betrachtet werden."

Dieser Schritt war genügend, um Karl auch die letzte Hoffnung auf eine endliche gütliche Vereinbarung mit dem Parlamente zu rauben. An dem Tage, an dem dasselbe wieder eröffnet werden sollte, begab er sich daher in's Oberhaus und sagte ungefähr Folgendes:

„Noch niemals, seitdem ich König bin, hat mich eine Veranlassung hierhergeführt, die trauriger gewesen, als die heutige: ich komme, um das Parlament aufzulösen. Der einzige Grund hierzu ist das aufrührerische Benehmen des Unterhauses. Damit meine ich nicht alle Mitglieder desselben; ich weiß, daß es in dem Hause viele ehrenwerthe und treuergebene Unterthanen giebt. Einige Vipern aber haben sie verführt und unterdrückt, sie sind machtlos und fürchten sich, ihre Meinung geltend zu machen. Die Schlechtgesinnten mögen erwarten was ihnen gebührt. Ihr, Mylords, rechnet auf den Schutz und die Gnade, die ein guter König seinem treuen Adel schuldig ist."

Noch bevor in dieser verletzenden und gehässigen Weise die Auflösung ausgesprochen war, waren die hervorragendsten Redner des Unterhauses, neun an der Zahl, festgenommen und eingekerkert

worden. Damit glaubte der Hof einen vollständigen Sieg über seine Gegner errungen zu haben. Die Nation aber, auf deren Urtheil man keine Rücksicht nahm, stand schweigend in der Ferne und sah mit Schmerz und tiefer Erbitterung der Zerstörung eines Parlamentes zu, das ihre Rechte in so maßvoller und doch so entschiedener und kräftiger Weise vertheidigt hatte, ohne dadurch dem König irgend ein einziges seiner gesetzlichen Rechte bestreiten zu wollen.

Voll Freude über die Festigkeit, die er gezeigt, beschloß Karl, fortan ohne Parlament zu regieren und so gleichsam dem aufgeregten und gährenden Volksgeiste den Mund zu verschließen, durch den er bisher seine lästigen Beschwerden an den Thron gebracht und seine Ansichten und seinen Willen kund gegeben hatte. — Eine öffentliche Bekanntmachung, die er kurz nach der erfolgten Auflösung erließ, sprach diese Absicht ziemlich unumwunden aus.

„Durch den häufigen Zusammentritt mit unserem Volke", hieß es in derselben, „haben wir deutlich genug gezeigt, daß wir eine Vorliebe für den Gebrauch des Parlaments hegen. Der jüngst getriebene Mißbrauch aber hat uns wider unseren Willen aus dieser Bahn herausgedrängt und es wird von uns als eine arge Vermessenheit betrachtet werden, wenn irgend Jemand sich unterfangen wollte, uns eine bestimmte Frist für die Parlamente vorschreiben zu wollen, da die Berufung, Abhaltung und Auflösung derselben lediglich in unseren Händen liegt. Sobald unser Volk im Stande sein wird, unsere Interessen und Handlungen klarer erkennen zu können, werden wir auch geneigt sein, wieder ein Parlament zu versammeln."

Das war eine Sprache, so verletzend und hochmüthig, wie sie nur Derjenige zu führen vermag, der nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, das Bewußtsein einer ungestörten Sicherheit erworben hat. Es lag aber in Karl's Wesen, oder vielmehr in seinen Wünschen, sich in Bezug auf seine Lage und auf die Grenzen seiner Macht und seines Könnens einer phantastischen Täuschung hinzugeben, und so bildete er sich in der That ein, durch die Auflösung des Parlaments und durch die Verhaftung seiner vorzüglichsten Mitglieder, den großen Kampf zwischen Krone und Volk beendigt zu haben, der bereits unter Elisabeth begonnen, unter Jakob dem Ersten sich ausgebreitet und den er unkluger und unvorsichtiger

Weise auf die Spitze getrieben hatte. Hatten die zuletzt erwähnten Monarchen den Einfluß des Unterhauses nur abzuschwächen, seine Einmischung in die wirklichen Staatsangelegenheiten fern zu halten gesucht, so glaubte Karl jetzt stark genug zu sein, ihren Bestrebungen das Siegel aufzudrücken, das ganze Dasein dieses verhaßten Wahlkörpers vernichten und so das Königthum endlich zu einer fast überirdischen Macht über Leben, Gewissen und Hab und Gut des englischen Volkes erheben zu können. Unabhängigkeit vom Unterhause! Das war das Feld- und Siegesgeschrei, das von Seiten des Hofes und seiner Anhänger unabläſsig durch das Land getragen wurde und entweder in der Form der Belehrung und Ueberredung, oder in höhnischem und übermüthigem Tone einem Volke in die Ohren gellte, dem es weder an der nöthigen Erfahrung, noch an Bildung und Reife des Urtheils fehlte, um die wahre Bedeutung dieses Wortes richtig verstehen und würdigen zu können.

Um nun aber das begonnene Werk zu vollenden und der Krone nach Innen hin die ersehnte Macht und Selbstständigkeit zu verschaffen, war es vor allen Dingen nöthig, daß der König sich vor auswärtigen Feinden sicher stellte. Der Friede mit Frankreich und Spanien ward daher am 5. Nov. 1630 abgeschlossen, aber ein Frieden, der jede gebildete und edeldenkende Nation empören mußte. Denn dem französischen Hofe ward ohne Weiteres erlaubt, mit seinen protestantischen Unterthanen — den sogenannten Hugenotten — gegen die heiligsten Verträge, die mit denselben geschlossen waren, nach Gutdünken zu verfahren und in dem Friedensvertrage mit Spanien wurde auch gerade derjenigen Bedingung nicht erwähnt, um derentwillen der Krieg begonnen und fortgesetzt worden war.

Als in dieser Weise die auswärtigen Angelegenheiten erledigt waren, begannen im Innern des Landes alle diejenigen Maßregeln, an denen Karl bisher durch den Widerspruch des Unterhauses gehindert worden war. Frei von jeder Fessel trat er nun beinahe zehn Jahre hindurch im Verein mit der Königin und mit Strafford und Laud alle Rechte der Nation mit Füßen, so daß England in der That einer eroberten Provinz ähnlich sah. Zunächst ward das Pfund- und Tonnengeld ruhig weiter erhoben; da dasselbe aber zur Deckung der vorhandenen Bedürfnisse nicht ausreichen wollte, so schritt man, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, zu anderen eben so schimpflichen als drückenden Ungesetzlichkeiten. Unauf-

hörlich wurden von verschmitzten Rathgebern die alten Papiere durchstöbert, um aus denselben verschollene Ungerechtigkeiten hervorzurufen und Mißbräuche der Vergangenheit zu unveräußerlichen Rechten des Thrones zu erheben. So wurden eine Menge von Auflagen, die außer Gebrauch gekommen waren, wieder hergestellt und bis dahin unbekannte eingeführt, so entstanden jene unzähligen Monopole, die bevorzugten Pächtern und Höflingen den ausschließlichen Verkauf des größten Theils der Waaren überließen und hierdurch das Volk auf eine eben so ungerechte als unverantwortliche Weise aussogen. Wohin man blicken mochte, sah man königliche Beamte die Provinzen durchziehen, in die Häuser der Kaufleute dringen und hier Kisten und Kasten erbrechen, um eine Steuer, welche auf verschiedene Waaren gelegt war, mit Genauigkeit einzutreiben. Zu gleicher Zeit wurde den geringsten Uebertretungen der Bürger nachgeforscht, um sie mit übermäßigen Geldstrafen belegen zu können. Wo nur eine Unordnung war, da ward sie zu einem Gegenstande der Ausbeutung und des Schachers gemacht, und rechnet man die Geldstrafen zusammen, die in dieser Periode zum Vortheile des Königs erhoben worden waren, so ergiebt sich, wie ein englischer Schriftsteller erzählt, eine Summe von sechs Millionen.

Ein Beispiel möge, statt aller anderen, das Verfahren des Hofes beleuchten. König Jakob, der, wie wir gesehen haben, ein sehr furchtsamer Mann war, wurde besonders durch die vielen Seuchen geängstigt, welche London von Zeit zu Zeit heimzusuchen pflegten. Er glaubte, daß die Zunahme der Bevölkerung die Ursache dieses Uebels sei und verbot die Erbauung neuer Häuser, um die Hauptstadt nicht größer werden zu lassen. Da aber die Gerichtshöfe diesem Verbote ein Hinderniß entgegenstellten, indem sie erklärten, daß es hierzu eines Gesetzes bedürfe und nicht eines bloßen königlichen Befehles, blieb die Sache beruhen und in ungehemmter Kraft konnte die Stadt ihrem weiteren Entwicklungsdrange folgen. Was jedoch der Vater hatte unterlassen müssen, um einer vielleicht begründeten Furcht zu genügen, das suchte der Sohn wieder hervor, um daraus eine Geldquelle zu machen. Plötzlich wurden die Eigenthümer der neuen Häuser vorgeladen und Viele mußten schwere Geldbußen bezahlen, während ihre Häuser noch obendrein niedergerissen wurden. Ein einziger Besitzer verlor hierdurch zwei und vierzig Gebäude und die Meisten schätzten sich unter diesen Umständen glücklich, mit Strafen und einer jährlichen Haussteuer davon zu kommen.

Von allen diesen so verschiedenen Auflagen und Placereien empörte jedoch keine so sehr, als das sogenannte Schiffsgeld, eine Steuer, welche zur Ausrüstung und Unterhaltung bemannter Kriegsschiffe hergegeben werden sollte. Alle Beispiele, welche Karl zur rechtlichen Begründung derselben mit vieler Gelehrsamkeit anzuführen wußte, waren nicht passend, da sie sich auf Zeiten bezogen, in denen das Land mit Anstrengung aller seiner Kräfte sich gegen auswärtige Bedrängnisse hatte vertheidigen müssen. Was aber sollte es bedeuten, daß mitten im tiefsten Frieden eine Stellung von Kriegsschiffen ausgeschrieben wurde und der hiefür geforderte Beitrag in jedem Jahre wiederholt werden sollte? Die Antwort auf diese Frage war nicht schwer zu finden. Man kannte den König und berechnete, daß sich seine Einnahme hierdurch jährlich um 218,500 Pfund vermehrte!

Erhob sich nun von irgend einer Seite gegen diese oder andere ungerechte Bedrückungen ein Widerspruch, so war kaum im Lande noch ein Gericht zu finden, das nicht augenblicklich zu der Erklärung bereit gewesen wäre, die Krone habe allerdings vormals alle diese Vorrechte besessen und dieselben seien nur im Laufe der Zeiten in Vergessenheit gerathen. Und zweifelte der Hof in einem besonderen Falle an der erforderlichen Dienstwilligkeit und Willfährigkeit der Richter, nun so erhielt die sogenannte „Sternkammer" oder der „Hof des Nordens" zu York oder irgend eines der anderen von den gewöhnlichen Gesetzen entbundenen Ausnahmegerichte den Auftrag, die Sache vor seine Schranken zu ziehen. „Diese Ausnahmegerichte," sagt ein englischer Geschichtsschreiber, „erlaubten sich täglich Uebergriffe, welche selbst die ausgezeichnetsten Mitglieder der königlichen Partei auf das Wärmste verdammt haben, und es mag nicht als Uebertreibung betrachtet werden, wenn behauptet wird, daß sich im ganzen Königreiche kaum ein Mann befand, der die Härte und Habsucht der Sternkammer nicht persönlich erprobt hätte und daß die sogenannte hohe Kommission sich so verhielt, daß ihr kaum ein Freund im ganzen Königreiche übrig blieb."

Neben den ungesetzlichen Auflagen und Aussaugungen waren es aber noch andere Dinge, welche die Masse der Gebildeten, sowie die ganze Nation in die lebhafteste Aufregung versetzten. Dahin gehörten vor allen Dingen die eigenmächtigen Anordnungen, welche

sich Laud auf dem religiösen Gebiete erlaubte, die Bilder und Kruzifixe, die er in den Kirchen aufpflanzte, die dem Katholizismus entnommenen oder von ihm selbst erfundenen Gebräuche, die er in den Gottesdienst einführte, und die harten Verfolgungen, die er über diejenigen verhängen konnte, welche diesen Anordnungen nur den geringsten Widerspruch entgegensetzten.

Es war nicht Laune oder Liebhaberei, sondern ein scharf ausgebildetes politisches System, was zu diesen Neuerungen die Veranlassung gab. Der Volksliebe beraubt und ohne eine bedeutende und zuverlässige Heeresmacht, waren es die Priester allein, bei denen Karl eine Stütze seiner ungesetzlichen Herrschaft zu finden vermochte. Um aber eine solche Stütze sein, d. h. einen wirklichen Einfluß auf die Gemüther erlangen zu können, mußten die Priester auch mit der erforderlichen Macht ausgerüstet, mußte das gesammte Volk ihnen untergeordnet und demzufolge im ganzen Lande eine Gleichförmigkeit der Lehre und des Gottesdienstes hergestellt werden. Laud unternahm dieses Werk, indem er theils dem Gottesdienst eine gefällige auf die Sinne der großen Masse wirkende Form zu geben, theils ein Kirchenregiment zu begründen suchte, das durch Härte und Unduldsamkeit einen allgemeinen Gehorsam erzwingen wollte. „Durch und durch," war sein Wahlspruch, und beschränkt, wie er war, glaubte er schon durch das Festhalten an diesem Grundsatze d. h. durch bloße Hartnäckigkeit und Tyrannei seine Absichten erreichen und alle entgegenstehenden Schwierigkeiten besiegen zu können.

Die vom Parlamente festgestellte Liturgie ward daher willkührlich geändert und gegen alle Sekten, welche der bischöflichen Kirche den Eid verweigerten, besonders gegen die Puritaner die härteste Verfolgung eingeleitet. Hunderte von Predigern hatten gegen die neuen Anordnungen Bedenken und Zweifel zu erheben gewagt. Sie wurden ohne Weiteres abgesetzt, an der Ergreifung irgend eines anderen Erwerbzweiges gehindert und trieben sich nun brod- ja meistens obdachslos im Lande umher. Glaube, unbedingter, zweifelloser Glaube an das Wort und den Befehl des Bischofs, das war die Forderung, welche Laud an die Priester und ihre Gemeinden stellte und der er durch seine grausamen und despotischen Maßregeln den erforderlichen Nachdruck gab. So wollte er den Bischöfen innerhalb der Kirche dasselbe „göttliche Recht" d. h. dieselbe willkührliche und unverantwortliche Gewalt einräumen, welche der König auf dem Gebiete des Staates für sich in Anspruch nahm.

Wir haben oben bei verschiedenen Gelegenheiten einen Blick auf die religiösen Zustände Englands geworfen und gesehen, mit welchem fanatischen Eifer der größere Theil des Volkes an einer Lehre hing, welche für die Gottesverehrung gerade die einfachsten, alles Sinnenreizes entkleideten Formen verlangte und jede geistliche Bevormundung der Gemeinden, besonders die bischöfliche Gewalt, für unchristlich und verdammungswürdig hielt. Man kann sich daher denken, wie tief der Abscheu war, den die Bestrebungen und das Verfahren Laud's allenthalben erregen mußten. Nicht blos die große Volksmasse und der sehr gebildete Mittelstand, auch der hohe und niedere Adel war über die neu begründete Priesterherrschaft empört, und statt durch ihre Verfolgungen den Einfluß der vorhandenen Sekten zu hemmen, trug dieselbe nur dazu bei, diese an Zahl und Bedeutung wachsen zu lassen und ihnen bedeutende und gebildete Männer aller Stände als Anhänger und Mitglieder zuzuführen.

Diese der Staatskirche widersprechenden Sekten unterschieden sich freilich von einander in Bezug auf einzelne Lehren, einig aber waren sie, wo es darauf ankam, die bischöfliche Tyrannei und den Despotismus des Hofes zu bekämpfen. Keine Gefahr, keine Verfolgung vermochte sie einzuschüchtern oder ihrer glühenden, mit jedem Tage wachsenden Begeisterung Einhalt zu thun. Während sie in den Städten versteckte Keller und unterirdische Gewölbe aufsuchten, um dort ihre verbotenen Versammlungen zu halten, blieben sie auf dem Lande in Scheunen oder Wäldern viele Stunden, ja ganze Nächte hindurch vereinigt, um in Gesang und Gebet „den Herrn zu suchen" und ihren Rednern zuzuhören, die in den leidenschaftlichsten Vorträgen und in eigenthümlich biblischem Tone den Haß gegen geistliche und weltliche Bedrückung, gegen Pfaffenthum und Willkührherrschaft immer von Neuem anzufachen suchten.

Unzählige, welche diese Versammlungen nicht besuchten und nicht ausdrücklich zu einer dieser Sekten gehörten, theilten doch im Stillen ihre Bestrebungen und zollten ihren Mitgliedern eine ungemeine Achtung. So wurden besonders die strengen und in Bezug auf ihre Glaubensmeinungen äußerst fanatischen Puritaner, diese Erzfeinde der Regierung, nicht etwa spöttisch, sondern im vollen Ernste „die Heiligen" genannt, und gestützt auf die große Auszeichnung, welche sie allgemein im Volke fanden, wagten sie es sogar, sich durch eine besondere Tracht zu unterscheiden. Wo man einen Mann mit kurz geschnittenen Haaren, in schwarzer Kleidung

und einem runden breitkrämpigen Hute sah, da wußte die Menge, daß er einer der Heiligen, dabei ein ächter Volksmann, ein Puritaner sei.

So wühlte und gährte das Gift der allgemeinen Mißstimmung, trotz aller Verfolgungen, ungehindert fort. Die Hofparthei aber jubelte über den glücklichen Fortgang ihrer Angelegenheiten und glaubte die politische und religiöse Freiheit für immer vernichtet zu haben. „Wenn der König," schrieb Graf Strafford aus Irland, „wenn der König das Recht hat, eine Steuer zur Ausrüstung einer Flotte auszuschreiben, so versteht es sich von selber, daß ihm auch das Recht zusteht, bei der Werbung eines Heeres dasselbe zu thun. Und ist er einmal berechtigt, ein Heer auszuheben, um einem feindlichen Einfalle Widerstand zu leisten, so muß er auch berechtigt sein, dieses Heer ohne Weiteres in's Ausland zu führen, um einem solchen Einfalle zuvorzukommen. Ueberdem, was Gesetz in England ist, ist auch Gesetz in Schottland und Irland. Diese Entscheidung der Richter wird den König im Innern unbeschränkt und nach Außen hin furchtbar machen. Laßt ihn nur ein paar Jahre sich des Krieges enthalten, damit sich seine Unterthanen an die Entrichtung dieser Steuern gewöhnen, so wird er sich mächtiger und geehrter sehen, als irgend einer seiner Vorfahren."

Das Gefühl der Sicherheit, das sich in diesen und ähnlichen Bemerkungen aussprach, war durch das schweigende und ruhige Verhalten hervorgerufen worden, welches die Nation bisher allen bedrückerischen Maßregeln gegenüber beobachtet hatte. Denn seitdem der Tadel und die Mißbilligung nicht mehr auf der öffentlichen Bühne erscheinen durften, hatten sie sich vollständig in das Innere der Herzen und Häuser zurückgezogen, um hier ungestört und unbeobachtet eine zwar stille und geräuschlose, aber desto gefährlichere Wirksamkeit entwickeln zu können. Die Täuschung, in welche der Hof hierdurch versetzt wurde, sollte jedoch nicht von langer Dauer sein und schon bald genug wurde er durch einzelne Zeichen eines zwar noch sehr mäßigen aber doch offen hervortretenden Widerstandes in seinem vorzeitigen Frohlocken gestört. Der bemerkenswertheste Fall dieser Art war folgender.

In der Grafschaft Buckingham wohnte ein reicher Gutsbesitzer Namens John Hampden, der seit vierzehn Jahren im Unterhause

gesessen. Er war ein stiller, bescheidener und äußerst leutseliger Mann, hinter seiner arglosen unscheinbaren Außenseite war aber ein eiserner Wille und ein ebenso klarer als kühner und entschlossener Geist verborgen. Schon nach der Auflösung des zweiten Parlaments hatte Hampden sich geweigert, das damals vom Könige geforderte Darlehn zu zahlen. Als man ihn frug, warum er seinem Könige nicht helfen wolle, antwortete er kurz „er fürchte, den Fluch der magna charta auf sein Haupt zu laden, welcher zwei Mal in jedem Jahre gegen Alle verlesen werden soll, die sie zu verletzen wagen". Darüber war er längere Zeit hindurch in's Gefängniß gekommen.

Trotzdem weigerte er sich jetzt wieder, die geringe Summe von 20 Schillingen und die 31 Schillinge und 6 Pence zu bezahlen, welche in zwei verschiedenen Kirchspielen auf seinen Antheil an dem obenerwähnten Schiffsgelde kamen. Alle anderen Grundbesitzer beider Kirchspiele schlossen sich seiner Erklärung an, welche darauf berechnet war, eine öffentliche Verhandlung vor Gericht herbeizuführen, um so die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Kränkung seiner Rechte lenken und den Widerstand gegen die Regierungswillkühr kräftigen zu können.

Die Folgen dieses muthigen Schrittes blieben nicht aus. Wie er gewünscht und erwartet hatte, mußte Hampden abermals in's Gefängniß wandern und forderte nun von hier aus eine richterliche Entscheidung seiner Angelegenheit, die ihm nicht verweigert werden konnte. Zwölf Tage dauerten die Verhandlungen, aber so groß auch die Kraft und Mäßigung und so unwiderleglich die Gründe waren, mit denen Hampden das Recht des Volkes gegen die Anwalte der Krone vertheidigte, so waren doch die Richter feige und knechtisch genug, um nach dreimonatlicher Berathung der Sache mit acht gegen vier Stimmen seine Verurtheilung auszusprechen.

Hampden hatte scheinbar verloren, aber er hatte dennoch gewonnen, was er gewinnen wollte. Niemand zweifelte, daß seine Gründe den Sieg davon getragen und überall im Volke wurde sein Name genannt als der Stolz und Ruhm des Vaterlandes. So hatte die allgemeine Erbitterung plötzlich eine Stütze, einen sicheren und festen Mittelpunkt gefunden und durch Nacht und Dunkel war ein Strahl des Lichtes gedrungen, der eine bessere Zukunft hoffen ließ.

Ganz anders als Hampden hatte ein anderer Gegner der Regierung, ein Advokat Namens Prynne seinem Verdrusse über die

öffentlichen Zustände Luft zu machen gesucht. Ein eifriger Puritaner und bis zum äußersten Fanatismus den düsteren, allen weltlichen Freuden abgeneigten Meinungen dieser Sekte ergeben, hatte er unter dem Titel „Schauspielergeißel" ein Werk von tausend Seiten geschrieben, in welchem er zu beweisen suchte, daß alle Schauspieler und Schauspielhäuser im Dienste des Teufels ständen, daß alle Maskenzüge und Verkleidungen Werke des Satans wären und jeder Tritt im Tanze ein Schritt zur Hölle sei. Da es nun bekannt war, daß König und Königin den Tanz liebten, daß Maskenfeste eine ihrer hauptsächlichsten Belustigungen bildeten und die Königin gern in den Schauspielen mitwirkte, welche am Hofe aufgeführt wurden, so glaubte Laud die Gelegenheit gefunden zu haben, den verhaßten Puritaner als Beleidiger der Majestät vor Gericht ziehen zu können.

Schon zwei Mal war derselbe früher durch den Einspruch des Gerichtshofes von Westminster den Verfolgungen entgangen, welche über ihn verhängt werden sollten. Jetzt aber (1634) ward er vor die Sternkammer gestellt und es half ihm nichts, daß er in seiner Schrift des Hofes gar nicht erwähnt hatte und überdem eidlich versicherte, denselben auch nicht gemeint zu haben. Er wurde für unfähig erklärt, ferner als Advokat praktiziren zu dürfen und zum Verluste beider Ohren, zu einer Geldstrafe von 5000 Pfund und zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Außerdem ward er zwei Mal an den Pranger gestellt und mußte sein Buch durch den Henker verbrennen sehen.

Prynne aber war nicht der Mann, der durch irgend eine Strafe entmuthigt werden konnte. Er ließ sich im Gefängnisse die abgeschnittenen Ohren wieder annähen und schon nach einiger Zeit waren sie von Neuem festgewachsen. Dann schrieb er wieder rüstig darauf los und schilderte die Bischöfe als fluchwürdige Verräther, welche das Papstthum wiederherstellen und die Einfachheit des reinen Evangeliums zu Gunsten ihrer Hab- und Herrschsucht vernichten wollten.

Sein Mitgefangener, ein Arzt Namens Bastwick, war von denselben Ansichten und demselben Streben beseelt, und beide benutzten nun die Muße des Kerkers, um nach und nach eine Reihe von Schriften an das Licht zu fördern, welche die Gemüther gegen das Kirchenregiment aufzuregen und den Widerstand gegen die Anordnungen desselben als ein Gott wohlgefälliges und angenehmes

Werk zu bezeichnen suchten. Es war natürlich, daß so vieler Muth und eine so feste Beharrlichkeit den despotischen Laud beunruhigen mußte. Auf seinen Betrieb wurden daher Prynne und Bastwick in Gemeinschaft mit einem abgesetzten Geistlichen Namens Burton als rückfällige Sünder zum zweiten Male bei der Sternkammer angeklagt und von derselben aufgefordert, ihre Vertheidigung einzureichen.

Zur Abfassung derselben waren aber Schreibmaterialien nöthig und schon seit einiger Zeit hatte man den beiden mißliebigen Schriftstellern Dinte, Federn und Papier entzogen. Erst auf ihre Vorstellung erhielten sie diese nöthigen Mittel zum Zwecke ihrer Vertheidigung zurück, aber mit der Weisung, daß die letztere nur angenommen würde, wenn sie von einem öffentlichen Anwalt unterzeichnet wäre. Das war eine neue Schwierigkeit, denn nirgends wollte sich ein Advokat finden, der den Muth gehabt hätte, einen solchen die Gewalthaber verletzenden Schritt zu wagen. Trotzdem aber und obwohl die Angeklagten wiederholt erklärten, daß man Unmögliches von ihnen fordere, blieb der Gerichtshof bei seiner ersten Erklärung stehen und wies die von ihnen eingereichte Vertheidigung zurück.

Während der Verhandlungen richtete Lord Finch, der Oberrichter, seine Blicke auf Prynne und sagte: „Ich glaubte, Herr Prynne habe keine Ohren mehr und doch scheint mir's so, als hätte er noch Ohren.“ Ein Gerichtsdiener mußte sogleich nachsehen. „Mylords“, rief Prynne, ohne im Geringsten seine Ruhe zu verlieren, „ich bitte Gott um nichts, als daß er Euch Ohren geben möge, mich anzuhören“. Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Denn alle drei Angeklagte wurden ungehört verurtheilt, zwei Stunden am Pranger zu stehen, beide Ohren zu verlieren, jeder 5000 Pfund an den König zu zahlen und auf Lebenszeit im Gefängnisse zu sitzen.

Am 30. Juni 1637 wurde dies grausame Urtheil vollzogen. Eine ungeheuere Menschenmenge strömte auf dem Gerichtsplatze zusammen und schon schickte sich der Henker an, dieselbe zu entfernen, als ihn Burton mit dem Rufe zurückhielt: „Treibt sie nicht fort, es ist gut, wenn sie leiden lernen!“ „Lieber Herr“, rief hierauf eine Frau, „das ist die herrlichste Predigt, die Ihr jemals gehalten habt.“ „Ich hoffe es,“ antwortete Burton, „und wollte Gott, daß sie die Umstehenden bekehren möge. Aber mein Sohn, warum bist Du so bleich?“ fuhr er sodann zu einem jungen Mann gewendet

fort, der mit sichtbaren Zeichen des Entsetzens in seiner Nähe stand und ihn wehmuthsvoll betrachtete, „glaube nicht, daß mein Herz zu schwach ist, dieses Leiden zu ertragen, und wäre ich wirklich noch einiger Stärke bedürftig, so weiß ich gewiß, daß Gott sie mir nicht versagen würde."

Immer größer wurde der Andrang der Volksmasse und immer näher drängte sie sich an die Verurtheilten heran. Man reichte und drückte ihnen die Hände, warf ihnen Blumensträuße zu und lauschte mit Andacht und Begeisterung ihren Worten. „Christen," sagte Prynne, „wenn es uns um unsere eigene Freiheit zu thun wäre, so ständen wir nicht hier, euer Aller Freiheit ist es, für welche wir die unsrige auf's Spiel gesetzt und hingegeben haben. Wachet über diese und bewahret sie wohl, ich bitte euch darum, haltet fest, seid treu der Sache Gottes und des Landes, sonst werdet ihr sammt euren Kindern in ewige Knechtschaft gerathen." Endloses Beifallsgeschrei unterbrach diese Rede, und als man den Unglücklichen endlich die Ohren abschnitt, wurde die Luft von den lautesten Zeichen der Entrüstung und des Schmerzes erfüllt.

Derartige Scenen hätten die Regierung über den wahren Stand ihrer Angelegenheiten aufklären und belehren können, wenn diejenigen, welche an der Spitze des Staates standen, nicht zu beschränkt und knechtisch gewesen wären, um einer vernünftigen Erwägung zugänglich zu sein. Nicht belehrt über die gänzliche Zweckwidrigkeit seiner Verfolgungen, sondern nur ergrimmt über die Theilnahme, welche das Volk den Verurtheilten hatte angedeihen lassen, beschloß Laud, dieselben einer Umgebung zu entrücken, innerhalb deren solche Kundgebungen sich wiederholen konnten. Die Gefangenen wurden deshalb zur weiteren Verbüßung ihrer Haft nach entfernten und einsamen Schlössern abgeführt. Aber ihre Reise dahin war einem Triumphzuge ähnlich und in den Straßen und Städten, durch welche sie kamen, wurden sie von Tausenden und abermals Tausenden erwartet, die sich an sie herandrängten und die Märtyrer sehen nnd sprechen und hören wollten. Burton's Gattin, die in einem Wagen vorbeifuhr, wurde überall mit Geld überschüttet. Und was konnte Laud dieser neuen Kundgebung der Volksstimmung entgegensetzen? Nichts, als daß er diejenigen, welche sich durch die deutlichsten Beweise der Theilnahme hervorgethan, vor den hohen Commissions-

hof laden und mit Geldstrafen von 500, 300 und 250 Pfund zum Vortheil des Königs belegen ließ.

Doch war die Aufregung, welche diese Verurtheilungen erzeugten, in dem ohnedies nach allen Seiten hin bedrückten und mißgestimmten Volke stark und nachhaltig genug, um nach der Meinung der Gewalthaber noch andere und zwar verschärfende Maßregeln nothwendig zu machen. Besonders war es die bereits zu einer bedeutenden Macht herangewachsene Presse, welche bei Hofe vielfaches Aergerniß und die lebhaftesten Befürchtungen erregte, und um ihren Einwirkungen für alle Zukunft vorzubeugen, ward von der hierzu gänzlich unberechtigten Sternkammer ein Preßgesetz erlassen, das hohe Strafen für die Einführung mißliebiger ausländischer Schriften festsetzte und im Lande selber eine Censur anordnete, welche die Erlaubniß zur Veröffentlichung alles Gedruckten zu geben hatte. Dabei wurde die Zahl der Schriftgießer auf zwei, die der Buchdrucker auf zwanzig herabgesetzt und jeder derselben sollte nur zwei Pressen und zwei Gehülfen beschäftigen dürfen.

Hatte auf diese Weise die Sternkammer ihre Macht über die Gedanken und den Bildungsfortschritt des Volkes vergrößert, so wurde ein anderes Ausnahmegericht, der sogenannte hohe Commissionshof, mit einer fast unbegrenzten Gewalt über die Gewissen ausgerüstet und in geistlichen und religiösen Dingen zu einem wahrhaften Inquisitionstribunal erhoben.

Schon seit Elisabeth hatte dieses Ketzergericht zur Erzielung der so lange angestrebten religiösen Gleichförmigkeit bestanden und je nach der Lage der Verhältnisse einen größeren oder geringeren Druck ausgeübt. Jetzt war es ein Werkzeug in der Hand des grimmigen und verfolgungssüchtigen Laud geworden, der es natürlich in entsprechender Weise zu benutzen verstand, um Furcht und Schrecken im ganzen Lande zu verbreiten. Alle Handlungen, alle Worte und Schriften, die nur in der entferntesten Weise gegen die von den Gewalthabern eingesetzte Religion zu verstoßen schienen, wurden nun durch besoldete Spione aufgespürt und mit den härtesten Strafen, besonders mit hohen Geldstrafen belegt. Und die Richter richteten nicht etwa nach Beweisen oder nach den Ergebnissen einer genauen Untersuchung, nein, das lügenhafteste Gerücht, der leiseste Argwohn waren die Zeugen, deren Aussage entschied. Der Vorgeforderte mußte schwören, daß er jede Frage gewissenhaft beantworten wolle und so bestach man durch die Furcht vor dem Meineide die zärtlich-

sten Neigungen und die Gefühle der Natur. Oft genug mußte hier der Vater den Sohn, der Sohn den Vater als Ketzer verklagen.

Man kann sich denken, wie sehr hierdurch der Geist der Nation an der Wurzel vergiftet wurde und wie sehr der Argwohn und das Mißtrauen bis in die unbefangensten Familienzirkel drang. Denn Alles ohne Ausnahme konnte man ja vor die Schranken dieses furchtbaren Gerichtshofes ziehen, da eben Alles auf die Religion bezogen und mit ihr in Verbindung gedacht werden kann. Niemand wußte deshalb, ob er sich bei irgend einem Unternehmen, bei irgend einer Rede oder Unterhaltung nicht innerhalb des Kreises befand, den die hohe Commission mit ihrer Rache erreichen konnte. Denn diese that, nach dem Ausspruche eines englischen Schriftstellers, was sie wollte, „hielt für ehrenhaft, was ihr beliebte, und für gerecht, was Geld und Vortheil brachte."

Wo die persönliche Freiheit so sehr mit Füßen getreten wurde und gegen offenbare Gewaltthätigkeiten nicht Recht und Gerechtigkeit zu erlangen war, da war es natürlich, daß alle diejenigen an Auswanderung dachten, welche einen solchen Zustand nicht länger zu ertragen vermochten. Viele Hunderte von fleißigen Arbeitern und gebildeten wohlhabenden Familien verließen daher das Land, um sich auf dem Festlande oder in Amerika eine neue Heimath zu suchen. Die Regierung hätte die Unzufriedenen ruhig ziehen lassen sollen. Aber die bedeutenden Kräfte, besonders das Geld, welches dieselben dem Lande entführten, machten ihr nachgerade Sorge. Ein Verbot der Auswanderung ward daher im Jahre 1637 erlassen und das Auslaufen der Schiffe verhindert, welche zu diesem Zwecke bereits wieder in der Themse lagen. So wurde das heftigste Element der Gährung gewaltsam und wider seinen Willen im Lande zurückgehalten und also auch nach dieser Seite hin Alles gethan, was einen Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit beschleunigen und unterstützen mußte. Bald trat der Wendepunkt in der Regierung Karls des Ersten ein und die Entscheidung kam von einer Seite her, von der man sie am wenigsten erwartet hatte.

Nachdem nämlich die englische Kirche nach Laud's Ideen eingerichtet war und man die dreisten Tadler seiner sonderbaren Re-

formen mit den empfindlichsten Strafen belegt, ihnen nicht blos die Ohren, sondern häufig auch die Nasen abgeschnitten hatte, traf der fromme Erzbischof seine Anstalten, um auch den Schotten die Wohlthat seiner Neuerungen angedeihen zu lassen.

In Schottland aber war die Partei der Puritaner und Presbyterianer noch immer die herrschende und es war dort einer der festesten und unbestrittensten Grundsätze geworden, daß die kirchliche Verfassung von der weltlichen Gewalt ganz unabhängig sei. Christus und nicht der König ward als das Haupt der Kirche angesehen und es war daher nur diese, welche unter der Mitwirkung ihres geglaubten Oberhauptes, eine Aenderung ihrer Verfassung oder ihres Gottesdienstes zu erlauben hatte.

Wie sehr bereits Jakob der Erste aus politischen Gründen einer so demokratischen Gestaltung des kirchlichen Wesens entgegen war, haben wir oben gesehen. Aber alle Maßregeln, durch welche er die Nationalreligion der Schotten antasten wollte, waren an dem lebhaften Widerstande derselben gescheitert. Von Laud angefeuert, glaubte daher Karl das Werk seines Vaters von Neuem aufnehmen zu müssen, um endlich die Macht des verhaßten Puritanismus zu brechen und in seinen drei Königreichen einen und denselben Glauben herzustellen.

Ein neues Kirchengesetz für Schottland war daher bereits im Jahre 1635 bekannt gemacht worden und hatte im Lande den heftigsten Unwillen erregt, da es neben vielen anderen für ein presbyterianisches Ohr unerträglichen Dingen ausdrücklich den Satz enthielt, daß die Gewalt des Königs unabhängig und unumschränkt sei, daß er sie in kirchlichen Dingen auf die neu eingesetzten Bischöfe übertrüge und daß ohne Erlaubniß derselben fortan Niemand mehr das Amt eines Predigers oder Schullehrers verwalten dürfe.

Nicht bloß religiöse Eiferer und Fanatiker, sondern auch Leute von gemäßigten Grundsätzen tadelten diese Verordnungen, welche willkürlich erlassen waren, ohne daß man es für nöthig gehalten hatte, vorher, den Landesgesetzen zufolge, die Genehmigung der Kirche oder des Staates einzuholen. Allgemein befürchtete man einen ähnlichen Despotismus auch in weltlichen und bürgerlichen Angelegenheiten. Dennoch aber unterwarf man sich für's Erste, wenn auch nur dem Anscheine nach, dem königlichen Befehle, bis auf die ebenfalls vorgeschriebene Liturgie, welche nicht verlesen wurde

und gegen welche sich die meisten puritanischen Geistlichen, so wie die gesammte öffentliche Stimmung in der lautesten und leidenschaftlichsten Weise äußerten.

Karl aber war nicht der Mann, welcher durch derartige Kundgebungen sich zur Besinnung bringen ließ; nur seinen Neigungen folgend, hielt er stets für nützlich, was diesen entsprechend war. Voll Verdruß über die Zögerung in der Vollziehung seiner Befehle, erließ er daher eine Proklamation, derzufolge die neue Liturgie am Osterfeste des Jahres 1637 in ganz Schottland eingeführt werden sollte. Trotzdem zögerte der Stadtrath von Edinburgh die Sache noch einige Monate hin, weil er die Gemüther noch nicht für genugsam vorbereitet hielt. Erst am 23. Juli 1637 wurde das kühne Unternehmen gewagt.

Die Hauptkirche, in der an diesem Tage die Einführung erfolgen sollte, war von einer dichten Volksmasse erfüllt, die sich anfangs ruhig verhielt. Als aber der Dechant, in ein Meßgewand gehüllt, sein Buch aufschlagen und die neue Art des Gottesdienstes beginnen wollte, wurde er durch ein allgemeines Aechzen und Zischen unterbrochen, das bald zu den lautesten und heftigsten Verwünschungen überging. „Die Messe ist hereingekommen, Baal ist in der Kirche! Fort mit dem Papisten! Fort mit dem Antichristen! Packt ihn, steinigt ihn!“ So erscholl es von allen Seiten in so wüthendem und wildem Durcheinander, daß der Dechant sich außer Stande sah, seinem Auftrage zu genügen. Nun betrat der Bischof von Edinburgh die Kanzel, um durch sein Wort die Ruhe wieder herzustellen, aber außer sich vor Wuth warf ein Weib so heftig mit einem Stuhle nach ihm, daß er es für gerathen hielt, die Flucht zu ergreifen. Mit Mühe gelang es endlich den anwesenden Magistratspersonen, die Unruhigsten hinauszutreiben und die Thüren verschließen zu lassen.

Der Tumult aber, der sich unterdeß schon über die benachbarten Straßen verbreitet hatte, wurde nun draußen fortgesetzt. Mit großen Steinen wurden die Thüren und Fenster der Kirche eingeworfen und als der Bischof nach beendigtem Gottesdienste die Kirche verließ, wurde er von einer Schaar wüthender Frauen ergriffen, zu Boden gestreckt, und unter den heftigsten Schimpfworten im Kothe umhergewälzt. Trotzdem wagte er es, Nachmittags in Gesellschaft des Großsiegelbewahrers auszufahren; aber man begrüßte ihn mit

einem furchtbaren Steinhagel und kaum konnten seine Bedienten mit blanken Schwerdtern einen Angriff auf sein Leben abwehren.

Ein zweiter Versuch, der mehrere Monate später (am 18. October) mit der neuen Liturgie gemacht wurde, lief nicht besser ab und es waren nicht blos Leute aus den ärmeren Klassen, welche sich dieses Mal unter den Widerstrebenden befanden. Alle Stände vereinigten sich vielmehr im Widerstande, von allen Kanzeln erschallten die heftigsten Schmähungen gegen den „gekrönten Antichrist" und aus dem ganzen Lande strömten große Volksmassen nach Edinburgh, um denselben bekämpfen und besiegen zu können. Bald hatten sich hier die berühmten vier Tafeln (oder Ausschüsse von Abgeordneten) gebildet, welche dem Widerstande ein planmäßiges Ansehen zu geben suchten. Die erste derselben war die Versammlung des hohen Adels, die zweite bestand aus dem niederen Adel, die dritte aus den geistlichen, die vierte aus den weltlichen Staatsdienern. Aus jeder dieser Tafeln wurden vier Mitglieder gewählt, um gemeinsam eine Oberbehörde zu bilden, welche die Regierung des Landes in die Hand nahm und sich so großes Vertrauen erwarb, daß ihre Befehle überall auf das Pünktlichste vollzogen wurden.

Um jedoch zur Verhinderung einer wirklichen Empörung den letzten Schritt zu thun, entschlossen sich einige adelige Schotten, selbst nach London zu reisen und den König so bescheiden als möglich um seines eigenen Friedens willen zu ersuchen, von seiner eigensinnigen Neuerungssucht abzustehen. Da aber Karl gegen Vernunft und alle Grundsätze einer gesunden Politik unbeweglich dabei beharrte, seinen schottischen Unterthanen diese ihnen so verhaßte Art des Gottesdienstes aufzudrängen, so entstanden neue Tumulte und mit der religiösen Schwärmerei und einer wahrhaften Freiheitsbegeisterung verbanden sich auch die Parteisucht und das Privatinteresse, um dem Widerstande einen höchst gefährlichen Charakter zu geben.

Dennoch konnte derselbe nur seine Zwecke erreichen, wenn das ganze Volk sich verbrüderte, und den zu ergreifenden Maßregeln auch einmüthig seine Stütze lieh. Das sahen die Führer der Bewegung ein und augenblicklich war der Convenant, jenes mächtige Glaubensbündniß, wieder hergestellt, das bereits zu den Zeiten des Knox die Sache des Protestantismus so eifrig vertheidigt hatte.

Aus allen Ecken und Enden des Landes strömten Tag für Tag Tausende herbei, um dem alten Bunde „zwischen Gott und Israel" beizutreten und schon am 1. März 1638 konnte in Edinburgh nach einem feierlichen Gottesdienste die Beschwörung desselben erfolgen. Unter allgemeiner Begeisterung verpflichteten sich die Mitglieder, die „wahre Religion" zu vertheidigen, allen Neuerungen und Verführungen zu widerstehen und zusammenzuhalten zur gegenseitigen Vertheidigung, sowie zur Vertheidigung des Königs und der alten Gesetze und Freiheiten des Landes. Binnen sechs Wochen hatte sich ganz Schottland für den Covenant vereinigt und schon standen demselben 60,000 wehrhafte Männer zu Diensten, um erforderlichen Falles durch Waffengewalt zu verhindern, was durch Bitten und Gesuche nicht abzuwenden war.

Je mehr Karl gehofft hatte, durch die Beharrlichkeit, welche er gezeigt und durch die wiederholten Aufforderungen, die er erlassen hatte, den heranbrausenden Sturm beschwichtigen zu können, desto besorgter wurde er jetzt, als er alle diese Anstalten zu einer offenen Empörung sah, da er recht gut wußte, daß er zur Bekämpfung derselben in dem unterdrückten und mißvergnügten England keine Stütze finden würde.

Erst jetzt entschloß er sich daher, mit den Verbündeten in Unterhandlung zu treten, versprach Verzeihung alles Geschehenen und erbot sich, die neuen Kirchengesetze und die so vielen Anstoß erregende Liturgie so lange aufzuheben, bis dieselbe auf eine friedliche und gesetzmäßige Weise angenommen sei. Dagegen aber forderte er die sofortige Aufhebung des Covenant.

Das war eine gefährliche Bedingung. Denn die klugen Schotten sahen wohl, daß es dem Könige nur darum zu thun sei, für's Erste ihre Macht zu brechen und Zeit zur Durchsetzung seiner Absichten zu gewinnen. Sie erwiderten daher, daß sie lieber der Taufe als dem Covenant entsagen wollten, und ersuchten den Gesandten des Königs selbst zu unterschreiben, denn es wäre unaussprechlich, mit welcher himmlischen Ruhe dieser heilige Bund die Herzen erfülle, „schon sei durch ihn die Unschuld des Paradieses unter das Volk zurückgekehrt."

Trotz dieser so entschiedenen Weigerung glaubte Karl doch noch auf listige Weise seinen Zweck erreichen zu können und sandte nun

den Marquis v. Hamilton ab, um wiederholt einige unbestimmte und zu nichts verpflichtende Versprechungen machen zu lassen. Aber 60,000 Convenanter, die sich gerade in Edinburgh zu einem Fasten versammelt hatten, gingen dem neuen Botschafter bis Leith entgegen, und 700 Geistliche im Priestergewande sangen mit lauter Stimme einen Psalm, als er vorüberfuhr.

Der Eindruck, den diese Scene auf den Marquis machte, war ein ungeheuerer und er wagte es deshalb nicht, mit seinen Anträgen hervorzutreten. Zwei Mal reiste er nach London, um dem Könige von der Einigkeit und festen Haltung des Bundes Nachricht zu geben und kehrte endlich mit einer Proklamation zurück, welche in der That die gänzliche Aufhebung des Kirchengesetzes, der Liturgie und der hohen Commission versprach, und nur die bischöfliche Würde aufrecht erhalten wollte. Als kurz darauf aber in Glasgow eine aus Abgeordneten des Volks bestehende Kirchenversammlung gehalten wurde, welche über die königlichen Vorschläge berathen sollte, verwarf diese die zuletzt erwähnte Bedingung und erklärte die Bischöfe innerhalb der schottischen Kirche eben so gut abgeschafft als Kirchengesetz und Liturgie.

Hierdurch war denn der Bruch mit dem Hofe offen ausgesprochen und doch hätte man vielleicht schottischer Seits diesen Schritt noch vermieden, wenn die immer wohl unterrichteten Häupter der Bewegung nicht Kunde von einem Briefe erhalten hätten, in welchem Karl an seinen Bevollmächtigten geschrieben hatte: „Ich erkenne Euern Hauptzweck, Ihr wollt nur Zeit gewinnen, damit sie Narrheiten begehen, bis ich in Bereitschaft bin, dieselben unterdrücken zu können.“ Gegen solch' eine Verrätherei glaubten die Schotten sich schützen zu müssen, indem sie Alles verwarfen, was noch zu weiteren Unterhandlungen führen konnte und also dem Könige die Wahl überließen, entweder nachzugeben oder durch ein gewaltsames Vorgehen seinen Befehlen Nachdruck zu verschaffen.

Sie rüsteten sich also für diesen Fall und es ward ihnen nicht schwer, eine Armee zusammenzubringen, da die ganze Nation sich zum Kriegsdienste anbot und Jeder von einem wahren Feuereifer erfüllt war, sein Leben, seine Kräfte und sein Vermögen der „Sache Gottes“ zum Opfer zu bringen. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht blieb zurück, und selbst Kinder und vornehme Frauen trugen bei der Befestigung der Schlösser und Grenzstädte Holz und Steine herbei. Auch an den erfahrensten Offizieren fehlte es nicht, denn

viele Schotten, welche sich unter dem großen Gustav Adolph im deutschen Kriege gebildet, hatten die Convenant mit unterzeichnet, und diejenigen, welche sich noch in auswärtigen Kriegsdiensten befanden, eilten herbei, um ihrem Vaterlande von Nutzen zu sein.

Erhöhet wurde diese allgemeine Begeisterung noch durch schwärmerische Frauenzimmer, welche sich bald durch ihre Verkündigungen und Weissagungen hohe Achtung und prophetisches Ansehn erwarben. Besonders versammelte eine derselben, eine gewisse Frau Michelson, Tausende von anbetenden Zuhörern um sich, wenn sie in ihren Verzückungen von dem Segen des Convenant und von dem Heilande sprach, den sie nicht anders als den convenantischen Jesus nannte. Oft schwieg sie ganze Wochen lang und wenn sie ihre Lippen wieder öffnete, wenn die Tage der Weihe kamen, so ward dies dem ganzen Königreiche kund gethan, damit Jedermann herbeikommen, ihre Aussprüche hören und sich überzeugen möge, daß es der Teufel sammt allen seinen höllischen Mächten sei, der in dem Kriege gegen den König bekämpft werden solle.

Solchen Kräften hatte Karl nichts Gleichartiges entgegenzusetzen. Zwar bot Laud sein ganzes Ansehen auf, um von der englischen Geistlichkeit Geld zusammen zu treiben, zwar sandte die Königin Cirkularschreiben bei allen Katholiken umher, um von diesen einen Zuschuß zu erbitten. Durch beide Mittel aber schadete man der königlichen Sache ungemein, da der größte Theil der Nation den Krieg nun einen Krieg der Bischöfe nannte und ihn um so mehr als einen katholischen betrachtete, als die Schotten eine Erklärung erlassen hatten, in der sie ihren englischen Brüdern ihre gerechten Beschwerden auseinandersetzten, die Verleumdungen der Hofpartei widerlegten und die Betheurung aussprachen, daß sie nur nothgedrungen und zur Vertheidigung ihres schwer geängstigten Gewissens die Waffen ergriffen hätten.

Laud hatte mit unbedachter Hand den Krieg entzündet, aber er war nicht so beschränkt, um vor dem jetzt hervortretenden Mißverhältniß der Kräfte und der wachsenden Gefährlichkeit der Sache die Augen zu verschließen. Er rieth daher ahnungsvoll zum Vergleich und zum Frieden. Aber die Brauseköpfe und die kleinlichen Intriguanten des Hofes übertönten seine Stimme, indem sie von der Verächtlichkeit und Ohnmacht dieses Feindes und von der Gewißheit eines leichten und schnellen Sieges sprachen.

So wurde der Krieg beschlossen und an der Spitze eines be-

deutenden Heeres zog Karl selber nach Schottland hinüber. Erst als das Lager der Feinde ihm gegenüber stand, stiegen die Warnungen, die er gehört, in seinem Gedächtnisse wieder auf; denn war auch seine Armee zahlreicher als die schottische, so konnte er sich doch nicht verhehlen, wie groß der Muth und die Entschlossenheit sei, welche die letztere beseelte. Denn sie focht eben für Alles, was ihr in diesem und in einem zukünftigen Leben das Theuerste war, während seine Truppen nur für einen König stritten, über den sie fast dieselben Klagen führten, welche den Feind zu den Waffen getrieben hatten. Und ward der Krieg gar in diesem Sommer nicht beendigt, so fehlte es ihm an allen Hilfsmitteln, denselben fortzusetzen, woran es den Schotten nicht fehlen konnte, so lange sie nur noch athmeten, da ihre Kraft eben nicht in ihrer Zahl, sondern in ihrer Begeisterung lag, die jedes geschlagene Heer sofort durch ein neues ersetzen konnte.

Solche Betrachtungen bewogen den erst so muthigen König, die unterbrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen und die Hand zu einem Vergleiche zu bieten, der am 18. Juni 1639 zu Stande kam. Karl versprach in demselben nichts Bestimmtes, aber eine allgemeine Kirchenversammlung und das schottische Parlament sollten zusammentreten, um sowohl über die religiösen, als über die bürgerlichen Streitpunkte zu entscheiden. Das war ein Abkommen, welches den Kampf nur vertagte, aber seine weitere Entwicklung nicht zu hindern vermochte.

Die verheißenen Versammlungen wurden sofort nach Edinburgh berufen und wie es vorauszusehen war, handelten und beschlossen beide nach denselben Grundsätzen, welche das schottische Volk bisher geleitet hatten. Denn während das Parlament den Mißbrauch der politischen Gewalt des Königs durch zahlreiche Beschwerden zu erörtern und durch entschiedene Forderungen zu beschränken suchte, stimmten die Erklärungen der Kirchenversammlung ganz mit denen überein, welche bereits ihre Vorgängerin zu Glasgow abgegeben hatte. Das Kirchengesetz wie die Liturgie ward für papistisch, die hohe Kommission für tyrannisch, die bischöfliche Würde für unrechtmäßig erklärt und die Verfassung der schottischen Kirche ganz in ihrer früheren Form wiederhergestellt.

Das war zu viel für Karl. Entschlossen, die bischöfliche Würde

um keinen Preis wieder aufheben zu lassen und überdies gereizt durch die beißenden Vorwürfe seiner Gemahlin, sah er kein anderes Mittel, als den Krieg von Neuem zu beginnen. Wiederum war es Laud, der vor diesem Schritte warnte, aber der Lord-Statthalter von Schottland, Marquis v. Hamilton, erklärte, die königliche Würde verlange Bestrafung der Rebellen und Graf Strafford schrieb aus Irland „nur mit Peitschenhieben müßten diese Leute zur Vernunft gebracht werden." Beiden trat der König bei.

Wo aber sollten die Mittel hergenommen werden, um einen neuen Krieg auch erfolgreich führen zu können? Das war schwer zu sagen, da der Geldmangel Karl schon genöthigt hatte, die Armee, welche er nach Schottland geführt, wieder auseinandergehen zu lassen und ohne bedeutende Kosten und großen Zeitverlust eine neue nicht zusammenzubringen war. Zwar hatten die Schotten ihr Revolutionsheer ebenfalls nach Hause geschickt, aber sie waren vorsichtig genug, die unsichere Lage der Dinge zu berücksichtigen und bei der Entlassung der Truppen solche Maßregeln zu treffen, daß die weltlichen und geistlichen Anführer nur in die Trompete zu stoßen brauchten, um wieder mit vollzähliger Mannschaft zur Vertheidigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit in's Feld rücken zu können. Es bedurfte also hier zur Wiederaufnahme des Kampfes nur eines Winks, während der König erst die gewaltigsten Anstrengungen machen und gleichsam die Privatmildthätigkeit in Anspruch nehmen mußte, um die ersten und armseligsten Anstalten treffen zu können.

Ein Zufall entschied über den Weg, den er in dieser Verlegenheit ergreifen sollte und den er wohl ohnedies nicht hätte vermeiden können. In seine Hände war nämlich ein von einigen der bedeutendsten Convenanter unterzeichneter Brief gefallen, in welchem der König von Frankreich ersucht wurde, den Schotten beizustehen. Solch ein hochverrätherisches Beginnen, meinte man nun bei Hofe, würde in England einen allgemeinen Schrei der Entrüstung hervorrufen, die Leidenschaften des Volkes erwecken und die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit eines Krieges gegen Schottland einleuchtend machen. Mit jenem Brief in der Hand beschloß man also ein Parlament zu berufen, um durch dieses die nöthigen Beisteuern zu erhalten.

Es war dies für den stolzen Karl gewiß ein sehr demüthigender, sehr gefährlicher Schritt und widerlich berührte es ihn, als er von dem ungeheuren Jubel hörte, mit dem die Nation die Kunde

von der Berufung ihrer Vertreter vernommen hatte. Elf Jahre hindurch war das Volk ohne Vertretung gewesen, elf Jahre hindurch hatte das Volk es mit Geduld und Ruhe ertragen, daß seine Rechte verletzt, die Bestimmungen der Verfassung fast außer Wirksamkeit gesetzt und die schreiendsten Gewaltthätigkeiten auf das Rücksichtsloseste verübt worden waren. Jetzt schöpfte man wieder Athem, es war Aussicht vorhanden, auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege die Abstellung der vorhandenen Beschwerden zu erlangen.

Um dies aber mit größerer Sicherheit zu erreichen und die Sache nicht wiederum unnütz hinauszuschieben, war man allgemein im Volke der Ansicht, daß man dem Könige in versöhnlicher Weise entgegenkommen und alles leidenschaftliche Ungestüm, alle scharfen und erbitterten Aeußerungen, kurz Alles vermeiden müsse, was von Neuem den gegenseitigen Kampf hervorrufen könne. Aus dieser Stimmung gingen die Wahlen hervor und es läßt sich daher denken, daß die meisten der Gewählten wohlwollende und friedliebende Männer waren, die freilich mit der festen Absicht daherkamen, das Volk von drückenden Uebelständen zu befreien, dabei aber den Wunsch hegten, dies ohne eine Verletzung des Königs thun zu können.

Der Hof war von dieser Zusammensetzung des Unterhauses unterrichtet. Trotzdem aber trat er dem Parlamente mit dem früheren Hochmuthe entgegen, ja er bemühte sich in dieser Zeit sogar, die bisherigen Ungesetzlichkeiten und Verfolgungen mit besonderer Strenge fortzusetzen, vielleicht um sich den Anschein zu geben, als wäre der König nicht durch die Nothwendigkeit, sondern nur durch seine Gnade zur Berufung der Versammlung bewogen worden.

Am 3. April (1640) wurden die Sitzungen eröffnet und der König sagte nur kurz, daß es sein Wunsch sei, nach so langer Zeit ein Mal Rath und Hilfe bei einem Parlamente zu suchen. Hierauf aber ergriff der Großsiegelbewahrer das Wort und enthüllte ohne Rückhalt, was sein Gebieter nicht näher bezeichnet hatte. Er sprach von der Stellung zu den Schotten, von dem Aufruhr derselben und ihrer Bitte um französische Hilfe. „Was nun Se. Majestät", fuhr er fort, „in Bezug auf diese Empörer vom Parlamente verlangt, das soll weder in einer Vermittelung, noch in einem Rath über das einzuschlagende Verfahren bestehen. Dagegen ist

es der Wunsch Sr. Majestät, daß man sich möglichst beeilen möge, eine Beisteuer zu bewilligen, die ihn in den Stand setze, gegen die Rebellen ein Heer auszuheben und seine Ehre zu behaupten. Erst dann möge man die Beschwerden erörtern und einer geneigten Antwort Sr. Majestät entgegensehen."

In dieser Forderung war der alte Kampf schon wieder enthalten. Denn so friedlich auch die Absichten des Unterhauses waren, so war dasselbe sich doch bewußt, daß es nicht elf Jahre lang zurückgestoßen worden, um jetzt aus reiner Gnade wieder berufen zu werden. Die Mitglieder kannten vielmehr die Lage der Dinge genugsam, um in ihrer Berufung eine gebieterische Nothwendigkeit zu sehen, die sie zur Herstellung eines gesetzlichen Zustandes benutzen mußten.

Wie aber konnten sie diesen Zweck erreichen, wenn sie dem Könige von vorn herein Geld bewilligten und erst nachher zur Darlegung der allgemeinen Beschwerden schritten? Gegen solch ein Verfahren sprach schon ein alter Brauch des Hauses, den man selbst in Zeiten festgehalten hatte, die der Freiheit sehr günstig gewesen: immer waren die Beschwerden vor den Geldbewilligungen erörtert worden. Um von diesem Gebrauche abzugehen, hätte die Sache eine sehr dringende sein, hätte man Karl, der so oft treuloser, hinterlistiger Weise sein Wort gebrochen, ein gänzlich ungerechtfertigtes Vertrauen schenken müssen. Beides war nicht der Fall. Denn wo lag jetzt für das Land eine dringende Veranlassung, den König ohne Weiteres mit großen Geldsummen zu versehen? Etwa in der Empörung der Schotten? Nun, was die Schotten verlangten, was sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte durchzusetzen suchten, das bewegte auch in England alle Herzen, das war auch in England ein Gegenstand der sehnlichsten Wünsche geworden. Schottland unterdrükken, es an der glücklichen Beendigung seines Freiheitskampfes hindern, das hieß also nichts Anderes, als dem Despotismus zum Siege verhelfen und sich selber Ketten anlegen.

Dies sagten sich die Mitglieder des Unterhauses, und einer der Besonnensten und Kühnsten unter ihnen, der längst schon bewährte Pym war furchtlos genug, es auszusprechen. Zwei Stunden hindurch schilderte er die zahlreichen Mißbräuche, unter denen das Land seit so vielen Jahren hilflos gelitten habe, und bewog so das Haus, sich für's Erste ruhig und entschieden mit den anstößigen religiösen Neuerungen, den Eingriffen in das Eigenthum und den mannich-

fachen Verletzungen zu beschäftigen, welche die Vorrechte des Parlaments erfahren hatten.

Alle Vorstellungen, alle Bitten, mit denen der König, seine Räthe und selbst das Oberhaus diesem Verfahren entgegenzutreten suchten, blieben erfolglos und wurden in der bescheidensten Weise zurückgewiesen, da das Unterhaus der festen Ueberzeugung war, daß man es nach Hause schicken und an die Erledigung seiner Beschwerden nicht denken werde, sobald es die geforderten Gelder bewilligt hätte. In ruhiger und durchaus gemäßigter Haltung setzte es deshalb seine Berathung fort, bis es am 5. Mai nach kaum vierwöchentlichem Beisammensein aufgelöst wurde.

Diese Auflösung war ein unverzeihlicher Fehler, da doch die Berufung eine so dringende Nothwendigkeit gewesen war. Karl sah das ein, bereuete seine Unbesonnenheit und wünschte dieselbe rückgängig machen zu können. Man bewies ihm aber, daß dies nicht möglich sei und drängte ihn so immer weiter und weiter auf die gefährliche Bahn. Schon verkündeten Tumulte an allen Enden der Hauptstadt, wie groß die allgemeine Erbitterung sei, überall sprach die Unzufriedenheit sich offen und unverholen aus. In einer Nacht ward sogar der Palast Laud's von einem wüthenden Volkshaufen angegriffen und als einige Tage später die hohe Commission in der St. Paulskirche Gericht hielt, drangen Tausende von Menschen hinein, warfen alle Bänke um und riefen laut: „Keine Bischöfe! Keine hohe Commission! Freiheit der Kirche und dem Volke!"

Dies waren schon die deutlichen Vorboten einer Revolution, deren wachsende Bedeutung aber der Hof nicht erkannte, und die er darum mit einem geringen Aufwande von Kraft zu unterdrücken hoffte.

Die schottischen Angelegenheiten drängten indeß und da Karl es wiederum nicht verstanden hatte, in gesetzmäßiger Weise die nöthigen Mittel zu erhalten, so sah er sich in die schimpfliche Nothwendigkeit versetzt, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu borgen. Die Bürger von London weigerten sich entschieden, ihm etwas vorzuschießen und wenn nicht Strafford selber einen großen Theil seines Vermögens hergegeben und hierdurch andere Große zu ähnlichen Opfern angeregt hätte, so würde das königliche

Ansehen jetzt eine schwere Demüthigung erfahren haben. So aber brachte man mit Mühe und Noth ein Heer von 19000 Fußsoldaten und 2000 Reitern zusammen, deren Anwerbung und Ausrüstung jedoch bei dem herrschenden Widerwillen gegen diesen Krieg so viele Zeit hinwegnahm, daß sie noch nicht im Felde erscheinen konnten, als sich die Schotten schon in Bewegung gesetzt und mit einer Armee von 23000 Mann und 3000 Pferden die englische Grenze überschritten hatten.

Sogleich nach ihrem Eintritte in das Land erließen sie eine Erklärung, daß sie nicht etwa gegen den König, sondern nur gegen die Parthei Laud's, diese Parthei der Papisten, Atheisten und Prälaten ausgezogen wären, um in beiden Königreichen den Frieden herzustellen und die „Ruhestörer in Israel", die „Feuerbrände der Hölle", die Korah's, die Bileam's und Haman's zu bestrafen. Das Volk setzte daher ihrem weiteren Vorschreiten nirgends ein Hinderniß entgegen und erst als sie am 28. August an den Fluß Tyne kamen, verweigerte ihnen ein aus 4500 Mann bestehendes königliches Korps den Uebergang. Demüthig und höflich baten die Schotten, man möge sie doch durchlassen, da sie in keiner anderen Absicht kämen, als um Zutritt zu der Person ihres gnädigen Souveräns zu erhalten und zu seinen königlichen Füßen eine unterthänige Bittschrift niederzulegen. Erst als sie auf diese Bitte eine abschlägliche Antwort erhielten, griffen sie die Engländer an und schlugen sie mit solcher Gewalt zurück, daß der Bericht der Flüchtlinge die ganze englische Armee in Schrecken setzte und auch diese viele Meilen weit vor dem Revolutionsheere floh.

So ward es den Schotten leicht, die beiden nördlichen Grafschaften in Besitz zu nehmen und sich durch Vermeidung aller Gewaltthätigkeiten, durch baare Bezahlung ihrer Bedürfnisse, so wie durch eine äußerst milde Behandlung der Gefangenen die Liebe und Achtung der Bewohner zu erwerben.

Unterdeß war Karl in Begleitung Strafford's beim Heere angelangt und fand die schnell zusammengewürfelte wenig zuverlässige Mannschaft so entmuthigt und mißvergnügt, daß er es nicht wagte, mit derselben einen Angriff zu unternehmen. Alle Bemühungen Strafford's ihn zu einer Schlacht zu bewegen, blieben erfolglos: Karl beharrte dabei, daß er bei der Lage der Dinge von Neuem unterhandeln müsse. Ein Friedenskongreß ward daher nach London berufen und durch denselben für's Erste ein Waffenstillstand ge-

schlossen, vermöge dessen den Schotten, so lange sie in England blieben, täglich achthundertundfunfzig Pfund zu ihrem Unterhalte zugestanden wurden.

So war also zu der tiefen Gährung, welche bereits ganz England beherrschte, noch ein neues Element hinzugekommen und bald hatte das seit länger als dreißig Jahren nach und nach angehäufte Mißvergnügen den höchsten Gipfel erreicht. Karl's Lage wurde hierdurch eine verzweifelte. Denn alle seine Einkünfte waren längst im Voraus erhoben und alle Mittel, auf sonstige Weise Zuschuß zu erhalten, waren erschöpft und angewandt. Ein Nachgeben zwar, ein aufrichtiges Eingehen in die Wünsche des Volkes, eine Verleugnung aller hochfahrenden und überspannten Ansichten hätte dem Wirrwarr mit einem Male ein Ende machen und alle Noth und Quälerei beseitigen können. An solch einen richtigen und vernünftigen Weg aber dachte der Hof und die Schaar seiner Trabanten nicht und wo nur noch ein gehässiges, ein verzweifeltes und gefährliches Mittel war, da wurde es ersonnen und hervorgesucht, nur um der Stimme des Volkes nicht Gehör geben und seine Forderungen nicht anerkennen zu müssen.

Vierhundert Jahre waren seit der Zeit verflossen, da es noch kein sogenanntes Unterhaus gegeben, da das jetzige Oberhaus allein das Parlament bedeutet hatte. Diese Zeit zurückrufen hieß die ganze geschichtlkche Entwicklung des Landes ungeschehen machen, hieß die Verfassung umstürzen und den deutlichsten Beweis liefern, daß man sich an geheiligte Gesetze nicht kehren wolle. Dennoch entschloß sich Karl in seiner äußersten Verlegenheit zu diesem leichtsinnigen und bedenklichen Schritt: er berief das Oberhaus allein, weil er hoffte, daß die willfährigen Peers ihm ohne alle Bedingungen die so nöthige Hilfe gewähren würden.

Das Oberhausaber war auch nicht muthig genug, die Verantwortlichkeit dieses entscheidenden Augenblicks auf seine Schultern nehmen zu wollen, und noch waren nicht alle seine Mitglieder eingetroffen, als zwölf der angesehensten schon eine Bittschrift überreichten, in der sie eine Berufung beider Häuser als den einzig gesetzlichen Weg erklärten. Ein von zehntausend Londoner Bürgern unterzeichnetes Gesuch forderte ein Gleiches, und gedrängt von den entgegengesetzsetztesten Seiten, mußte der Hof endlich thun, wozu er schon vor

Monaten sich freiwillig und aufrichtig hätte entschließen sollen: zum 3. November (1649) wurde ein neues Unterhaus einberufen.

Dieses Mal aber waren es nicht friedliche und wohlwollende Absichten, welche in den Wahlen ihren Ausdruck fanden. Ueberall betheiligte das Volk sich vielmehr mit Lebhaftigkeit und leidenschaftlicher Erbitterung an denselben und brachte so Männer in das Haus, von denen es die kraftvollste und hingebendste Vertheidigung seiner unterdrückten Rechte erwarten durfte. Der Hof dagegen war entmuthigt und hatte schon einen Theil seiner früheren Spannkraft verloren, fast nirgends vermochte er, seine Kandidaten durchzusetzen.

Traurig und niedergebeugt, ohne den hergebrachten Pomp, ja fast ohne Gefolge verfügte sich Karl am 3. November nach Westminster, um das Parlament zu eröffnen. Er hatte es sogar vermieden, dem alten Gebrauche zufolge, durch die Straßen zu reiten, sondern war in einem gewöhnlichen Boote über die Themse gefahren. Er fand die Versammlung vollzählig und überall wohin er die Augen wenden mochte, blickten ihm Gesichter und Mienen entgegen, deren finsterer und strenger Ernst durch keinen Zug der Freundlichkeit und des Wohlwollens gemildert war. Seine Anrede war kurz und verlegen, aber deutlich genug, um jene versöhnliche Stimmung zu verrathen, welche bei einem Despoten das sicherste Merkmal der Ohnmacht ist. Wie früher versprach er Beseitigung der vielbeklagten Uebelstände und Beschwerden und forderte am Schlusse Sold für sein Heer, um die Rebellen vertreiben zu können.

Nicht ohne Ehrerbietung, aber mit kalter und schweigender Ruhe hörte das Parlament dieser Rede zu. Erst als der König sich entfernt hatte und die Mitglieder in Gruppen zusammentraten, sprach sich eine tiefe Entrüstung über das Wort „Rebellen" aus, welches die Thronrede für dasselbe schottische Heer gebrauchte, mit dem Karl ja, wie oben erzählt, bereits in Unterhandlung getreten war. An den Worten und Aeußerungen, welche hier fielen, und an der Art, wie dieselben vorgebracht wurden, merkte die Hofparthei, wie groß, wie kühn und zuversichtlich dieses Mal die Zahl ihrer Gegner war.

Dennoch waren die Hilfsmittel nicht erschöpft, welche die Krone auch dieser Versammlung gegenüber in Händen hatte. In beiden Häusern gab es verschiedene Parteien, und besonders waren es die religiösen Fragen, welche dieselben trennten. Gingen hierin die

Lords überhaupt nicht so weit als die Mitglieder des Unterhauses, so wußte man genau, daß auch diese unter einander nicht einig seien. Viele wollten die bischöfliche Gewalt aufrecht erhalten und nur den Mißbrauch derselben unmöglich machen, Andere, wie die Presbyterianer und Puritaner, wollten sie gänzlich abgeschafft wissen. Aber auch unter den letzteren gab es eine Partei, welche ihre Ansicht nicht zur herrschenden machen, sondern nur Duldung und freie Ausübung ihres Gottesdienstes erstreben wollte. Dazu kam eine große Schaar von Independenten, welche sowohl die Bischöflichen als die Presbyterianer verabscheuten und das Verlangen stellten, daß in den Gottesdienst die unbeschränkteste Freiheit und Formlosigkeit eingeführt werden sollte.

Entsprechend diesen verschiedenartigen Auffassungen des kirchlichen Lebens stellte sich auch die politische Ansicht des Hauses als eine getheilte dar. Denn wenn auch alle Mitglieder es als ihre Aufgabe betrachteten, die augenblicklich vorhandenen drückenden Mißbräuche zu beseitigen, so glaubten doch die Einen hiermit schon genug gethan zu haben, während Andere wiederum weiter gingen, und die Gewalt der Krone so beschränken wollten, daß ihr ein Mißbrauch derselben auch in der Zukunft unmöglich sei. Auch gab es schon eine republikanische Partei, welcher die Independenten angehörten, die aber mit ihren Ansichten noch nicht offen hervorzutreten wagten.

Hätte nun der Hof diese verschiedenen Handhaben in geschickter Weise zu benutzen verstanden, so würde es ihm von vornherein nicht schwer geworden sein, Zwiespalt zu säen und dadurch die Kraft dieses ihm feindlichen Parlaments zu brechen. Statt dessen aber überließ er es den Führern des Unterhauses, durch ihre kluge, maß- und rücksichtsvolle Leitung der Verhandlungen die vielfach widerstrebenden Ansichten und Charaktere zu einmüthigen Entschlüssen und Schritten zu bewegen.

Unter diesen Führern nahmen Männer wie Pym und Hampden die hervorragendsten Stellen ein. Beide haben wir bereits kennen gelernt, ihre Begeisterung für die Volkssache, ihr unerschütterlicher Muth und ihre klare und umsichtige Besonnenheit waren in England sprüchwörtlich geworden. Pym war damals sechsundfunfzig, Hampden sechsundvierzig Jahre alt. Neben ihnen glänzten Denzil Holles, Heinrich Vann und noch eine ganze Reihe von bedeutenden einsichtsvollen und feurigen Männern, welche zum Theil

schon unter dem vorigen Könige im Gefängnisse gesessen und sich durch ihren langjährigen Kampf gegen Willkühr und Ungesetzlichkeit so sehr die allgemeine Achtung erworben hatten, daß sie nur zu sprechen brauchten, um den Widerstreit der Stimmen zum Schweigen zu bringen und Einigkeit zu erzielen, wo ein Auseinandergehen der Meinungen gefährlich werden konnte.

So wurde das Unterhaus theils durch sich selber, theils durch den Hochmuth und die kopflose Unaufrichtigkeit seiner Gegner eine Macht, welcher der König um so weniger Trotz bieten konnte, als sie auf einem vollkommenen Einverständniß mit dem schottischen Heere beruhte und an diesem eine jeder Zeit bereitwillige Stütze fand. Zwar versuchte Karl dieses Einverständniß zu stören, indem er den Schotten sehr bedeutende Zugeständnisse machte, sie aber in Bezug auf die Gelder, welche sie verlangten, an das Parlament verwies.

Die Führer des Unterhauses durchschauten jedoch diese Absicht und nicht um die revolutionäre Armee zu entfernen, sondern um sie zum Bleiben zu nöthigen, wurden ihr für die Dauer von fünf Monaten 450,000 Pfund als „freundschaftliche Unterstützung und Entschädigung" bewilligt.

Hierüber waren nun freilich die englischen Offiziere im hohen Grade aufgebracht und statt dem drohenden Ungewitter gegenüber eine zeitgemäßes Einlenken, eine vernünftige Nachgiebigkeit zu zeigen, war der Hof noch so sehr von der Hoffnung auf ein gewaltsames Durchsetzen seines Stolzes erfüllt, daß er die Unzufriedenen auf alle Weise aufzustacheln und bedenkliche Pläne und Entwürfe anzuregen und zu fördern suchte. Eine Verschwörung gegen das Parlament war unter dem Schutze der Königin bald gebildet, eben so bald aber verrathen. Es wurde nichts aus der Sache, das Unterhaus aber hatte durch die genaue Kenntniß derselben eine Warnung erhalten, welche den letzten Rest des Vertrauens, die letzte Hoffnung auf eine Sinnesänderung des Hofes vernichten mußte.

Maßregeln also, schnelle und entschiedene Maßregeln zu Gunsten der unterdrückten Volksrechte wurden nun statt aller weiteren Berathschlagungen und Unterhandlungen von den Häuptern angerathen und fast einstimmig vom Hause angenommen. Eine ungeheuere Masse von Bittschriften und Beschwerden, welche weit und breit aus den Provinzen und Städten eingelaufen waren, boten

den Stoff und die erwünschte Gelegenheit hierzu. Zunächst also ward der Befehl zur Erhebung des Schiffsgeldes und das bei der Eintreibung desselben beobachtete Verfahren für gesetzwidrig erklärt, die Monopolwirthschaft einer Erörterung unterzogen und dann eine „Reinigung" der Kirche vorgenommen, indem man den von den Bischöfen und der hohen Kommission abgesetzten Geistlichen ihre Aemter zurückgab, anstößige Priester zur Bestrafung vor die Schranken des Hauses lud und das über Prynne und seine Leidensgefährten ergangene Urtheil mit der Bestimmung kassirte, daß die Richter der Sternkammer jedem dieser unschuldig Verdammten fünf Tausend Pfund zu zahlen hätten. Gemeinsam und unter dem stürmischen Jubel des Volkes zogen die Befreiten bald darauf wieder in London ein.

Nachdem so das Unterhaus seine Macht gezeigt, und den dringendsten Wünschen des Volkes eine vorläufige Genugthuung gegeben hatte, richtete es seine Blicke auch auf die zitternden Gewalthaber, um nun auch alle diejenigen zu treffen, welche zu verhaßten Gesetzwidrigkeiten und Ungerechtigkeiten gerathen, Vortheile durch dieselben erzielt oder an ihrer Ausführung sich betheiligt hatten. In allen Provinzen wurden genaue Verzeichnisse dieser zahlreichen Genossenschaft aufgenommen und wer nur als geheimer Rath oder Statthalter, als Richter oder Geistlicher, als Zollbeamter, Zollpächter oder Monopolinhaber dem Hofe ein williger Diener gewesen, ward mit dem Namen „Deliquent" belegt und unter die besondere Gerichtsbarkeit des Hauses gestellt.

Dies aber war noch lange nicht genügend. Um wirklich erfolgreich und nachhaltig der Willkührherrschaft entgegen zu wirken, mußten die eigentlichen Leiter derselben unschädlich gemacht und wo möglich vernichtet werden. Als der verhaßteste unter diesen stellte Graf Strafford sich dar, „der große Abtrünnige", wie man ihn nannte. Und gerade ihn hatte der König inmitten der Gefahren, die ihn umgaben, aus Irland nach London berufen, als ob er es darauf angelegt hätte, den ohnedies schon aufgeregten Leidenschaften immer neuen und kräftigeren Zündstoff zuzuführen.

Strafford kannte die Lage der Dinge genau, er wußte, daß er von keiner der vorhandenen Parteien eine Stütze zu erwarten hatte. Denn auch der Adel und die gesammte Hofpartei blickten mit Neid

und Mißgunst auf den Emporkömmling, der nicht durch Geburt und Herkunft, sondern durch Geist und kraftvolle Entschiedenheit des Charakters zu Ansehen und hoher Stellung emporgestiegen war. „Ich kann“, schrieb er daher ahnungsvoll an den König, „Ew. Majestät im Parlament von keinem Nutzen sein; meine Gegenwart wird im Gegentheile Ihre Gefahren vermehren und mich meinen Feinden überliefern. Erlauben Sie mir, mich in Irland oder bei dem Heere, wie Sie es für gut finden, entfernt zu halten; dort kann ich Ihnen noch dienen und mich dem Unheil entziehen, das mir droht.“

Der König antwortete: „Ich kann hier Euere Dienste nicht entbehren. So wahr ich König von England bin, Ihr laufet hier keine Gefahr; kein Haar auf Euerem Haupte soll angetastet werden.“ So groß war das Vertrauen, das Karl noch immer in seine Gewalt und in sein köngliches Ansehen setzte.

Strafford besiegte seine bangen Ahnungen und traf am 9. November in London ein, nicht ohne vorher den Vorsatz gefaßt zu haben, seine Feinde so schnell zu verderben, daß es ihnen nicht möglich sei, einen Angriff gegen ihn zu unternehmen. Ein Fieber, das ihn schon während der Reise ergriffen hatte, hielt ihn am 10. an's Bett gefesselt; aber schon war seine Ankunft denen bekannt geworden, die da wohl wußten, was sie im Falle einer Zögerung von ihm zu erwarten hatten. Schnell entschlossen trat daher Pym am 11. November im Unterhause mit einer Rede auf, in der er mit den lebhaftesten Farben alle die Ungesetzlichkeiten, alle die harten und strengen Maßregeln schilderte, welche der Graf sich hatte zu Schulden kommen lassen. „Einst,“ so schloß er, „war er, als Wentworth, der eifrigste Vertheidiger der Freiheit seiner Mitbürger, mein vertrautester Freund; hier in diesem Hause donnerte er gegen die Tyrannei und bald ward er der verabscheuungswürdigste Beförderer derselben.“

Mehrere hielten ähnliche Reden und Denen, welche eine nähere Prüfung der Sache, d. h. eine Zögerung anriethen, erwiederte Pym, „der geringste Verzug kann Alles verderben; denn erkennt der Graf seine Gefahr, so wird er unfehlbar die Auflösung des Parlaments bewirken. Uebrigens soll ja das Haus nicht richten und ein Urtheil aussprechen, sondern nur eine Anklage erheben.“ Diese Vorstellung leuchtete ein und sofort wurde bei verschlossenen

Thüren der Beschluß gefaßt, daß man den Grafen Strafford des Hochverrathes anklagen wolle.

Strafford befand sich gerade beim Könige, als die Nachricht von dem Beschlusse des Unterhauses einlief. Sofort eilte er selbst nach dem Hause der Lords, aber Pym war ihm als Abgesandter des Unterhauses dort schon zuvorgekommen: der allmächtige Rathgeber des Königs findet die Thür bereits verschlossen. Stürmisch klopft er an, schilt den Thürsteher, daß er zu öffnen zögere, und schreitet nun stolz durch den Saal, um seinen Sitz einzunehmen. Aber mehrere Stimmen rufen ihm zu, daß er sich zurückziehen solle; er stutzt und gehorcht nur langsam. Erst nach Verlauf einer Stunde wird er zurückgerufen, und man gebietet ihm, an den Schranken des Hauses niederzuknieen. In dieser Stellung mußte er die Anklage des Unterhauses vernehmen und daß man auf dessen Gesuch beschlossen habe, ihn als Gefangenen im Tower zu verwahren. Er öffnet den Mund, um zu sprechen, aber man heißt ihn schweigen und ertheilt den Befehl, ihn abzuführen.

Ebenso erging es Laud, gegen welchen gleichfalls die Anklage des Hochverraths erhoben wurde. Auch dem Siegelbewahrer und dem Staatssekretär stand ein gleiches Schicksal bevor, wenn sie nicht Beide sich noch zur rechten Zeit über das Meer geflüchtet hätten. So war binnen wenigen Tagen der gesammte königliche Staatsrath auseinandergesprengt ohne daß Karl es verhindern konnte. Ruhig mußte er es vielmehr mit ansehen, wie man seine Lieblinge ins Gefängniß warf und die von Zittern ergriffene Schaar seiner Anhänger freiwillig ihre Aemter niederlegte.

Es war klar, das Unterhaus war der Mitregent des Landes geworden und strebte nun mit allen Kräften danach, den gewonnenen Einfluß auch zu einem festen und dauernden zu machen. Zur Erreichung dieses Zweckes wurde zunächst der Geldpunkt benutzt. Man bewilligte Beisteuern, aber nicht mehr, als durchaus nothwendig waren, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Zur Verwaltung und Verwendung dieser Gelder wurden vom Hause Bevollmächtigte ernannt. Das Pfund- und Tonnengeld ward nur für zwei Monate und nach Ablauf dieser Zeit von Neuem bewilligt. Dennoch waren zur Deckung der Staatskosten größere Mittel nöthig. Mitglieder und zahlreiche Anhänger des Hauses vereinigten

sich daher zu einer Anleihe, die das letztere in seinem Namen und auf Grund seiner Bürgschaften entgegennahm.

Inzwischen wurden die Schritte gegen die bisherigen Anmaßungen der Geistlichkeit in der entschiedensten Weise fortgesetzt und endlich nach der politischen Seite hin ein Beschluß gefaßt, der das Recht der Volksvertretung für immer gegen willkührliche Eingriffe der Regierung zu sichern versprach. Schon im Jahre 1330 war festgesetzt worden, daß in jedem Jahre ein Parlament abgehalten werden solle, aber keine Bestimmung war mehr in Vergessenheit gerathen, als diese. Jetzt schlug man vor, daß wenigstens in jedem dritten Jahre das Parlament berufen werden und daß ein Ausschuß von Peers zu dieser Einberufung verpflichtet sein solle, falls der König dieselbe verzögern würde. Unterließen es die Peers, diese Berechtigung auszuüben, so sollten die Sheriffs und Gemeindebeamten die Wahlen vornehmen, und säumen auch diese, so sollten die Unterthanen auf eigene Hand zur Abhaltung der Wahlversammlungen schreiten. Auch solle künftig jedes Haus sich seinen Sprecher selber wählen und das Parlament nicht vertagt und aufgelöst werden können, bevor es funfzig Tage gesessen.

Das Oberhaus gab diesem Beschlusse seine Zustimmung, und so sehr sich der König auch gegen denselben sträuben mochte, so wagte er doch nicht, seine anfängliche Zurückweisung lange fortzusetzen. Er gab seine Einwilligung und sagte nur dabei: „Was Ihr nun weiter noch von mir begehren könntet und was ich Euch abschlagen könnte, das sehe ich nach solchen Zugeständnissen in der That nicht ein. Ihr habt die Regierung zerstückelt und beinahe aus den Angeln gehoben."

Trotz aller dieser Vorgänge und Niederlagen gab aber die Hofpartei die Hoffnung nicht auf, ihre bisherige Macht bald wieder erlangen zu können. Ein Plan, die erleuchtetsten Führer des Parlaments durch Aufnahme in den königlichen Rath zu gewinnen, war im Werke; Pym sollte Kanzler der Schatzkammer, Hollis Staatssekretär, Hampden Erzieher des Prinzen von Wales werden. In der That zeigten sich diese Männer nicht abgeneigt, eine solche Stellung einzunehmen, nicht aber um ihren Ueberzeugungen untreu zu werden, sondern um noch kräftiger für dieselben wirken zu können.

Erst als sie deutlich merkten, daß sie nur als Werkzeuge verrätherischer Absichten dienen sollten und daß man sie nur vor Allem benutzen wolle, den verhaßten Strafford zu retten — um wahrscheinlich nachher an seiner Stelle vernichtet zu werden — brachen sie die bereits eröffneten Unterhandlungen wieder ab. Dieselben hatten nichts bewirkt, als daß die Haltung des Unterhauses nur noch feindseliger und entschiedener ward. Strafford's Prozeß wurde sofort in der feierlichsten Weise eröffnet.

Die Westminster-Halle war besonders zu diesem Zwecke eingerichtet worden. Auf einer Tribüne saß das aus achtzig Peers bestehende Gericht, daneben der Ausschuß des Unterhauses, der als Ankläger auftrat, und neben diesem wiederum befanden sich Abgeordnete aus Schottland und Irland, die zur Unterstützung der Anklage hierher gekommen waren. Für den König und die Königin waren oberhalb des Gerichts besondere Logen erbaut; an diese schloß sich eine Gallerie für Frauen vom höchsten Range, die sich, zum Theil für einen hohen Preis, den Eintritt zu verschaffen wußten. Der übrige Theil des Saales war für das Volk bestimmt.

Als der Angeklagte in Begleitung bewaffneter Wächter an den Thoren von Westminster angekommen war, verhielt sich die hier versammelte große Volksmenge ruhig und würdevoll. Er sah etwas krank aus, aber seine Haltung hatte nichts von ihrer früheren Festigkeit verloren und aus seinen Augen sprühte das alte Feuer. Unwillkührlich machten ihm Viele Platz, Andere wiederum nahmen die Hüte ab.

Um neun Uhr ward er in den Saal geführt; er kniete an den Schranken nieder und erhob sich dann, um den Peers eine Verbeugung zu machen. Hierauf wurden die Verhandlungen sogleich eröffnet. Dreizehn Ankläger traten wider ihn auf und siebzehn Tage hindurch wurde der Prozeß unter dem ungeheuren Zudrange des Volkes fortgesetzt. Im Ganzen waren achtundzwanzig Klagepunkte aufgestellt und drei derselben lauteten auf Hochverrath.

Obwohl aber der Graf unzählige Gesetzwidrigkeiten verübt, die ihn als einen heftigen Feind der Volksfreiheit bezeichnen mußten, obwohl er viele tyrannische und willkührliche Handlungen, viele stolze und herrschsüchtige Reden sich hatte zu Schulden kommen lassen, so konnte ihm doch nichts nachgewiesen werden, was im Sinne des geschriebenen Gesetzes eine Anklage auf Hochverrath begründet hätte.

Dies machte ihm die Vertheidigung leicht, die er übrigens mit einer Unermüdlichkeit, einem Scharfsinn, einer Beredtsamkeit und Gelassenheit führte, die alle Welt in Erstaunen setzte.

„Noch sind", sagte er am Schlusse seiner letzten Rede, „noch sind kaum hundert und vierzig Jahre verflossen, seit man im Gesetze die verschiedenen Arten des Hochverraths genau festgestellt hat und noch niemals seit jener Zeit ist diesem Verbrechen eine so große Ausdehnung gegeben worden, als jetzt in der Anklage wider mich geschieht. Ich behaupte, daß keine jener Arten auf mich anwendbar ist und daß es kein Gesetz giebt, das mich vor meinem gegenwärtigen Schiffbruche hätte warnen können. Mylords, wir haben lange glücklich in unserem Vaterlande, glorreich und ruhmvoll für die übrige Welt gelebt. Warum wollen wir denn nicht zufrieden sein mit dem, was unsere Väter uns hinterlassen haben, warum soll uns der Ehrgeiz treiben, gelehrter und geschickter zu sein als sie in allen tödtenden und zerstörenden Künsten? Werft sie doch in's Feuer alle jene blutigen und geheimnißvollen Schriften, in denen willkührlich und künstlich eine Menge von verschiedenen Arten des Hochverraths zusammengesetzt sind, haltet euch doch an den klaren Buchstaben des Gesetzes, das genau angiebt, wo das Verbrechen liegt und deshalb auch die Spur nachweist, wie es zu vermeiden ist! Viele Menschenalter haben jene alten Papiere vergessen und von Würmern zernagt im Staube gelegen. Sie aufrütteln, das heißt nichts anderes als einen schlummernden Löwen wecken, der sich einst so gut gegen Euch und Euere Kinder kehren könnte, wie heut gegen mich. Das Geschick, das mich betroffen, ist gewiß ein hartes; ich würde es aber mit größerer Ruhe ertragen, wenn ich nicht zugleich dazu dienen sollte, ein Beispiel aufzustellen, das für die Gesetze und Freiheiten meines gesammten Vaterlandes gleich verderblich ist."

„Meine Ankläger sagen, daß sie zur Vertheidigung des gemeinen Wesens sprechen gegen meine willkührliche Tyrannei. Ich habe nichts darauf zu erwidern, als daß ich es bin, der das gemeine Wesen vertheidigt gegen ihren willkührlichen Verrath. Denn Beispiele, wie diejenigen, welche man gegen mich zu begründen versucht, müssen binnen wenigen Jahren unfehlbar einen Zustand herbeiführen, in dem kein Mensch innerhalb des Königreichs mehr wissen wird, nach welcher Regel er seine Worte abmessen und seine Handlungen einrichten soll."

„Möget Ihr, Mylords, den Ministern des Staates nicht so

unübersteigliche Hindernisse auferlegen, sie befänden sich dadurch außer der Möglichkeit, ihrem Könige und Vaterlande mit Freuden dienen zu können. Wird ihr Verfahren bis in's Kleinste abgewägt, müssen sie bei jedem Worte und jeder Handlung fragen, ob sie dadurch nicht schwere Strafe verwirkt, so muß ihre Stellung eine unerträgliche werden und unter dem Gewicht ihrer Angst werden die öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs darnieder liegen. Ich glaube, kein vernünftiger Mensch, der noch Ehre und Güter zu verlieren hat, wird sich jemals so furchtbaren und gar nicht vorher zu berechnenden Gefahren Preis geben."

„Doch ich habe Euch, Mylords, schon länger belästigt, als ich es hätte thun sollen. Es geschah aber wahrlich nicht meiner Person wegen, sondern nur im Interesse dieser zwei Pfänder, die eine Heilige, welche jetzt im Himmel ist, mir zurückgelassen hat." (Hier zeigte der Angeklagte auf seine Kinder und Thränen unterbrachen seine Worte.) „Was ich für mich selbst verliere, ist nichts, aber tief verwunden würde es mich, wenn ich durch Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit für sie etwas verlieren sollte. Verzeihet also meine Schwäche. Noch hätte ich Einiges zu sagen, aber ich fühle mich nicht mehr kräftig genug dazu und will es also übergehen."

„Und nun, Mylords, danke ich Gott, daß ich durch seine Gnade von der vollständigen Nichtigkeit und Eitelkeit aller irdischen Besitzthümer hinlänglich überzeugt bin, wenn ich sie mit der Erhabenheit unserer ewigen Fortdauer vergleiche. Mit aller Demuth und Gemüthsruhe unterwerfe ich mich offen und freiwillig Euerem Urtheile. Mag Euer gerechter Ausspruch mir Leben oder Tod bringen, ich werde mich voller Dankbarkeit und Vertrauen den Händen des großen Urhebers meines Daseins überlassen."

Als Strafford in dieser Weise eine halbe Stunde hindurch gesprochen hatte, herrschte eine lautlose Stille im ganzen Saale. Rührung und Bewunderung hatten alle Gemüther ergriffen und vergebens bemühte sich Pym, diesen Eindruck zu schwächen. Schon seit einigen Tagen war es übrigens klar geworden, daß die Lords den Grafen nicht als Hochverräther verurtheilen würden. Dennoch war das Unterhaus entschlossen, sein Opfer nicht fahren zu lassen, da es eben ein Kampf auf Leben und Tod war, den es gegen den gefährlichsten Feind der Volkssache unternommen hatte. Denn ge-

lang es Strafford, den Wortlaut des Gesetzes für sich geltend zu machen und sich aus der Anklage herauszuwinden, so würde er mit erneueter Kraft und in heißem Rachedurste über seine Gegner hergefallen sein und mit ihnen auch die Früchte aller ihrer Anstrengungen für lange Zeit vernichtet haben. Das wußte das Unterhaus und darum entschloß es sich zu einem Schritte, der freilich auf kein Gesetz zurückzuführen war, den es aber durch dieselbe „Nothwendigkeit" entschuldigen zu können glaubte, welche der Despotismus so oft für seine gesetzwidrigen Handlungen angeführt: durch einen Beschluß des Parlaments nämlich sollte Strafford für schuldig erklärt und verurtheilt werden.

Schon während der ersten Tage des Prozesses hatte Arthur Halsleright, eines der leidenschaftlichsten Mitglieder, diesen Antrag im Unterhause gestellt und derselbe war sofort zur ersten Lesung gekommen. Nach Strafford's eindrucksvoller Vertheidigungsrede erhielt er schnell die zweite und dritte Lesung und ward angenommen. Nur neunundfunfzig Mitglieder hatten den Muth dagegen zu stimmen, aber am anderen Tage las man ihre Namen an den Straßenecken angeschlagen, als „Straffordianer, die das Vaterland verrathen wollten, um einen Verräther zu retten."

Hierdurch war nun die Lage der ganzen Angelegenheit verändert. Denn so lange das Unterhaus nur anklagte und den Lords die Entscheidung überließ, konnte der König auf die letzteren einen Einfluß üben und nöthigenfalls von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch machen. Was aber konnte er in seiner Ohnmacht gegen den Urtheilsspruch eines Hauses thun, dessen Stütze in der Liebe und Anhänglichkeit des ganzen Volkes bestand? Schon zeigte sich auf den Straßen eine laute und drohende Bewegung und auf den puritanischen Kanzeln wurde am nächsten Sonntage über die Nothwendigkeit gesprochen, gegen große Verbrecher Gerechtigkeit zu üben.

Dennoch glaubte Karl den Grafen noch retten zu können. „Ich gebe Ihnen", schrieb er ihm, „mein königliches Wort, daß Sie weder an Ihrem Leben, noch an Ihrem Vermögen, noch an Ihrer Ehre leiden sollen." Zugeständnisse an das Unterhaus sollten die Gemüther besänftigen; es war vergebens. Durch Bestechung eines Beamten sollte die Flucht des Angeklagten bewerkstelligt werden, aber die Bestechung wurde zurückgewiesen. Nun erschien Karl selber im Parlamente und gab die Erklärung ab, es sei seinem Gewissen zuwider, die Verhängung der Todesstrafe über Strafford zu

genehmigen, er wollte aber anerkennen, daß derselbe die ihm übergebene Gewalt gemißbraucht habe und deßhalb unfähig sei, jemals wieder ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Gern hätten die zitternden und eingeschüchterten Lords einen Mittelweg gesucht, um nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit zu üben, aber das Einschreiten des unbeliebten Königs hatte die Gemüther zu sehr erbittert, als daß eine Verständigung möglich gewesen wäre. Noch heftiger als vorher donnerten die Prediger gegen den „großen Verbrecher" und schon am nächsten Montage zogen, mit Schwertern, Messern und Stöcken bewaffnet, überall wilde Haufen durch die Straßen, die mit wüthendem Geschrei „Gerechtigkeit" und Strafford's Kopf verlangten. Wer nur in dem Verdachte stand, milde Gesinnungen gegen den Grafen zu hegen, wurde beschimpft, bedroht oder gemißhandelt. Zahlreiche Gerüchte von Verschwörungen gegen das Unterhaus, von furchtbaren und mörderischen Plänen der Hofpartei waren aller Orten im Umlauf.

Unter diesen Umständen zogen vier und dreißig Mitglieder des Oberhauses sich zurück, als der Urtheilsspruch des Unterhauses demselben zur Genehmigung vorgelegt wurde, die Uebrigen gaben der Verurtheilung ihre Zustimmung, so daß vierundzwanzig Stimmen dafür, neunzehn dagegen fielen. Sogleich ging eine Deputation beider Häuser an den König, ihn um seine Genehmigung zu bitten.

Indessen aber hatte sich die bis zur äußersten Wuth aufgeregte Volksmasse bereits um den königlichen Palast gesammelt und ließ auch hier unter den furchtbarsten Drohungen den Ruf „Gerechtigkeit" ertönen. Karl war in einer verzweifelten Lage, da er um sich her nur Gegenstände des Schreckens und keinen Menschen sah, der ihm Rath oder Trost hätte geben können. Die Königin, welche niemals Strafford's Freundin gewesen, der geheime Rath, ja selbst die Bischöfe erklärten sich für die Aufopferung des Grafen. Nur ein einziger der letzteren sagte dem Könige, er dürfe sich durch nichts zu einer That bewegen lassen, der sein Gewissen widerspräche. Derartige Ermahnungen aber verklangen wirkungslos in dem Gewirr der Stimmen, die von der Nothwendigkeit sprachen, das blos „menschliche" Gewissen dem „königlichen", d. h. der Erhaltung des Thrones aufzuopfern.

Strafford hörte in seinem Gefängnisse von der Angst und Unschlüssigkeit, in welcher der König sich befände und entschloß sich daher zu einem in der That ungewöhnlichen Schritt: er schrieb

einen Brief an den König und bat denselben, um des öffentlichen Friedens willen seinem unglücklichen, obwohl unschuldigen Leben ein Ende zu machen und das empörte Volk durch Bewilligung einer Forderung zu befriedigen, von der es einmal nicht abzubringen sei.

„Wem sein Wille geschieht," so hieß es in dem Briefe, „dem geschieht kein Unrecht und gewiß werden Sie durch meine eigene Einwilligung mehr vor Gott gerechtfertigt sein, als durch die Zustimmung der ganzen Welt. Und wie ich, durch die Gnade Gottes, aller Welt mit einer Ruhe und Sanftmuth vergebe, die meiner dahinscheidenden Seele eine unendliche Zufriedenheit gewährt, so kann ich für Sie, Sire! alle Freuden dieses irdischen Lebens in der dankbaren Erinnerung aufopfern, daß Sie mir einst huldreich gewesen sind."

Solch' eine Bitte hätte bei jedem wirklich edlen Menschen offenbar den Entschluß bewirkt, sich lieber selbst in den Tod zu stürzen, als ihr Gehör zu geben, und in der That schien Strafford sich der Hoffnung hinzugeben, daß Karl durch diesen Beweis der Großmuth nur noch mehr verbunden sein würde, sich seiner anzunehmen. Denn als nach einiger Zeit ein Hofbeamter in sein Gefängniß trat und ihm meldete, daß der König sich veranlaßt gesehen hätte, sein Gesuch zu genehmigen, fuhr der Unglückliche von seinem Sitze auf, hob die Hände gen Himmel und sagte mit bebender Stimme: „Verlasset Euch nicht auf Fürsten und auf Menschenkinder, denn bei ihnen ist kein Heil!"

So hatte Karl treulos seinen besten Freund preisgegeben und dabei noch Trost in der wirklich elenden und verächtlichen Ausflucht gesucht, daß er den Hinrichtungsbefehl nicht selbst unterschrieb, sondern durch eine Kommission von vier Hofleuten seine Einwilligung erklären ließ. Noch einmal freilich machte er einen Versuch, den Grafen zu retten, indem er den jungen Prinzen von Wales mit einem Schreiben an die Lords sandte und diese bat, ihm zu Liebe die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln.

Hätte man Vertrauen zu Karl gehabt, hätte er nicht so oft Beweise seiner Wortbrüchigkeit gegeben, so würde man diese so dringende Bitte jetzt sicher nicht zurückgewiesen haben. Aber man vermuthete nicht mit Unrecht, daß er nur Zeit gewinnen wolle, um Strafford begnadigen und wieder mit seiner bisherigen Macht be-

kleiden zu können, und deshalb bestand man auf der Todesstrafe. Selbst das Gesuch um Aufschub der Hinrichtung ward abgeschlagen und nur eine Frist von drei Tagen erlaubt.

Die Haltung, mit welcher Strafford dem Tode entgegenging, war ruhig und würdevoll. Man sagte ihm, daß ungeheure Volksmassen sich auf den Straßen sammelten und daß er sich Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten aussetzen würde, wenn er zu Fuß ginge. Er schlug es aber ab, einen Wagen zu nehmen, und sagte: „Ich fühle mich stark genug, dem Volke wie dem Tode in's Gesicht zu sehen." So schritt er nicht wie ein Delinquent, sondern einem Kommandanten gleich vor seiner Wache einher und richtete frei seine Blicke nach allen Seiten hin. Nur unter Laud's Gefängniß stand er still und bat den vieljährigen Gefährten um den Beistand seines Gebets. Todesbleich trat der früher so furchtbare Greis an das Fenster, sprach mit gebrochener, thränenerstickter Stimme seinen Segen und sank darauf ohnmächtig zurück.

Bald war man am Fuße des Blutgerüstes angekommen. Unter den Verwünschungen der Menge, die seinen Kopf gefordert, begleitet nur von seinem Bruder, einem Geistlichen und mehreren seiner Freunde stieg der Graf schnell hinauf. Dann kniete er nieder und erhob sich darauf, um zum Volke zu sprechen. „Ich fürchte", sagte er, „daß es für die beabsichtigte Verbesserung des Staatswesens keine gute Vorbedeutung ist, daß sie mit dem Vergießen unschuldigen Blutes beginnt." Nachdem er gesprochen hatte, kniete er noch einmal nieder und betete eine Viertelstunde hindurch. Dann nahm er von seinen Begleitern Abschied. „Jetzt", sagte er ihnen zuletzt, „ist es fast vorbei mit mir. Ein einziger Streich macht meine Gattin zur Wittwe, meine Kinder zu Waisen, raubt meinen Dienern einen gütigen Herrn, trennt mich von einem liebenden Bruder und allen meinen Freunden. Gott sei Euch und ihnen Allen Alles in Allem!"

Als er seine Kleider auszog, meinte er: „Ich danke Gott, daß ich den Tod nicht fürchte, vor seinen Schrecknissen nicht erbebe, sondern mein Haupt ebenso freudig hinstrecke, wie jemals, wenn ich mich schlafen legte." Er rief den Henker zu sich, verzieh ihm, betete noch einen Augenblick, legte dann seinen Kopf auf den Block und gab selbst das Zeichen. Mit einem einzigen Streiche war das Haupt vom Rumpfe getrennt. Der Henker zeigte es dem Volk mit dem Rufe: „Gott schütze den König!"

So endete Strafford am 11. Mai des Jahres 1641 in seinem neunundvierzigsten Jahre. Die Zahl der Zuschauer soll sich der Angabe nach auf hunderttausend belaufen haben; sie verhielten sich ruhig und anständig. Abends aber war ganz London erleuchtet, und denen, welche sich an dieser Freudenbezeigung nicht betheiligten, wurden die Fenster eingeworfen.

Nachdem so die Hofpartei in ihren vorzüglichsten Leitern geschlagen war, strebte das Unterhaus vor allen Dingen danach, auch die Institute zu vernichten, welche dem Despotismus bisher als Stütze gedient. Dies waren die Ausnahmegerichte und unter diesen hauptsächlich die Sternkammer und die hohe Kommission. Beide wurden durch einen Parlamentsbeschluß gänzlich aufgehoben. Karl weigerte sich, seine Genehmigung zu ertheilen, und als er es endlich that, sagte er: Nun sind die Grundgesetze der bisherigen Verfassung aufgelöst! Allerdings konnte er jetzt nicht mehr aus eigener Machtvollkommenheit Verordnungen erlassen, denn die Sternkammer war der einzige Gerichtshof gewesen, welcher gegen die Nichtbefolgung derartiger Verordnungen eingeschritten war.

Dem Hofe wurde es unter diesen Umständen unheimlich zu Muthe, und der König faßte daher den Plan, eine Reise nach Schottland zu machen, um dort vielleicht durch Zugeständnisse eine günstige Stimmung für sich zu erwecken und aus denjenigen, welche zuerst gegen ihn aufgetreten waren, eine Schutzmauer gegen England und dessen Freiheitssinn zu machen. Das Parlament ahnte den feindseligen Zweck dieser Reise und that sein Möglichstes, um Karl von derselben abzuhalten. Als dieser aber auf seinem Entschluß beharrte, beeilte man sich wenigstens, das englische sowohl als das schottische Heer aufzulösen, damit es ihm auf der Durchreise nicht möglich sei, Spaltungen und Aufregungen unter diesen Truppen zu bewirken. Den Schotten wurde daher „für ihren brüderlichen Beistand" schnell ein Geschenk von 300,000 Pfund bewilligt und am 7. August (1641) mit ihnen ein Friedensvertrag geschlossen, welcher ausdrücklich erklärte, daß sie immer gute Unterthanen gewesen und ihre Feldzüge zum Ruhme und Vortheile des Königs unternommen hätten. Außerdem wurde ein öffentliches Dankfest angeordnet, an welchem die Friedensartikel in den Kirchen verlesen werden sollten.

Drei Tage nach dem Abschlusse dieses Friedens trat Karl seine Reise an. Auch das Parlament vertagte sich bis zu seiner Wiederkunft, ließ aber unter dem Vorsitze Pym's einen Ausschuß von drei und vierzig Mitgliedern zurück. Ein anderer Ausschuß, an dessen Spitze Hampden stand, wurde dem Könige unter einem Vorwande nachgeschickt.

Am 14. August kam derselbe in Edinburgh an und begann nun hier eine Rolle zu spielen, die Denjenigen, welche seinen Charakter kannten, demüthigender und verächtlicher erscheinen mußte, als alle Bewilligungen, die er dem erwachten Freiheitsgeiste seines Volkes jemals hätte machen können. Schon unterwegs, da er die meisten Truppentheile noch auf ihren Lagerplätzen gefunden, hatte er sich bemüht, Verhältnisse mit den Offizieren anzuknüpfen und sie durch Gnadenbezeigungen an seine Person zu fesseln. Als er aber in Schottland angekommen war, gab er sich zu einer völligen Verleugnung aller seiner bisherigen Ansichten und Grundsätze her, als ob er sie niemals gehegt und niemals für dieselben gekämpft und gelitten hätte.

Alles was die Schotten verlangten, wurde ihnen ohne Weiteres bewilligt und ihr Parlament in der That mit einer wahrhaften Regierungsgewalt bekeidet. Hiermit jedoch glaubte Karl noch nicht genug gethan zu haben. Um die Gemüther zu gewinnen, schloß er sich auch an die Presbyterianer an, wohnte mit Entzücken Stunden lang ihren endlosen Gebeten und Predigten bei, belohnte die eifrigsten und ihm sicher verhaßtesten ihrer Geistlichen mit ansehnlichen Jahrgehalten und entließ vier seiner Anhänger aus dem mit den Regierungsgeschäften betrauten geheimen Rath, um sie durch Männer der herrschenden Parthei zu ersetzen.

Hampden folgte allen diesen Schritten mit großer Aufmerksamkeit und hatte bald das geheime Triebwerk der Intrigue entdeckt, die unter dem Mantel eines so übergroßen und dadurch verdächtigen Wohlwollens angesponnen wurde; er erfuhr nämlich, daß der König in aller Stille Aktenstücke sammle, die in England wie in Schottland die Gegner seines Despotismus verderben sollten. Gelang ihm dies, war er im Stande, den Gerichten die Briefe vorzulegen, welche die Führer des englischen Unterhauses mit den Kovenantern gewechselt und diese zum Einmarsch in England veranlaßt hätten, so konnte es nicht ausbleiben, daß diese Männer wegen Hochverrath verurtheilt werden mußten. Späher, welche man in

der Nähe des Hofes hatte, setzten die Betreffenden von diesen bedrohlichen Anschlägen in Kenntniß und bald verbreitete sich in Edinburgh die Nachricht, daß zwei hervorragende Mitglieder des schottischen Parlaments, die Grafen Hamilton und Argyle — bei denen derartige Briefe vermuthet wurden — über Nacht aus der Stadt entflohen seien, weil eine plötzliche Verhaftung, ja im Widersetzungsfall selbst Ermordung ihnen bevorgestanden hätte.

Niemand, die Eingeweiheten ausgenommen, wußte sich diese seltsame Nachricht zu deuten. Denn von wem konnte eine so gehässige Maßregel ausgehen, als vom Könige, und wie kam dieser dazu, aus dem Himmel seiner Gnade und überströmenden Freundlichkeit herab plötzlich so verderbliche Blitze zu schleudern? Der niemals ganz entschlummerte Argwohn erwachte daher mit neuer Kraft, Aufregung erfüllte alle Gemüther, die Bürger durchzogen Nachts die Straßen und die Anhänger der Geflüchteten verbarrikadirten sich in ihren Wohnungen.

Als Karl von diesen Kundgebungen Nachricht erhielt, war er, wenigstens dem Anscheine nach, befremdet und erklärte, daß er durch die schleunige Flucht der Grafen und durch das an dieselbe geknüpfte Gerücht beleidigt sei. Das Parlament verfügte daher eine Untersuchung der Sache und war rücksichtsvoll genug, bei derselben Alles zu vermeiden, was den König hätte bloßstellen können. Die Geflüchteten kehrten zurück, verstanden sich zu der Erklärung, daß sie niemals Mißtrauen gegen die Güte und Gerechtigkeit des Königs gehegt, und Karl ernannte den einen derselben zum Herzog, den anderen zum Marquis.

War aber auch hierdurch die bedenkliche Angelegenheit in künstlicher Weise vertuscht, so hatte doch Hampden seinen Freunden in London umständlich von derselben Nachricht gegeben, und in beiden Königreichen wußten die Vertheidiger der Volksrechte fortan, daß Karl unter dem Scheine versöhnlicher Nachgiebigkeit unablässig und fortdauernd auf ihr Verderben sinne. Mit dem Hasse gegen die Willkühr vermischte sich daher auch jetzt die Furcht und der Trieb der Selbsterhaltung, um den Kampf immer mehr auf die Spitze zu treiben und die leidenschaftlichsten Entschlüsse anzuregen. Eine gräßliche Nachricht, die um dieselbe Zeit aus Irland einlief, trug dazu bei, den vorhandenen Befürchtungen einen neuen Anhaltspunkt

und dem beabsichtigten Angriff die schärfsten Waffen zuzuführen. Es wird deshalb nöthig sein, das erwähnte Ereigniß in möglichster Ausführlichkeit mitzutheilen.

Irland war, wie man weiß, mit England und Schottland unter einer Regierung vereinigt, aber Verhältnisse, Sitten, geschichtliche Entwickelung, ja zum Theil selbst die Sprache hatten stets eine scharfe Trennungslinie zwischen ihm und jenen Ländern aufrecht erhalten. Noch herrschte in Irland Rohheit, Barbarei und wilde Gesetzlosigkeit, als Engländer und Schotten schon die Bahn der Kultur und Bildung betreten hatten, und während diese dem Papst entsagten und zum Protestantismus übergingen, waren die Irländer treue und fanatische Anhänger des römischen Stuhls geblieben.

Versuche, diesem halbwilden Zustande der Bewohner ein Ende zu machen, ihre Rauhheit zu mildern, ihre Trägheit anzustacheln, sie durch Einführung der Künste und Wissenschaften an ein ruhiges und gesittetes Leben zu gewöhnen, waren erst unter Jakob dem Ersten begonnen worden, wo man starke Kolonieen von Engländern in das Land sandte, die sich überall mit den Eingeborenen vermischten und in der That bald erfolgreich auf dieselben einzuwirken wußten.

Was Jakob in dieser Weise planmäßig begonnen, das hatte Strafford zur Vollendung gebracht, als ihm die Würde eines Statthalters von Irland übertragen war. So verderblich die Wirksamkeit dieses Mannes für England gewesen, so groß war der Segen, den sein gewaltiges Talent, seine tiefblickende Klugheit, ja selbst die Härte und Strenge seines Charakters auf irischem Boden hervorgebracht hat. Mit Beharrlichkeit und unermüdlicher Ausdauer seinen Zweck verfolgend, stellte er zuvörderst im Lande eine regelmäßige Verwaltung her. Die sonst nach Belieben erhobenen und schamlos verschleuderten Einkünfte wurden geordnet und überstiegen binnen Kurzem die Ausgaben. Die Armee, bisher nur eine plündernde Räuberbande, ward in Pflicht und Sold genommen, und allenthalben Gesetzlichkeit und Sicherheit aufrecht erhalten. Bald blüheten unter dem Schutze dieser Ordnung und auf's Kräftigste gefördert, Handel, Ackerbau, Schifffahrt und Fabrikation empor, so daß der Wohlstand des Landes sichtlich zunahm und dasselbe in der That einer höchst glücklichen Zukunft entgegenging.

Diese freundlichen Aussichten wurden jedoch zerstört, als Strafford seinem Geschick erlegen und in England auf dem Schaffot ge-

storben war. Denn mit kräftiger Hand hatte er bisher die eigentliche Geißel des Landes, die Leidenschaft der Parteien, zu ersticken und besonders zwischen den katholischen Eingeborenen und den eingewanderten protestantischen Kolonisten den Frieden aufrecht zu erhalten gewußt. Die letzteren waren meistens Puritaner und wurden durch den eingefleischten fanatischen Papismus, den sie täglich vor Augen hatten, ebenfalls zum eifrigsten Festhalten ihrer Ansichten und Gewohnheiten gereizt. Nichts war daher natürlicher, als daß auch hier eine Volkspartei mit stark religiösem Gepräge entstand, die wie ihre Gesinnungsgenossen in England und Schottland gegen alles absolute Priester- und Königthum mit Schärfe und Erbitterung zu Felde zog.

Dennoch handelten die irländischen Protestanten unklug, indem sie Unzufriedenheit mit der Regierung zu erzeugen suchten, da nur diese sie gegen die Uebermacht der fünfmal stärkeren katholischen Bevölkerung schützen konnte, die mit Gier auf eine Gelegenheit wartete, sich von den verhaßten Eindringlingen und dem Joche des ketzerischen Königs befreien zu können. Strafford durchschaute das und suchte daher schon aus diesem Grunde dem puritanischen Eifer so viel als möglich Einhalt zu thun. Erst als er gestorben war, begannen die Reibungen von Neuem, während durch Forderungen, die der König bewilligen mußte, zu gleicher Zeit in Irland ein demokratisches Regiment hergestellt wurde.

Hierdurch ward der Einfluß des königlichen Ansehens geschwächt, eine entscheidende Gewalt in die Hände des — größtentheils katholischen — Volks gelegt und jener Zustand der Verwirrung und Aufregung herbeigeführt, welcher in Zeiten des Uebergangs zu herrschen pflegt. Ueberall im Lande war die Parteileidenschaft entfesselt, und jeder der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Theile glaubte die Zeit gekommen, in der er den anderen unterdrücken und seine Ansicht, seinen Willen und seine Neigung zur Herrschaft bringen könne. So konnte ein furchtbarer Sturm nicht ausbleiben, und um ihn zu wecken und den vorhandenen Zündstoff zum Ausbruch zu treiben, bedurfte es nur des ermunternden Wortes und einer leitenden Hand. Sie fehlt niemals unter solchen Umständen und fehlte auch in diesem Augenblicke nicht.

Mit Freuden nämlich hatte ein katholischer Irländer, Namens Roger Moore, schon seit langer Zeit dem ordnungslosen Zustande der Dinge und dem Zwiespalte zugesehen, der zwischen den protestantischen Kolonisten und der englischen Regierung ausgebrochen war. Denn in der Seele dieses Mannes verband sich die schwärmerischste Anhänglichkeit an die katholische Religion mit dem glühenden Wunsche, die irländische Nation wieder frei und selbstständig zu machen. Die eingeführten Neuerungen, so wohlthätig sie auch sein, die ketzerischen Gebräuche, so wenig sie die Katholiken auch stören mochten, waren ihm ein Greuel, und jetzt oder niemals hoffte er seinem Hasse Luft machen und durch eine gewaltsame Vertreibung der englischen „Eindringlinge" eine zukünftige Unabhängigkeit seines Vaterlandes begründen zu können.

Moore war ein sehr tapferer und kluger Mann und stand daher bei allen seinen Landsleuten in hohem Ansehen. Dies verschaffte seiner Ueberredung leichten Eingang, und mit ebenso kluger Vorsicht, als rastlosem Eifer suchte er alle verschiedenen Triebfedern des Mißvergnügens in Bewegung zu setzen. Allenthalben sah man seine Briefe und Boten, und wohin nur sein Einfluß drang, da wußte er in der geschicktesten Weise seine Gründe und Vorstellungen anzubringen.

„Das Ansehen des Königs", sagte er, „ist durch die Erhebung der Schotten und durch die Parteiungen unter den Engländern so tief gesunken, daß es ihm jetzt völlig an Kraft und Mitteln fehlt, die englische Herrschaft über Irland zu behaupten. Auch ist hier gegenwärtig das Recht der Krone und die Gewalt des Statthalters so eingeschränkt, daß eine Verschwörung die beste Aussicht auf Erfolg hat. Schon haben die Schotten das Joch des englischen Königs abgeworfen und sind Herren in ihrem eigenen Lande geworden. Mögen die Ketzer ein Beispiel für das rechtgläubige Irland sein, das bisher unter einem weit härteren Druck geschmachtet hat, als diese! Es muß aber jetzt oder niemals geschehen. Denn gerade jetzt ist England zerrüttet und unfähig, Armeen herüberzusenden, sobald wir uns empört haben."

„Wie klein", fuhr er dann fort, „ist gegen uns das Häuflein dieser ketzerischen Kolonisten, die uns aus unseren alten Besitzungen verdrängt, unsere Religion unterdrückt, unserer Freiheiten uns beraubt haben! Unter ihren Feinden zerstreut leben sie in schläfriger Sicherheit dahin und verlassen sich auf den Schutz eines kleinen

Heeres, welches sich in unbedeutenden Haufen durch das ganze Königreich verbreitet hat. Ein anderes irländisches Corps von 8000 Mann, das der König zur Dämpfung des schottischen Aufruhrs geworben, ist neuerdings gerade zur rechten Zeit entlassen worden und wird, nun unbeschäftigt und brodlos, an jeder gewagten und verzweifelten Unternehmung sich gern betheiligen."

„Wende man mir nicht ein, daß ja die Katholiken bisher durch die Mäßigung eines nachsichtsvollen Fürsten eine freie Religionsübung genossen hätten. Ich gebe es zu. Aber dieser Fürst ist ohnmächtig geworden, und das puritanische Parlament wird nicht lange säumen, um seine Absichten und Grundsätze auch auf Irland auszudehnen und die hier lebenden Katholiken zu unterdrücken wie ihre Brüder in England. Es sind also auswärtige Eroberer, es sind Feinde und Bedrücker des Königs, es sind heillose Ketzer, gegen deren Anmaßungen wir uns zu vertheidigen haben, und Niemand wird es wagen können, solch einen Aufstand eine Rebellion zu nennen!"

Diese oft wiederholten und mit großer Leidenschaft entwickelten Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Bald traten alle angesehenen Irländer zu einer Verschwörung zusammen, an deren Spitze außer Moore, der Ritter Phelim Oneale und Lord Maguire standen und deren Zweck nichts Geringeres als die Unabhängigkeitserklärung Irlands und eine gewaltsame Vertreibung der englischen Ansiedler war.

Eine ganze Reihe von günstigen Umständen ließen eine glückliche Ausführung des Unternehmens mit Sicherheit erwarten. Denn unter der großen Masse der irländischen Katholiken war eine so unzweideutig sich äußerden Neigung zum Aufruhr vorhanden, daß man das Geheimniß nicht einmal vielen Personen anzuvertrauen brauchte. Man wußte, daß es nur eines Winkes bedürfen würde, um das Volk in Flammen zu setzen, vertheilte daher nur die verschiedenen Rollen und bestimmte, daß die Bewegung am 22. Oktober (1641) in allen Gegenden des Landes ausbrechen sollte.

Dennoch hatte der König in Edinburgh von einigen seiner Gesandten die Nachricht erhalten, daß die Irländer sich mit verschiedenen katholischen Höfen in Verbindung gesetzt hätten. Er theilte diese wichtige Entdeckung der irländischen Regierung mit. Aber der gegenwärtige Statthalter, Graf Leicester, vergnügte sich gerade in London und hielt es nicht für nöthig, auf seinen Posten zurückzukehren.

Auch durch Irland selber schlich das Gerücht, daß eine furchtbare Verschwörung auszubrechen drohe, aber die Protestanten waren ebenso sorglos als ihre Regierung und beachteten es nicht. Schon war Dublin mit Verschworenen angefüllt, und bei jedem Tritt konnten die Engländer hören, daß sie auf einem hohlen, gefahrvollen Boden standen. Doch sie schliefen ruhig weiter am Rande des Abgrundes und dachten nicht an Rettung.

So rückte der verhängnißvolle 22. Oktober heran. Maguire und Moore befanden sich bereits mit einem zahlreichen Haufen ihres Anhanges in der Hauptstadt, und während der Nacht sollte erst die Hauptmasse anrücken. In der Morgendämmerung wollten sie dann das Kastel in Besitz nehmen, das nur von funfzig Mann bewacht wurde, aber fünf und dreißig Kanonen, eine ansehnliche Munition und Waffen für zehntausend Mann enthielt. Trotzdem wurde die Stadt gerettet. Ein Irländer Namens O'Conolly, der mit in die Verschwörung gezogen war, hatte bereits am Abend einem der Oberrichter das Vorhaben verrathen.

Augenblicklich war Dublin aus seinem Schlummer aufgeschreckt und an die Stelle der bisherigen sorglosen Unthätigkeit trat Zittern und muthige Entschlossenheit. Sogleich eilten die Richter und der Rath auf das Schloß und verstärkten die Wachen. Binnen wenigen Minuten hatten alle Protestanten die Waffen ergriffen. Moore entfloh, aber Maguire ward ergriffen und Mahone, ein Anderer der Verschworenen, den man ebenfalls ertappt hatte, legte den Richtern ein offenes Bekenntniß des ganzen Verschwörungsplanes ab.

Nun erst ergriff ein furchtbares Entsetzen die Gemüther aller protestantischen Einwohner. Denn in diesem Augenblicke wahrscheinlich strömte schon das Blut ihrer Landsleute und Religionsverwandten in allen Gegenden Irlands! Eine tiefe lautlose Grabesstille breitete sich über die ganze Stadt, nur unterbrochen durch das Jammer- und Angstgeschrei derjenigen, deren Väter, Brüder, Söhne und Töchter in den entfernteren Theilen des Landes wohnten und denen

nun die Phantasie die schreckliche Todesgefahr dieser Unglücklichen vormalte.

So schrecklich und Grausen erregend aber auch die Bilder waren, welche die Einbildungskraft der Geängstigten hier entwarf, so erreichten sie doch noch lange nicht die Wirklichkeit. Denn die Entdeckung der Verschwörung war eben in der Hauptstadt zu spät erfolgt, als daß man an irgend einem anderen Orte ihrem Ausbruche hätte vorbeugen können. Schon hatten Oneale und seine Anhänger in der Provinz Ulster die Waffen ergriffen. Ein Wink von ihrer Hand, ein Ruf aus dem Munde der fanatischen Priester und das Blutvergießen begann! Denn die Engländer waren nicht bloß wegen ihrer Religion, sondern auch wegen ihres Wohlstandes und ihrer Thätigkeitsliebe bei dem armen und äußerst trägen Volke verhaßt, so daß sich zu dem religiösen Eifer auch noch der grimmige Neid gesellte, um jede Gewaltthat möglich zu machen.

Nach dem teuflischen Plane der Anführer fing man also damit an, daß man die Verhaßten in ihren Häusern überfiel und ihnen ihr Vieh und ihre Habseligkeiten raubte. Hierdurch verhinderte man, daß sie sich an irgend einem Orte zur gemeinschaftlichen Vertheidigung sammelten. Denn alle diejenigen, welche von den Bewegungen in der Nachbarschaft hörten, blieben zu Hause, um ihr Eigenthum gegen die vermeintlichen Räuberbanden schützen zu können.

Als auf diese Weise einer Vereinigung der Angegriffenen glücklich vorgebeugt und zugleich die Raubsucht befriedigt war, fing die unmenschlichste Grausamkeit zu wüthen an. Wehrlos und unvorbereitet standen die unglücklichen Protestanten ihren Mördern gegenüber, und diese Mörder waren ihre Nachbaren, ihre Freunde, ja selbst ihre Verwandten. Diejenigen, mit denen sie an einem Tische gespeist, unter einem Dache gewohnt, die stießen ihnen jetzt den Dolch in's Herz. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand ward verschont; Alte und Junge, Starke und Schwache lagen bunt in einem wüsten Leichenhaufen zusammen, und das Weib, welches eben über ihren ermordeten Ehemann weinte und jammernd ihre hilflosen Kinder umarmte, ward erbarmungslos mit denselben niedergemetzelt.

Und keine Möglichkeit des Entrinnens! Denn wer sich glücklich pries, der einen Mörderbande entflohen zu sein, fiel beim nächsten Schritte unfehlbar einer anderen in die Hände und wurde nun von dieser langsam zu Tode gequält. In einem Dorfe, auf einem

einzigen Gefilde wurden oft neben einander alle die verschiedenen Arten von Martern angewandt, welche das Menschengeschlecht zu seiner eigenen Schmach erfunden hat. Kinder wurden vor den Augen der Eltern stundenlang geschleift, protestantische Prediger zum Schauspiel der Gemeinde in Fässern voll eiserner Spitzen umhergerollt, bis sie den letzten Athemzug gethan. Keine Qual des Leibes, keinen Schmerz der Seele, keine Angst und Verzweiflung, an deren Anblick die Rachgierigen sich nicht geweidet hätten!

Am Schrecklichsten wütheten die Weiber und das Haar sträubt sich uns, wenn wir lesen, daß Mütter ihren Kindern Beifall zuriefen, wenn diese den verstümmelten Leichnamen noch einen Streich versetzten oder über ihre bisherigen Gespielen, die protestantischen Kinder herfielen und sie ermordeten. So feuerte Einer die Mordsucht des Anderen an bis dieselbe zu einer allgemeinen Raserei gestiegen war. Selbst das Vieh der Engländer wurde niedergemacht, selbst ihre Gebäude und Wohnungen wurden eingerissen oder in Brand gesteckt. Und hatten sich die Bewohner in den Häusern verschlossen, so war es ein doppelter Triumph sie sammt ihren Weibern und Kindern verbrennen zu sehen.

Manche der Verfolgten hatte freilich die Verzweiflung mit Muth bewaffnet, sie rüsteten sich zur Gegenwehr und waren entschlossen, durch Rache an diesen Barbaren ihren eigenen Tod zu versüßen. Aber durch feierliche mit den heiligsten Eiden bekräftigte Versicherungen der Schonung ließen sie sich bereden, die Waffen niederzulegen und kaum hatten sie dies gethan, so wurden sie überwältigt und niedergestoßen. Andere wiederum ließen sich durch ihre Liebe zum Leben zu gräßlichen Thaten verleiten. Man versprach ihnen die Erhaltung desselben, wenn sie ihre Hände mit dem Blute ihrer Verwandten, ihrer Brüder und Schwestern, ihrer Väter und Mütter beflecken wollten. Die Unglücklichen gehorchten, aber nur um nachher als Verwandten- und Vatermörder den schrecklichsten Tod zu erleiden.

Und mitten unter diesen schauderhaften Auftritten der Entmenschung erscholl von allen Seiten der geheiligte Name der Religion, nicht um der Wuth der Mörder Einhalt zu thun, sondern um ihrem Arme neue Kraft einzuhauchen und ihr Herz gegen jede Regung menschlicher Gefühle zu verstocken. Ueberall waren die Priester gegenwärtig, überall stachelten sie die Mörder an, begleiteten ihre Grausamkeiten mit Segenswünschen, und riefen ihnen zu, daß

es verdienstlich und Gott wohlgefällig sei, einem Ketzer den geschwornen Eid nicht zu halten. Gott aber wolle den Untergang dieser Ketzer und Alle müßten sie hinweggerafft werden.

Der Ritter Phelim Oneale sah dem furchtbaren Schauspiel zu und freute sich, an der Spitze solcher Leute zu stehen; aber Roger Moore, der erste Urheber des Aufstandes, war voll Entsetzen, als er von den verübten Grausamkeiten Nachricht erhielt. Sogleich eilte er in die Provinz Ulster um weiteres Uebel zu verhindern; aber mächtig genug, einen Aufruhr zu erregen, war er doch zu schwach, ihm nach Belieben Einhalt zu thun. Er verließ sein Vaterland und ging nach Flandern.

Von Ulster aus verbreitete sich übrigens die Flamme des Aufruhrs auch durch die übrigen drei Provinzen, in denen die Engländer Pflanzungen besaßen. Doch benahmen sich die Katholiken hier etwas gemäßigter und zeigten eine Menschlichkeit, die freilich noch hart und grausam genug war. Denn sie begnügten sich damit, die Engländer aus ihren Häusern zu vertreiben, ihre Felder zu verwüsten, ihre Güter und Besitzungen an sich zu reißen, ihnen die Kleider auszuziehen und sie bei strenger Jahreszeit nackt und hilflos auf die Straße zu setzen.

Hier vollendeten dann Kälte und Sturm, was das unbarmherzige Schwerdt nicht hatte vollführen wollen. Alle Landstraßen waren mit Haufen solcher nackten Menschen bedeckt, welche nach Dublin und anderen Städten eilten, die sich noch in den Händen ihrer Landsleute befanden. Aber schon in den ersten Tagen rafften Frost und Hunger Tausende hinweg und auf allen Wegen sah man Leichenhügel, neben denen wiederum Halbtodte saßen, die unter kläglichem Gewinsel den letzten Augenblick erwarteten. Die noch vorwärts konnten, eilten wehklagend und jammernd durch die feindseligen Gebiete, in denen kein Herz war, das ihrer sich angenommen und ihnen ein gastliches Obdach bereitet hätte.

Nur drei Tausend der Unglücklichen, die zu Dublin ankamen, waren noch kräftig genug, die Waffen zu tragen. Die Uebrigen stellten ein Schauspiel des Jammers dar, wie es noch kein Auge jemals gesehen hatte. Man legte sie in die Häuser, suchte ihre schwachen und erstarrten Glieder durch Speise und Wärme zu erquicken und pflegte sie überhaupt mit Wohlwollen und Freundlichkeit. Viele von ihnen wurden aber bald durch unbekannte Krankheiten hinweggerafft und Andere, die erst jetzt zur Besinnung kamen

und ihren großen Verlust an Verwandten und Vermögen überdachten, verfluchten ihr Dasein und gaben sich einer wilden Verzweiflung hin.

Mit Mühe brachten die königlichen Richter ein kleines Heer von viertausend Mann zusammen, das sie dem Feinde entgegenschickten. Es wurde aber von diesem völlig vernichtet und schon rückte das Hauptheer der Rebellen, zwanzigtausend Mann stark, gegen die Hauptstadt an. Dennoch verloren die Protestanten den Muth nicht und setzten ihre Hoffnung auf ihre Landsleute, die ältesten englischen Kolonisten, welche freilich Katholiken waren, aber den lebhaftesten Abscheu vor diesem Aufruhr bezeugten. Die Regierung gab diesen daher Waffen in die Hände. Kaum aber hatten sie dieselben empfangen, so zeigte es sich, daß ihr Religionseifer stärker sei, als ihre Anhänglichkeit an das Vaterland. Sie gingen zu den Irländern über und wetteiferten nun mit ihnen in jeder Art von Gewaltthätigkeit und Grausamkeit gegen ihre englischen Brüder. Und doch betrug die Zahl der Personen, welche durch diese Barbareien hingeopfert waren, nach einer mäßigen Schätzung schon vierzigtausend, diejenigen abgerechnet, welche aus Kummer oder an Krankheiten eines langsamen Todes starben, oder elend und halb nackt ihren Tod auf der Flucht im Auslande fanden!

Als die Kunde dieser schrecklichen Ereignisse sich in England verbreitete, war es nicht bloß eine tiefe Bestürzung, welche die Gemüther ergriff; wie wir schon oben angedeutet, verband sich mit dem Entsetzen auch ein furchtbarer Argwohn, ein gräßlicher Verdacht: man glaubte, daß der König, oder vielmehr die katholische Königin den irländischen Aufruhr angestiftet hätte.

Diese Muthmaßung wurde dadurch unterstützt, daß kurz vor der Abreise Karl's eine Deputation aus Irland bei ihm gewesen war und daß die Irländer selbst behaupteten, sie hätten sich nicht nur zum Schutze des Königs gegen die Beeinträchtigungen des Parlaments erhoben, sondern seien auch von dem ersteren und der Königin zur Ergreifung der Waffen aufgefordert worden. Zum Ueberfluß und um ihrem Aufstande ein gesetzliches Ansehen zu geben, zeigten sie sogar eine königliche Vollmacht vor, die sie zu allen Gewaltthätigkeiten berechtige.

Dieses Dokument war augenscheinlich untergeschoben, und wenn

Karl auch wirklich die Absicht gehabt hätte, durch einen Aufstand der Katholiken seinen von den Puritanern bedrohten Thron zu stützen, so hat doch ein Blutvergießen wie das irländische ganz sicher nicht in seinem Plane gelegen. Als er in Edinburgh die erste Nachricht von demselben erhielt, wendete er sich an das schottische Parlament, um von diesem Hülfe zu erlangen. Das Parlament aber erklärte, daß es sich mit den irländischen Angelegenheiten nicht befassen könne. Es blieb also nichts übrig, als dem englischen Parlamente die erforderlichen Mittheilungen zu machen und diesem die Ergreifung der nöthigen Maßregeln zu überlassen.

Nachdem Karl dies gethan, trat er seine Rückreise an und zog am 25. November nach mehrmonatlicher Abwesenheit unter lautem Jubelgeschrei und vielen Empfangsfeierlichkeiten wieder in London ein. Der Lordmayor und andere Beamte hatten ihm diese Freude bereitet, aber dieselbe gereichte ihm nicht zum Heile. Denn er wurde dadurch nur noch mehr in der Ansicht bestärkt, daß er im Grunde vom Volke geliebt sei und im entscheidenden Augenblicke, wenn er ihn nur herbeizuführen wisse, auf dasselbe rechnen könne.

Das Parlament war bereits zahlreich wieder versammelt und mit den ernstesten Erörterungen beschäftigt. Die Intriguen, welche während des Aufenthaltes in Schottland an's Tageslicht gekommen, der schwere Verdacht, den die irische Empörung erregte, und besonders eine, wenn auch verborgene, aber in ihren Wirkungen sicht- und fühlbare Thätigkeit der gesammten Hofpartei hatten abermals zu entscheidenden Schritten Veranlassung gegeben. Denn schon hatte der Landadel seine Besitzungen verlassen, war von allen Seiten nach London geströmt und hatte sich zum Schutze des Absolutismus mit den entlassenen Offizieren, den Ueberresten der gestürzten Priesterpartei, so wie mit der Schaar der Aengstlichen und allen denen vereinigt, die zu lebenslustig waren, um an den politischen Lehren der düsteren Puritaner Gefallen zu finden. Eine gefährliche und bereits sehr leidenschaftlich sich gebehrdende Reaktionspartei — man nannte sie spöttisch die Kavalliere — war im Entstehen begriffen und Raufereien auf Straßen und Plätzen waren zwischen beiden Theilen schon an der Tagesordnung.

Was sollte das Parlament solchen Gefahren gegenüber thun, wenn es den Preis seines mühsamen Kampfes, die kaum erst begründete Freiheit, nicht vernichten lassen, wenn es die Mehrzahl seiner Mitglieder nicht preisgeben und der endlichen Rache ihrer Feinde

überliefern wollte? Das Unterhaus war scharfblickend genug, um zu erkennen, daß hier nur starke und entscheidende Mittel helfen konnten, und beschloß daher vor allen Dingen, eine allgemeine Vorstellung zu erlassen, in der alle Beschwerden über die Regierung Karl's klar und bündig zu Jedermanns Verständniß dargelegt werden sollten.

Diese Beschwerdeschrift, welche man Remonstranz nannte und die durch den Druck eine ungeheuere Verbreitung im Volke fand, war ein Meisterstück einschneidender und schonungsloser Beredsamkeit. Mit scharfsinniger Berechnung stellte sie zuvörderst Alles zusammen, was Karls Regierung verschuldet hatte, so lange sie noch durch keine Fessel gehemmt, ohne Volk und Parlament ihren Weg gegangen sei: die lächerlichen Unternehmungen gegen Kadix und die Insel Rhé, die Absendung von Schiffen gegen die Hugenotten, die erzwungenen Anleihen, die ungesetzlichen Einkerkerungen, die gewaltsame Aufhebung von vier Parlamenten, die gesetzwidrige Behandlung ihrer Mitglieder, die Einführung von kirchlichen Gebräuchen ohne gesetzliche Genehmigung — Alles dies wurde in die Erinnerung zurückgerufen, von Neuem einer scharfen Beurtheilung unterworfen und das Verdienst des Parlaments um Beseitigung dieser und ähnlicher Mißbräuche in das rechte Licht gestellt. Ohne Rückhalt erklärte man, daß eine Partei, von der sich der König stets habe lenken lassen, planmäßig darauf hinarbeite, die Verfassung und die Früchte aller bisherigen Anstrengungen von Grund aus wieder umzustürzen. Vorschläge, wie diesen Uebelständen abgeholfen werden könne, waren ebenfalls beigefügt. Es war eine zweite verschärfte Auflage der zu ihrer Zeit fruchtlos gebliebenen „Bitte um Recht."

Wenige Tage nach der Ankunft des Königs wurde ihm mitten in seiner Freude über den feierlichen Empfang durch eine Deputation des Unterhauses die unterdeß fertig gewordene Remonstranz überreicht. Es war ihm darum zu thun, den Eindruck zu schwächen, den dieselbe bereits im Volke hervorgerufen hatte und er ließ daher eine Gegenschrift drucken, deren Gründe aber nicht einleuchtend genug waren, um den Angriff abzuwehren.

Unterdeß setzte das Unterhaus seine Schritte zum Schutze gegen etwaige Gewaltthätigkeiten mit großem Eifer fort. Der irländische Aufstand hatte die verrätherischen Absichten der Katholiken

enthüllt; man beschloß daher Maßregeln gegen dieselben, deren Härte nur durch die Furcht zu entschuldigen war. Zugleich wurden die Irländer für Aufrührer erklärt und Anstalten getroffen, zur Bekämpfung derselben ein kleines schottisches Heer abzusenden, dem es auch nach kurzer Zeit gelang, die Ruhe herzustellen und die Häupter der Verschwörung der verdienten Bestrafung zu überliefern.

Um aber dem Könige fortan die Möglichkeit zu nehmen, durch eine bewaffnete Macht seinen persönlichen Willen durchzusetzen, berieth das Unterhaus einen Antrag, die Einrichtung des Kriegsheeres und die Ernennung seiner Befehlshaber solle in Zukunft von der Bewilligung des Parlaments abhängig sein. Karl war außer sich vor Zorn, als er von diesem wichtigen Antrage Kenntniß erhielt, und eilte in's Oberhaus, um die Annahme desselben zu verhindern. Er wurde aber durch eine Erklärung beider Häuser zurückgewiesen, daß es von seiner Seite ungesetzlich sei, sich in Berathungen zu mischen, die noch nicht zu einem Beschlusse gediehen.

Schon längere Zeit hatte das Unterhaus darauf gedrungen, daß die Bischöfe nicht mehr im Oberhause sitzen sollten. Seine Bemühungen waren aber in dieser Beziehung vergeblich gewesen, da die Lords dem größeren Theile nach an der bischöflichen Kirche hingen und überhaupt gegen eine weitere Beschränkung der königlichen Macht eingenommen waren. Beharrlich verweigerten sie daher der Ausschließung der Bischöfe ihre Zustimmung.

Die Sache aber hatte bereits böses Blut gemacht und das Volk in Bewegung gesetzt. Beunruhigende Gerüchte über Papistenverschwörungen, über eine Gefahr der vornehmsten Unterhausmitglieder waren im Umlauf und verursachten eine Angst und Aufregung, die von Tag zu Tag durch neue Nachrichten vergrößert wurde. Wiederum sammelten sich große Haufen von Handwerkern, Gesellen und Weibern auf den Straßen und zogen unter dem Rufe: „keine Bischöfe, keine papistischen Lords!" an dem königlichen Palaste vorüber nach Westminster, um das Parlament gegen die befürchteten Angriffe zu vertheidigen. Denn eine Wache, welche sich das Unterhaus während der Abwesenheit des Königs zu seiner eigenen Sicherheit zugelegt, war ihm nach der Rückkehr desselben wieder entzogen worden.

Diesen stürmischen Vorgängen gegenüber war aber auch die starke Gegenpartei nicht müßig. Sie strömten ebenfalls auf den öffentlichen Plätzen zusammen und bald waren blutige Händel die

dische Aufstand hatte die verrätherischen Absichten der Katholiken Folge der gegenseitigen Reibung. Wie wir schon oben erzählt, wurden die Anhänger des Königs Kavaliere genannt; diese aber schimpften wiederum ihre Gegner „Rundköpfe“, weil sie das Haar rund um den Kopf abgeschnitten trugen.

Je länger diese Zwistigkeiten dauerten, desto größer wurde die Wuth gegen die Bischöfe und da diese an ihrer Kleidung leicht zu erkennen waren, sahen sie sich auf den Straßen mannigfachen Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt. In Folge solch' eines Falles berief daher Williams, der Erzbischof von York, seine Amtsbrüder zu sich und ließ sie eine Verwahrung unterschreiben, die an die Lords und an den König gerichtet war. In dieser Verwahrung setzten sie auseinander, daß ihr Recht an Sitz und Stimme im Parlamente ein ganz unzweifelhaftes sei und daß der König sie in ihren Rechten schützen müsse; aber bedroht und mißhandelt vom Pöbel könnten sie nicht mehr, ihrer Pflicht gemäß, im Oberhause erscheinen und sähen sich daher genöthigt, alle Beschlüsse und Gesetze für ungültig zu erklären, welche während ihrer gezwungenen Abwesenheit beschlossen und angenommen würden.

Diese von zwölf Bischöfen unterzeichnete Schrift wurde hierauf dem Könige zur Absendung an das Oberhaus übergeben und er war unbesonnen genug sie zu genehmigen, da er sich in seiner Leichtgläubigkeit der Hoffnung hingab, hierdurch einst im geeigneten Augenblicke alle weiteren Maßregeln dieses verhaßten Parlaments für null und nichtig erklären zu können. Er hatte sich verrechnet. Denn weit entfernt, mit der Verwahrung der Bischöfe einverstanden zu sein, betrachteten die Lords dieselbe als eine unerhörte Anmaßung. „Wie können“, so rief man aus, „wie können zwölf Männer den Glauben hegen, daß ihr aus eigenem Willen erfolgtes Ausscheiden die Verhandlungen dieses Hauses unterbrechen und seine weitere Thätigkeit vernichten könne?“

Augenblicklich wurde die Verwahrung der Bischöfe dem Unterhause übersandt, das voller Freude war, einen Grund zum Einschreiten gegen dieselben gefunden zu haben. Man klagte sie des Hochverraths an und ließ sie in den Tower bringen. In keinem der beiden Häuser hatte sich eine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben. Nur ein einziges Mitglied erklärte: er könne der Anklage auf Hochverrath nicht beistimmen, weil er die Bischöfe für vollstän-

dig verrückt halte und deshalb glaube, daß man sie lieber in's Tollhaus schicken solle.

Das Siegesgeschrei über diese endliche Niederlage der bischöflichen Macht wurde bald durch anderweitige und bedeutsamere Ereignisse unterbrochen. Denn sogleich nach dem Beginne des neuen Jahres (1642) zeigte Karl deutlich, wie gerecht und wohlbegründet alle die Befürchtungen gewesen, denen sich die Volkspartei bisher ihm gegenüber hingegeben hatte, und wie sehr es ihm daran gelegen sei, den Plan auszuführen, der ihm bereits in Schottland fehlgeschlagen war.

Durch die Königin und den weiblichen Theil seines Rathes zu einer ebenso überraschenden als entscheidenden Maßregel aufgestachelt, sandte er nämlich am 3. Januar den Kronanwalt Herbert in das Oberhaus, der im Namen des Königs gegen Lord Kimbolton und fünf Mitglieder des Unterhauses, Holles, Haslerigh, Pym, Hampden und Stroud, die Anklage auf Hochverrath erhob. „Diese Menschen", hieß es in der Anklage, „haben die Grundgesetze des Reiches umstürzen, den König seiner Macht berauben, seine Unterthanen einer tyrannischen und willkührlichen Gewalt unterwerfen und durch schändliche Verleumdungen ihm und seiner Regierung die Zuneigung seines Volkes entziehen wollen. Sie haben ferner versucht, sein Heer zum Ungehorsam gegen seine Befehle zu verleiten, haben eine auswärtige Macht zum Einfalle in das Königreich eingeladen, haben das Wesen des Parlaments untergraben, seine Mitglieder durch Gewalt und Schrecken zu ihren Helfershelfern gemacht und sich verrätherisch zum Kriege gegen den König erhoben."

Als diese Anklage von Seiten der Lords dem Unterhause mitgetheilt wurde, gerieth dasselbe in eine nicht geringe Bestürzung. Denn was hier jenen fünf Männern vorgeworfen wurde, das hatte ja die Mehrzahl seiner Mitglieder, das hatte auch die mit derselben einverstandene Minderheit des Oberhauses gethan. Man durchschaute den Plan, man sah, daß hier hinter einer gesetzlichen Form ein beabsichtigter Gewaltstreich sich für's Erste noch verbergen wolle, und beide Häuser waren entschlossen, dieser Gefahr die Spitze zu bieten.

Während sie aber zur Prüfung der Angelegenheit einen ge-

meinsamen Ausschuß niedersetzten, brannte der König vor Ungeduld und fürchtete, daß seine Beute ihm entgehen könne. Er sandte daher einen Bevollmächtigten in das Unterhaus und verlangte, daß man ihm die fünf Angeklagten ausliefern solle, damit sie in's Gefängniß gebracht würden. Mit großer Ruhe gab man ihm eine abschlägige Antwort, und der Sprecher befahl jenem Diener, das Haus zu verlassen.

Nun schickte der König Staatsboten umher, ließ die fünf Mitglieder aufsuchen und ihre Zimmer und Schriftkasten versiegeln. Das Unterhaus aber erklärte dies öffentlich für eine Verletzung seiner Rechte, ließ die Siegel wieder abreißen und befahl Jedem, die angetastete Freiheit seiner Mitglieder zu vertheidigen.

So ruhigen Widerstand hatte Karl nicht erwartet und seine Wuth stieg mit der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen. Mit bewaffneter Mannschaft wollte er nun selbst nach dem Parlamente gehen, um die Angeklagten zu verhaften. Diesen Entschluß hatte er am Abend gefaßt. Am anderen Morgen jedoch war der Zorn bereits verraucht und furchtsam trat der stolze König in das Schlafgemach seiner Gemahlin um sich Rath zu holen. „Was?" rief die empörte Königin ihm zu, „lauf' und schleppe mir diese Hunde bei den Ohren hierher, oder wage Dich nie wieder vor mein Gesicht!"

Der liebende Ehegatte gehorchte und stürmte mit einem Gefolge von fünfhundert Mann nach dem Parlamentssaale. Beide Häuser hatten Nachricht davon erhalten und die Angeklagten gezwungen, sich hinwegzubegeben, weil man ein Blutvergießen vermeiden wollte. Stroud, der nicht gehen wollte, ward förmlich hinausgestoßen. Kaum war dies geschehen, so trat der König ein. Bei Todesstrafe befahl er seinem bewaffneten Gefolge, an der Thür zurückzubleiben. Dann nahm er den Hut ab und schritt hastig durch den Saal. Die Mitglieder erhoben sich und entblößten das Haupt, Todesschweigen herrschte in dem weiten Raum.

„Meine Herren," sagte der König, nachdem er sich auf den Sitz des Sprechers gesetzt, „es ist eine betrübende Veranlassung, die mich zu Ihnen führt. Gestern sandte ich einen Diener hierher, damit mir diejenigen Mitglieder ausgeliefert würden, die auf meinen Befehl des Hochverraths angeklagt sind. Ich erwartete Gehorsam und erhielt eine Antwort. Es fällt mir nicht ein, Ihre Vorrechte nicht zu achten, aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß in Fällen des Hochverraths Niemand ein Privilegium besitzt. Ich bin daher

selber gekommen, um Ihnen mitzutheilen, daß ich diese Männer haben muß, wo ich sie nur finden kann. Hier, sehe ich, sind die Vögel ausgeflogen und ich erwarte von Ihnen, daß sie mir zugesendet werden, sobald sie zurückkommen."

Nach diesen Worten wandte sich Karl an den Sprecher, und fragte diesen, ob einer der Angeklagten im Hause sei. Der Sprecher kniete nieder und antwortete: „An diesem Orte, Sire, habe ich keine Augen etwas Anderes zu sehen, noch eine Zunge, etwas Anderes zu sprechen, als was das Haus mir aufzutragen beliebt, dessen Diener ich bin. Unterthänigst bitte ich um Verzeihung, daß ich auf die Frage, die Ew. Majestät an mich zu richten geruhen, nicht antworten kann."

Dieser Erwiederung war kein irgend begründeter Einwand entgegenzusetzen und schweigend verließ daher der gedemüthigte König den Saal, während aus dem Munde einiger Mitglieder deutlich der Ruf „Parlamentsfreiheit" erscholl.

Die angeklagten Mitglieder hielten sich unterdeß im Innern der Stadt auf, wo Alles in banger Erwartung war und das Gerücht, daß der König an der Spitze seiner Kavaliere und der Papisten die Stadt in Brand stecken wolle, den größten Aufruhr erregte. Die ganze Nacht hindurch waren die Bürger der City in den Waffen und als der König am anderen Morgen durch die Straßen fuhr, rief das Volk unaufhörlich „Freiheit des Parlaments!" In seinen Wagen ward sogar ein Papier geworfen, auf dem geschrieben war: „Zu deinen Gezelten, o Israel!" (Dies war das Losungswort, mit dem die Israeliten einst von ihrem Könige Rehabeam abfielen.)

In höchster Aufregung hatten sich während dessen die Mitglieder des Unterhauses versammelt, aber nur um die Erklärung abzugeben, daß der König in unerhörter Weise ihre Freiheiten verletzt und daß sie nicht wieder berathen könnten, bevor sie nicht hinlänglich gegen solche Gefahren gesichert seien. Sechs Tage hindurch wurden hierauf die Sitzungen ausgesetzt, ohne daß die Geschäfte in's Stocken geriethen. Denn ein für diese Zeit ernannter Ausschuß beschäftigte sich eifrig damit, das neueste Benehmen des Königs auf das Schärfste zu untersuchen und der Gemeinderath stellte

diesem Ausschusse die Kräfte und Dienste der Bürgerschaft zur Verfügung. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß es die Papisten und ihre Anhänger seien, welche zu jenem beispiellosen Bruch der Parlamentsrechte gerathen hätten.

Allen diesen kräftigen Schritten gegenüber befand sich der Hof nach dem Fehlschlagen seines letzten Versuches in dumpfer Rathlosigkeit. Die Mitglieder des Rathes wußten nicht mehr, was sie sagen sollten, die verstimmten und entmuthigten Anhänger hatten sich zurückgezogen, in dem erbitterten Gemüthe der Königin herrschte eine angstvolle Unentschlossenheit. Was war in so bedrängter und beschämender Lage, inmitten eines empörten Volkes und einer trübe blickenden Freundesschaar zu thun? Der Gedanke an die Provinzen lag nahe und der Landadel suchte ihn anzuregen. Aber es war hiermit ein vollständiges Aufgeben der Hauptstadt verbunden und so gefährlich auch der Aufenthalt in derselben sein mochte, so konnte sich doch der immer schwankende Karl zu einer Entfernung nicht leicht entschließen, wenn auch die Königin, ihrer Sicherheit wegen, einer solchen nicht abgeneigt war. Dennoch gab eine Nachricht die Veranlassung zur schleunigsten Abreise.

Man hörte nämlich, daß die angeklagten Parlamentsmitglieder im Triumphzuge nach dem Parlamentshause zurückgeführt werden sollten und als Karl vernahm, daß neben dem Volke und dem Bürgermilitair auch ein paar tausend Seeleute sich an dieser Feierlichkeit betheiligen würden, rief er aus: „Wie? auch diese Wasserratten verlassen mich?" Der Anblick war zu demüthigend, als daß der Hof ihn hätte ertragen können. Mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und einigen Dienern wandte Karl daher am 10. Januar der Hauptstadt den Rücken, begab sich nach Schloß Hamptoncourt und bald darauf noch etwas weiter nach Windsor. Er betrat den Palast Whitehall nicht wieder, als um den letzten Weg zum Blutgerüst zu gehen.

Am Nachmittage des folgenden Tages hallte die Themse von lautem Jubel wieder. Auf Böten mit bewaffneten Seeleuten und kleinen Böllern wurden die Angeklagten daher geführt. Unzählige festlich geschmückte Fahrzeuge bildeten das Gefolge. Am Ufer, den Schiffen zur Seite, marschirte, von acht Kanonen begleitet, die gesammte Bürgerbewaffnung unter einem Anführer, den das Parlament aus eigener Machtvollkommenheit zum Befehlshaber derselben

ernannt hatte. Weithin war die Luft von Musik und endlosem Freudengeschrei erfüllt. Unübersehbar war die Volksmasse, welche den Zug begleitete. Man kam an dem königlichen Palaste vorüber und von allen Seiten erscholl nun die höhnische Frage: „Wo ist denn der König mit seinen muthigen Kavalieren geblieben? Wohin sind sie entflohen?" Auch aus Buckinghamshire waren viertausend Reiter eingetroffen, um den Triumph ihres Vertreters, des großen Hampden, verherrlichen zu helfen und ihn gleichsam auf seinen Sitz wieder zurückzuführen. So kam man in Westmister an, wo Londons Hingebung für die Sache des Volkes in begeisterten Reden gefeiert wurde. Man führte die Sheriffs in den Sitzungssaal und der Sprecher stattete ihnen im Namen des Hauses den Dank desselben ab.

Es konnte keine schmerzlichere Niederlage geben, als diejenige, welche Karl durch diese Festlichkeiten erlitten hatte. Der Bruch war erklärt und offen geworden und die Kavaliere säumten nicht, sich zum Kriege zu rüsten. Unter dem Vorwande, ihre mit dem Prinzen von Oranien verlobte Tochter nach Holland zu bringen, verließ die Königin das Land; der eigentliche Grund der Reise war aber, daß sie dem allgemeinen Hasse entgehen, die Kronjuwelen in Sicherheit bringen, Waffen und Schießbedarf einkaufen und die Hülfe der auswärtigen Fürsten anrufen wollte.

An der Heimlichkeit, mit welcher dieser Plan betrieben wurde, sieht man, daß der Hof es noch nicht an der Zeit hielt, ohne Rückhalt eine feindliche Stellung einzunehmen. Karl erbot sich daher noch einmal zu persönlichen Unterhandlungen, indem er dem Parlamente erklären ließ, daß er jetzt selber sein letztes Verfahren für ungesetzlich hielte, auf jede weitere Verfolgung der angeklagten Mitglieder Verzicht leisten, sie begnadigen und dem Parlamente für die Verletzung seiner Privilegien Genugthuung geben wolle.

Ein solches Anerbieten hätte sicher die Gemüther zur Nachgiebigkeit stimmen müssen, wenn man zu Karl's Versprechungen nur irgend hätte Vertrauen fassen können. Das Unterhaus aber war nicht weichmüthig genug, um durch bloße Gefühle seine Schritte leiten zu lassen. Es stellte daher die Zumuthung an den König, daß er nun auch diejenigen nennen solle, welche ihm zu jenen un=

gesetzlichen Maßregeln gerathen hätten. Dies war eine Forderung, welche nicht erfüllt werden konnte, denn Karl hätte dadurch seine Gemahlin verrathen und sich für immer in den Augen der Mit- und Nachwelt entehren müssen. Er beantwortete daher jene Frage nur durch Stillschweigen und so war der allerdings für die Volkspartei sehr verdächtige Einigungsversuch fruchtlos geblieben.

Die Gährung im Volke hatte unterdeß einen immer bedenklicheren Charakter angenommen und von allen Seiten wurden dem Parlamente die heftigsten Zuschriften überreicht. Aus der Grafschaft Buckingham erboten sich sechstausend Personen für die Rechte des Parlaments zu leben und zu sterben. Ein ähnliches Anerbieten wurde von der Stadt London und ihren Arbeitern gestellt. Die Lehrburschen erhoben ihre Stimmen zum Lobe der Freiheit und stießen Drohungen gegen die Willkür aus; die Lastträger beschwerten sich über die Abnahme des Handels und baten, daß die Störer der öffentlichen Wohlfahrt so hart bestraft werden möchten, wie es die Abscheulichkeit ihrer Verbrechen verdiene. „Unterbleiben dergleichen Rettungsmittel", fügten sie hinzu, „so würden wir uns zu Schritten gedrängt sehen, die sich nicht gut nennen lassen. Denn Noth kennt kein Gebot." Die Bettler kamen ebenfalls an und schlugen ein Mittel vor, wie dem allgemeinen Elende abzuhelfen sei. „Die würdigen Mitglieder des Oberhauses," hieß es in ihrem Schreiben, „die sich mit dem Unterhause in Uebereinstimmung befinden, müssen sich von den Uebrigen trennen und als ein eigenes Kollegium Sitzungen halten und Beschlüsse fassen."

Selbst die Frauen blieben nicht zurück. Gefolgt von vielen Tausenden ihres Geschlechts, überreichte eine gewisse Anna Stay, die Frau eines reichen Brauers, eine Bittschrift, worin sie ihr Entsetzen über die Papisten und Prälaten und die lebhafteste Furcht vor jenen blutigen Schrecknissen aussprach, welche in Irland verübt worden seien. „Christus", sagte das Schreiben, „ist eben sowohl für die Frauen wie für die Männer gestorben und hat uns also ebenso theuer erkauft. Warum sollen wir also nicht ebenfalls das Recht haben, unsere Befürchtungen vor einer allgemeinen Gefahr und unsere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten an den Tag zu legen?"

Alle diese Bittschriften und Kundgebungen trugen dazu bei, den Muth des Parlaments zu erhöhen und ihm das Bewußtsein eines bedeutenden Rückhaltes zu geben. Dennoch aber glaubte es der erlangten Gewalt noch nicht sicher und gegen den Zorn seiner Feinde nicht hinreichend geschützt zu sein, so lange diese noch die Macht besaßen, ihm mit Waffengewalt entgegentreten zu können. Es verlangte daher vom Könige den Oberbefehl über das Heer, wollte die Feldherren so wie die Kommandanten der Festungen fortan allein ernennen und stellte die Forderung, daß die letzteren in Bezug auf ihr Betragen nur dem Parlament verantwortlich sein sollten.

Karl weigerte sich standhaft, in dieses Begehren zu willigen und hielt es für nöthig, sich, der immer höher steigenden Gährung wegen, noch weiter von London zu entfernen. Mit seinen beiden Söhnen, dem Prinzen von Wales und dem Herzoge von York, reiste er daher nach der Stadt York, wo sich bald der größte Theil des Adels um ihn versammelte und alle Anstalten zu einem entscheidenden Kampfe gegen die sogenannten „Feinde des Königs" getroffen wurden. Auch 32 Lords und mehr als 60 Mitglieder des Unterhauses verließen allmälig London, um sich nach York zu begeben und dem Hofe ihre Dienste anzubieten.

Das Parlament hatte durch die Entfernung so vieler ohnehin unzuverlässiger Bestandtheile nicht an Kraft verloren, sondern war dadurch nur noch einiger und stärker geworden. Ohne die Weigerung des Königs und seine wiederholten Verwahrungen zu beachten, eignete es sich aus freien Stücken zu, was es in diesem Augenblicke der Gefahr zur Durchführung des Kampfes besitzen mußte: die Befugniß nämlich, ein stehendes Heer zu errichten. Ueberall im Lande wurden Werbungen angestellt und zu Hull ein großes wohlversehenes Magazin von Waffen und Kriegsmunition eingerichtet.

Als Karl dies erfuhr, gab er sich alle Mühe, den Ritter John Hotham, welcher Befehlshaber in Hull war, auf seine Seite zu ziehen. Er sandte deshalb einen seiner Söhne mit einem großen Gefolge von Edelleuten dahin ab und man empfing sie mit vieler Höflichkeit. Am folgenden Tage setzte er sich selber mit dreihundert Reitern in Bewegung und benachrichtigte vorher den Ritter, daß er zu seinem und seiner Begleiter Aufenthalte Alles vorbereiten möge.

John Hotham sandte dem Könige einen Boten entgegen und

bat ihn, von dieser Reise abzustehn. Dessen ungeachtet nahete sich Karl der Stadt und war nicht wenig erstaunt, als ihm am Thore die Besatzung den Eingang verwehrte. Mit lauter Stimme verlangte er zwei Mal, daß man ihn einlassen solle, aber auf dem Walle erschien der Befehlshaber, sank auf die Knie und berief sich auf den Eid, den er dem Parlament geschworen habe.

So wartete der König fünf volle Stunden vor den Thoren der Stadt und obwohl sein Gefolge den Bürgern derselben zurief, daß sie den Kommandanten todtschlagen und seinen Kopf über die Mauern werfen möchten, mußte er doch endlich unverrichteter Sache wieder abziehen, nachdem er sich noch die Mühe gegeben hatte, den John Hotham, dessen Verfahren später vom Parlamente vollständig gebilligt wurde, durch zwei Herolde öffentlich für einen Verräther erklären zu lassen.

Solche und ähnliche Vorfälle zeigten beiden Parteien auf das Deutlichste, daß es in der That nur noch das Schwert sei, welches diesen Streit zu entscheiden vermöchte. Beide rüsteten also ernstlich zum Kriege, hielten es aber für nöthig, dem Volke noch ein Mal umständlich ihre Gründe darzulegen. Ein lebhafter und erbitterter Federkrieg ging daher dem Kampfe der Waffen voran und zahllos besonders waren die Erklärungen und Vorstellungen, welche von talentvollen Männern abgefaßt, die Interessen des Königs verfochten oder mit Witz und Spott die Gegner desselben zu geißeln suchten.

Trotz dieser Anstrengungen der Hofpartei stellte es sich aber jetzt heraus, wie sehr das Parlament auf die Begeisterung der Nation, besonders der Hauptstadt, zu rechnen hatte. Denn kaum hatte es die Aufforderung erlassen, daß zur Erhaltung der Armee alles gemünzte Geld und alles silberne Geräth als ein Darlehn abgeliefert werden solle, als auch schon eine so große Masse von Silber einlief, daß es den Schatzmeistern an Zeit und Raum gebrach, es anzunehmen und aufzubewahren. Selbst die Frauen und Jungfrauen brachten ihren Schmuck, ihre Trauringe, Fingerhüte und Haarnadeln dar, und betrübt verließen diejenigen das Haus, welche ihr Darlehn bis zu einer anderen Zeit wieder mit sich nehmen mußten.

Unter solch' einer begeisterten Stimmung warb das Parlament

sein Heer. Der Zulauf zu demselben war so groß, daß sich allein in London an einem einzigen Tage mehr als viertausend Mann einschreiben ließen. Außerdem waren die Truppen, welche man gegen die irländischen Rebellen geworben hatte, schon zum Kriege gerüstet. Der Graf Essex erhielt das Oberkommando, und das ganze Heer leistete einen feierlichen Eid, für die „wahre Religion und die Freiheit streiten und mit seinem General leben und sterben zu wollen." Ueber die Flotte erhielt Graf Warwick den Oberbefehl. In die Provinzen wurden Verordnungen gesandt, die Einrichtung der Bürgerwehren zu bestimmen; an vielen Orten bildeten und übten sich dieselben aus eigenem Antriebe. Allen Bürgern ward ferner untersagt, auf Befehl des Königs die Waffen zu ergreifen. Die in Hull befindlichen Kriegsvorräthe wurden nach London geschafft.

Zu gleicher Zeit wurden aber dem Könige noch ein Mal Friedensvorschläge gemacht, indem man ihm gewisse Bedingungen stellte, deren Erfüllung eine endliche Aussöhnung herbeiführen solle. Alle militairischen, bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten sollten fortan von der Zustimmung des Parlaments abhängig sein; ebenso solle die Ernennung neuer Peers, die Einsetzung und Absetzung höherer Staatsbeamten jeder Art und die Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder ohne eine solche Zustimmung nicht vor sich gehen können.

Karl erwiderte auf diese Vorschläge: „Würde ich Euch gewähren, was Ihr da von mir begehret, so könnte man allerdings auch dann nicht anders als mit entblößtem Haupte vor mir erscheinen; man könnte auch dann noch meine Hand küssen und mir den Namen „Majestät" beilegen; noch immer könnten die Worte: „der Wille des Königs durch die beiden Kammern bestätigt" Eueren Beschlüssen als Eingangsformel dienen; aber was die wirkliche und eigentliche Gewalt betrifft, wäre ich weiter nichts mehr als das Bild, das Zeichen und der eitle Schatten eines Königs."

Mit dieser sehr bewußten und die Lage der Sache klar erfassenden Antwort waren alle weiteren Unterhandlungen abgeschnitten, und es läßt sich nicht leugnen, daß der sonst so zaghafte Karl hier im Augenblicke der Gefahr einen ungewöhnlichen Muth bewies. Denn unmöglich konnte er sich verhehlen, wie mächtig das Parlament sei, welches jene Vorschläge gemacht und durch dieselben die Hand zum Frieden geboten hatte. In seinen Händen allein befan-

den sich alle Einkünfte des Staats, alle Reichthümer der Hauptstadt; alle übrigen großen Städte waren ihm günstig und offen; die ganze Seemacht ihm unterthan, alle Häfen des Königreichs — Portsmouth und Newcastle ausgenommen — in seiner Gewalt.

Das war die thatsächliche Macht des Parlaments. Größer noch war seine moralische Kraft. Denn seine Führer waren Männer, die sich nicht etwa aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht der Sache des Volkes ergeben hatten; nur religiöse Begeisterung und ein unvertilgbarer Haß gegen den leisesten Schein des Despotismus waren die Mächte, welche sie in den Kampf gegen den Thron getrieben hatten. Der alte Pym mit seiner donnernden Beredtsamkeit, der tiefsinnige Hampden mit seinem unermeßlichen Schatz an Kenntnissen, erhoben sich nur gegen den König weil ihr Geist, ihre Einsicht und Ueberzeugung es ihnen gebot, und nur um den Drang ihres Gewissens zu befriedigen, rissen sie den Strom des Volkes mit sich fort.

Was hatte Karl solch' einer Macht entgegenzusetzen, er, der in York nur mit Mühe den Aufwand seiner Tafel bestritt? Was vermochte der Adel, welcher sich zu ihm gesellte, was vermochte der Landmann, der aus hergebrachter Ehrfurcht zu seiner Fahne schwor, was vermochten sie wider ein begeistertes Heer, welches von den mächtigsten Leidenschaften getrieben, wie ehemals die Schotten, für die höchsten Güter des Himmels und der Erde focht?

Die Königin hatte ihre Kleinodien in Holland verkauft und einen reichen Vorrath von Waffen an sich gebracht; aber ganze Schiffsladungen derselben gelangten nicht zum Könige. Auch war die Zahl der Truppen, welche von allen Seiten zusammengeströmt waren, beträchtlich genug; aber in Bezug auf ihre Kriegszucht und ihre militairische Uebung und Gewandtheit kamen sie den Kriegern des Parlaments nicht gleich.

Karl jedoch zeigte, trotz dieser mißlichen Umstände, einen Muth und eine Thätigkeit, welche die Bewunderung seiner Freunde wie seiner Feinde erregten. Bereits am 25. August (1642) gab er das Zeichen zum Bürgerkriege und pflanzte zu Nottingham, im südlichen England, seine königliche Fahne auf.

Die königliche Armee war ungefähr 10,000 Mann stark, Karl's stürmischer Neffe, Ruprecht von der Pfalz, führte den Oberbefehl. Um den Muth der Truppen anzufeuern und die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, legte der König vor dem Beginne der Feindseligkeiten öffentlich das feierliche Versprechen ab, daß er der protestantischen Religion zugethan bleiben werde und die Gesetze des Staates wie alle erlangten Freiheiten des Volkes unverletzt erhalten wolle, auch wenn der Himmel seinen Waffen einen glücklichen Erfolg verliehe. Würde er jemals seiner Zusage untreu, so möchte ihm im Himmel wie auf Erden kein Heil zu Theil werden!

Ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Heere des Parlaments, das auf 15,000 Mann angewachsen war, setzte er sich in Bewegung. Bei einem Orte, der Edgehill heißt, kam es am 23. Oktober zur ersten blutigen Schlacht. Beide Flügel der Parlamentsarmee wurden in die Flucht geschlagen, aber das Hintertreffen derselben, unter Hampden's Befehl, entriß den Königlichen die Hälfte des Sieges wieder. Fünftausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, der Verlust war auf beiden Seiten gleich, aber das Parlament hatte weit mehr Kräfte und Hilfsmittel übrig, den seinigen schnell zu ersetzen. Beide Theile rühmten sich übrigens des Sieges.

Inzwischen rückte der König, um den scheinbar so glücklichen Erfolg zu benutzen, langsam gegen London vor, erst nach Oxford, dann weiter bis 15 (engl.) Meilen von London, endlich bis sieben Meilen, nach Brentford. Hierher sandte die erschreckte Hauptstadt Bevollmächtigte, welche die Unterhandlungen von Neuem eröffnen sollten.

Während derselben aber wurden einige Abtheilungen des Parlamentsheeres, die Regimenter Hollis und Hampden, plötzlich überfallen und erlitten großen Verlust. Dies galt als offenbarer Verrath und augenblicklich hatte das wiederholte Unglück die Kräfte und den Eifer der Freiwilligen von Neuem wach gerufen. Bald erscholl in London die frohe Nachricht, Graf Essex eile in starken Märschen herbei.

Das Parlament empfing den Ankommenden als Sieger, obgleich es mit seinen bisherigen Unternehmungen nicht zufrieden war; auch rückte die Bürgerwehr von London, ein vortreffliches Corps, sofort zu ihm in's Lager, so daß er sich jetzt an der Spitze einer Armee von 24,000 Mann befand. Kontributionen, Darlehen, freiwillige Geschenke, ja eine Vermögenssteuer von vier Prozent, boten hin-

längliche Mittel zur Erhaltung derselben dar. London allein zahlte wöchentlich 20,000 und das übrige Land 24,000 Pfund.

Unter diesen Umständen riethen die erfahrensten Offiziere dem Grafen Essex, den König anzugreifen. Der Oberbefehlshaber wußte jedoch unter allerlei Vorwänden diesen Rath zurückzuweisen. So standen sich denn beide Heere eine ganze Zeit hindurch thatenlos gegenüber und zogen sich endlich beim Beginne der rauhen Jahreszeit in ihre Winterquartiere zurück, das königliche nach Oxford, der General des Parlaments nach London.

Der Winter verging unter fruchtlosen Unterhandlungen, und auch als das beginnende Frühjahr die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten möglich machte, sandte das Parlament noch ein Mal Bevollmächtigte nach Oxford, um den König zur Rückkehr einzuladen. Die Antwort, welche Karl ertheilte, war jedoch eine ungenügende und die Abgesandten wurden sofort zurückberufen. An demselben Tage (15. April) rückte Essex mit seinem Heere ins Feld.

Statt aber Hampden's dringendem Rathe zu folgen und durch einen schnellen Marsch auf Oxford dem ganzen Kriege ein Ende zu machen, schreckte der Feldherr noch immer vor einem so direkten Angriff auf den König zurück und verwendete 18,000 Mann zur Belagerung der Stadt Reading, welche ebenfalls mit königlichen Truppen besetzt war. Schon nach Verlauf von zehn Tagen mußten dieselben der Uebermacht weichen; aber dieser Erfolg war nicht eingreifend und wichtig genug, um die Mißstimmung zu verscheuchen, welche eine so ungeschickte Benutzung bedeutender Kräfte bereits zu erregen begann. Man hielt Essex nicht für einen Verräther, aber man sah, daß er den Krieg verschleppen und einen wirklich entscheidenden Sieg der Volkspartei verhindern wollte. Dies war genug, die Gemüther gegen ihn einzunehmen und die Nothwendigkeit einer andern Wahl fühlbar zu machen.

Indeß fehlte es für jetzt noch an einem Manne, dem man eine so bedeutsame Stellung übertragen konnte, besonders da der bescheidene Hampden jede Aufforderung hierzu abgelehnt hatte. Die Dinge im Felde gingen daher ihren bisherigen schläfrigen Gang, während in den Provinzen überall der Kampf entbrannte und die Parteien sich mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Denn in den verschiedensten Orten hatten sich Vereine gebildet, welche die Sache

des Königs vertheidigen wollten und mehrfache Siege, welche diese Vereine unter der Anführung des Lord Newcastle in den nördlichen Theilen des Landes über die Truppen des Parlaments erfochten hatten, forderten zu den ernstesten Maßregeln heraus. Man säumte nicht, sie zu ergreifen und lernte bei dieser Gelegenheit auch diejenigen Männer kennen, welche geeignet und berufen waren, an der Stelle des zaghaften Essex das Obercommando zu übernehmen.

Der eine dieser Männer war der junge und talentvolle Lord Fairfax, der andere ein plumper und finsterer Gesell Namens Oliver Cromwell, der bereits seit längerer Zeit im Parlamente gesessen, ohne hier eine irgend bedeutende Rolle zu spielen. Als Sohn einer angesehenen, aber verarmten Adelsfamilie hatte er in seinem achtzehnten Jahre die Universität Cambridge bezogen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Die Studien aber sagten seinen Neigungen nur wenig zu und in einem nur dem Trunke, dem Spiele und der Wollust ergebenen Leben hatte er binnen Kurzem sein geringes väterliches Erbtheil vergeudet. Zum Glücke starb um diese Zeit sein Onkel, wodurch er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens kam, mit dem er seinen bisherigen Aufenthalt verließ und sich für einige Jahre nach der Insel Ely begab.

Hier ging in dem Wesen Cromwell's eine merkwürdige Veränderung vor. Denn aus einem wüsten und ausschweifenden Lüstling wurde er nach und nach ein stiller, mäßiger, im hohen Grade schwermüthiger Mann, der, von Gewissensbissen gepeinigt, sich der Reue und Buße zuwandte und aus eigenem Antriebe bedeutende Summen zurückzahlte, die er einst im Spiele gewonnen hatte. Statt, wie früher, mit leichtsinnigen Jünglingen umherzuschwärmen, begab er sich jetzt in die Gesellschaft der sogenannten „Gottseligen", besuchte ihre Versammlungen und fing bald selber unter ihnen an zu predigen, zu beten und die Bibel auszulegen.

So kam es, daß er unter den religiösen Schwärmern zu großem Ansehn gelangte und bereits im Jahre 1628 auf ihren Antrieb in's Parlament gesandt wurde. Innerhalb des gegenwärtigen Parlaments, in welchem er Vertreter für Cambridge war, hatte er es jedoch, wie wir schon oben bemerkt, zu einer Bedeutung nicht bringen können, wenn auch die Eigenthümlichkeit seiner Ansichten und seine glühende Beredtsamkeit zuweilen die Aufmerksamkeit des Hauses erregten. Sein häßliches Aussehn, sein schmutziger, äußerst vernachlässigter Anzug und die plumpe Grobheit seiner Sitten und

Manieren standen jedem tieferen Eindrucke seines Wortes hinderlich entgegen. Auch war seine Stimme unrein und schreiend und sein stets heftiger Vortrag unzusammenhängend, so lange er noch nicht durch das Gefühl einer großen Bedeutung gehoben wurde.

Erst nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges traten die eigenthümlichen Talente dieses seltsamen Menschen in überraschender Weise hervor. Schon mehrfach hatten die Truppen des Königs über die des Parlamentes gesiegt und besonders war es die Kavallerie des ersteren, welcher das Volksheer nicht Stand zu halten vermochte. Cromwell allein sah den Grund dieses Uebelstandes mit vielem Scharfblick ein. „Euere Reiter," sagte er zu seinem Vetter Hampden, „sind unkräftige Leute von geringem Stande, verkommene Bedienten, Kellner, die man aus Wirthshäusern genommen und andere Menschen der Art; die des Königs dagegen sind Edelleute und Männer von gutem Herkommen. Glaubt Ihr, daß Menschen gemeiner Art etwas in ihrer Seele haben, um Edelleuten voll Kraft und Entschiedenheit die Spitze bieten zu können? Dazu bedarf es einer anderen Sorte von Männern, sonst werdet Ihr immer geschlagen werden."

„Ihr habt Recht", erwiederte Hampden, „aber was Ihr verlanget, das ist unerreichbar!" „So, meint Ihr"? sagte Cromwell, „und wenn ich mich nun erböte, es dennoch zu erreichen und zwar dadurch, daß ich meine Gottseligen anwerbe, Leute, die niemals geschlagen werden können, weil sie Gottesfurcht vor Augen haben und ihr Gewissen mitbringen zu dem, was sie thun?"

Der Plan ward verabredet und bald durchreiste Cromwell die östlichen Provinzen, um überall junge Männer anzuwerben, Fanatiker, die nicht um des Soldes und anderer weltlicher Dinge willen, sondern aus Ueberzeugung und innerer Leidenschaft für die Sache des Parlaments schon längst Partei ergriffen hatten. „Ich will Euch nicht täuschen", sagte er zu ihnen, „und Euch nicht weiß machen, daß Ihr für den König und das Parlament kämpfen sollet. Denn wenn der König mir im Kampfe gegenüber stände, so würde ich meine Pistole auf ihn abdrücken, wie auf jeden Anderen. Erlaubt Euch dies Euer Gewissen nicht ebenfalls, so geht und dienet anderswo".

Die Meisten sprachen dieselbe Gesinnung aus, und schon nach kurzer Zeit stand Cromwell an der Spitze einer auserlesenen Schaar, welcher keine Kriegszucht zu hart, keine Strapaze zu groß war, als daß sie dieselbe nicht „um Gottes willen" ertragen hätte. Was

mit solchen Truppen auszurichten war, konnte nicht lange verborgen bleiben. Cromwell wurde vom Parlamente zum Oberst ernannt und wo der unwiderstehliche Anführer mit seinen Reitern erschien, da entschied er auch den Sieg.

Während Cromwell und Fairfax die königliche Partei in den nördlichen Gegenden wenn nicht völlig zu besiegen, doch zu hemmen und niederzuhalten wußten, gaben sich die beiden Hauptarmeen noch immer einer fast beispiellosen Unthätigkeit hin. Karl hatte durch die Eroberung Readings den Muth verloren und dachte an Flucht, blieb aber, als er sah, daß Essex nichts gegen ihn unternahm. Sechs lange Wochen hindurch lag derselbe ruhig in Reading, bis er endlich durch wiederholte Aufforderungen des Parlaments zum Vorrücken genöthigt wurde. Er schlug sein Hauptquartier in Tame auf.

Während er dort weilte, kam ein Schotte, welcher bisher als Oberst im Parlamentsheer gedient hatte, heimlich nach Oxford und bot dem König seine Dienste an. Von der Sorglosigkeit und der schlechten Stellung seiner früheren Verbündeten auf das Genaueste unterrichtet, rieth er dem Prinzen Ruprecht zu einem schleunigen Angriff.

Es war dies am 18. Juni (1643). Sogleich schwang der wilde Prinz sich auf sein Pferd und überfiel mit seiner Reiterei einzelne feindliche Corps. Zwei Kavallerieregimenter und ein Infanterieregiment bluteten unter seinem Schwerdte und unwiderstehlich drang er vor bis auf zwei Meilen von dem Hauptquartier.

Nun erst gerieth das ganze Lager in Bewegung; die Soldaten, wüthend über diesen Schimpf, eilten ohne Befehl vorwärts, den Feind zurückzutreiben. Auch Hampden, welcher ein etwas entfernter liegendes Infanterieregiment kommandirte, war zu Pferde herbeigeflogen und sogleich mitten ins Treffen gedrungen. Prinz Ruprecht jedoch machte so treffliche Wendungen und zog sich endlich mit so größer Gewandtheit und Geistesgegenwart zurück, daß er mit einer großen Beute und mit zweihundert Gefangenen in vollem Triumpfe nach Oxford kam. Zugleich brachte er eine für den König sehr erfreuliche Nachricht mit.

Einer der Gefangenen nämlich erzählte, daß der große Held der Volkspartei, der edle und gewaltige Hampden, wahrscheinlich

bei diesem Ueberfalle geblieben sei. Denn kurze Zeit, nachdem er sich in das dichteste Kampfgewühl gestürzt, sei er wider seine Gewohnheit vor dem Ende des Gefechts vom Schlachtfelde fortgeritten, das Haupt gesenkt, die Hände auf den Hals seines Pferdes gestützt. Am andern Tage wurde diese Nachricht bestätigt. Man erfuhr, daß Hampden gefährlich verwundet sei, eine Kanonenkugel hatte ihm die Schulterknochen zerschmettert.

Der König selbst hörte das Unglück des großen Mannes mit vieler Theilnahme an und ließ ihm, wahrscheinlich auch aus politischen Gründen, seinen eigenen Chirurgen anbieten. Der Bote aber fand bereits einen Sterbenden. Hampden starb am 24. Juni, nach sechstägigem Schmerzenslager.

Groß und allgemein war der Schmerz, welchen sein Tod im ganzen Lande erregte; die verschiedensten Parteien ließen auf seinem Grabe ihr Lob erschallen. Das Volk nannte ihn den Vater des Vaterlandes, selbst seine Feinde bekannten, es habe noch niemals einen Mann in England gegeben, vor dessen Geistesstärke und dem fleckenlosen Adel eines uneigennützigen Charakters sich so alle Willen gebeugt hätten, im Frieden wie im Felde. Auch war bei keinem der übrigen Häupter des Unterhauses ein solcher Tiefsinn des Geistes, ein solcher Umfang von Kenntnissen mit einer so großen Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Charakters vereinigt, wie in diesem wahrhaft großen und seltenen Mann. Mit seinem Tode schwand die letzte Hoffnung auf eine noch mogliche gütliche Ausgleichung des Kampfes.

Unterdeß hatte sich das Kriegsfeuer allmälig über das ganze Land verbreitet und besonders im Westen die blutigsten Ereignisse hervorgerufen. Einem Heere des Parlaments entfliehend, hatte sich eine geringe Anzahl königlicher Truppen nach Kornwallis zurückgezogen, dessen rauhe und einfältige Bergbewohner dem Könige noch eine treue Anhänglichkeit bewahrten. Der Anführer jener Truppen war der Ritter Hopton, und mit Leichtigkeit gelang es demselben, sogleich nach seiner Ankunft die Landwehr aufzubieten, mit deren Hilfe er sodann die Kommissarien und Anhänger des Parlaments aus der Grafschaft vertrieb. Bald darauf stellten die Edelleute und Pächter derselben sogar ein eigends von ihnen besoldetes Heer in's Feld.

Das Parlament konnte diesen Anstrengungen nicht mit Gleichgültigkeit zusehen. Ruthven, der Befehlshaber von Plymouth, erhielt den Auftrag, sämmtliche Truppen der Umgegend unter seinem Kommando zu versammeln und das abtrünnige Kornwallis wieder zu unterwerfen.

Voller Zuversicht, und ohne die ansehnliche Verstärkung abzuwarten, welche ihm folgte, eilte Ruthven den Königlichen entgegen, griff an und wurde von Hopton gänzlich geschlagen. Trotzdem aber sah sich derselbe gezwungen, den Kampf abzubrechen und einen Waffenstillstand zu schließen, weil es ihm an Waffen und Munition fehlte, ein Mangel, der die königlichen Truppen fast immer an der Verfolgung ihrer Siege hinderte.

Erst mit dem Beginne des Frühlings wurde auf Befehl des Parlaments der abgeschlossene Vertrag wieder aufgehoben und unter der Anführung des Grafen Stamford rückten 7000 Mann in's Feld, wohl versehen mit Munition, Geld und Lebensmitteln, während es den Königlichen an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte. Es war das eine verzweifelte Lage, aber dieselbe erfüllte die Bedrängten mit jenem Muthe, der Alles wagt und entweder siegen oder sterben will. So lautete der Beschluß der Offiziere.

Die Krieger des Parlaments standen auf dem Gipfel eines hohen Hügels in der Nähe eines Ortes, der Stratton heißt. Die Königlichen waren nicht halb so stark, dennoch aber griffen sie an. Nachdem sie in der Stille der Nacht unter Hopton's Anführung bis zum Fuße jenes Hügels vorgerückt waren, standen sie beim Aufgange der Sonne plötzlich dem überraschten Feinde gegenüber und suchten nun von verschiedenen Seiten her auf den Gipfel hinaufzudringen.

Der Widerstand der Patrioten aber war so heldenmüthig und gleichmäßig, daß man ganze Stunden hindurch mit abwechselndem Glücke um einen Fußbreit Landes focht und keine einzige der vier Abtheilungen höher hinaufkam, als die andere. Da raunten sich die königlichen Offiziere plötzlich die Schreckensnachricht in die Ohren, daß ihr Pulvervorrath, bis auf vier Fässer, vollständig verschossen sei. Sorgfältig verheimlichten sie diese Kunde den Soldaten, ertheilten aber den Befehl, nicht mehr zu feuern, sondern mit aufgepflanzten Bajonet vorwärts zu bringen und erst auf dem erreichten Gipfel wieder zu schießen.

Mit Ungestüm und bewundernswerther Tapferkeit folgte die

kleine Schaar diesem Befehle; Alles vor sich niederwerfend drang sie immer höher und höher hinauf. Schon fingen die Parlamentstruppen an zu wanken und vergebens stürzte sich ihr Anführer Chidley mit einem seiner Korps in die dichteste Masse des Feindes: er ward überwältigt und gefangen genommen und seine Krieger geriethen in Verwirrung, während die vier feindlichen Abtheilungen immer höher stiegen und sich einander immer näher kamen. Endlich langten sie fast zu gleicher Zeit auf dem so heiß erkämpften Gipfel an und umarmten sich nun mit einer namenlosen Freude. Weit umher erscholl von der Anhöhe das Jubelgeschrei der Sieger, während die gedemüthigten Parlamentstruppen nach allen Seiten hin die Flucht ergriffen.

Als die Kunde dieses Ereignisses zu den beiden Hauptarmeen kam, schickte der König unter der Anführung des Prinzen Ruprecht sogleich eine Abtheilung Reiterei in jene Gegenden und auch von Seiten des Parlaments wurde ein wohlausgerüstetes Heer von 8000 Mann dorthin gesandt. Dieses Heer befehligte der General William Waller, der damals das ganze Vertrauen des Unterhauses besaß und für dessen Charakter ein Krieg, wie dieser, in der That ganz angemessen war.

Nach einem unentschiedenen, aber blutigen Treffen schnitt Waller ein großes Infanteriekorps von der königlichen Armee so ab, daß er schon nach London schrieb, er würde mit der nächsten Post die Anzahl der Gefangenen melden können. Karl aber hatte unterdeß ebenfalls von der bedrängten Lage jenes Corps Nachricht erhalten und demselben sogleich eine Abtheilung seiner Reiterei zur Unterstützung gesandt. Waller wollte die Vereinigung derselben mit jenem abgeschnittenen Infanteriekorps hindern und griff sie daher bei Roundway-Down an, ward jedoch mit seiner Kavallerie so gänzlich geschlagen, daß er sich in Begleitung weniger Reiter nur mit Mühe nach Bristol flüchten konnte, von wo er, statt des Gefangenenberichtes, außer dieser ersten auch noch eine zweite Niederlage nach London melden mußte. Denn gleich darauf war auch seine Infanterie von den königlichen Truppen angegriffen und völlig zerstreut worden.

Ueber diese wiederholten Siege der Hofpartei gerieth das Parlament in eine nicht geringe Bestürzung und in London wußte man nicht, welchen von den Feldherren man mehr verwünschen sollte,

den Essex oder den Waller. Doch erhielt der Unwille gegen den ersteren bald das Uebergewicht, als man deutlich sah, wie sehr seine Scheu vor einer wirklichen Antastung der königlichen Würde ihn an der Erfüllung der übernommenen Pflichten hinderte und der Sache, die er nun ein Mal verfocht, zum Nachtheil gereichte.

Um ihren Gemahl mit allen nöthigen Kriegsbedürfnissen zu versehen, Truppen für ihn anzuwerben und ihm geschickte Offiziere zuzusenden, hatte nämlich die unternehmende Königin seit ihrer Flucht nach Holland die größten und erfolgreichsten Anstrengungen gemacht. Dem Parlament war dies natürlich nicht unbekannt geblieben, aber vergebens hatte es die Holländer durch einen Abgesandten an die großen Dienste erinnern lassen, welche England einst der Erringung der niederländischen Freiheit geleistet hatte. Unangefochten setzte die Königin ihre Rüstungen fort, und entschloß sich endlich sogar, mit vier ihrer Transportschiffe selber nach England zu gehn und sich an die Spitze der Armee zu stellen.

Diese Reise war mit der größten Gefahr für sie verknüpft; denn die ganze englische Seemacht hing dem Parlamente an und jeden Augenblick mußte sie fürchten, aufgefangen und als Hochverrätherin verurtheilt zu werden. Dennoch schiffte sie sich ein, entkam glücklich allen Nachstellungen, landete im Hafen von Burlington, versammelte im nördlichen England bald alle eifrigen Katholiken unter ihre „rechtgläubige" Fahne und suchte sich mit diesen neuen Kriegern und einem großen Kriegsvorrathe mit der Hauptarmee ihres Gemahls zu vereinigen.

Graf Essex aber hatte nicht das Geringste gethan, um diese Vereinigung zu hindern, und während das königliche Paar triumphirend in Oxford einzog, wich der General des Parlaments sogar zurück, indem er sich immer mehr und mehr der Hauptstadt näherte, welche beim Anblick seiner Armee in den heftigsten Unwillen gerieth, da dieselbe vor einigen Monaten in der prächtigsten Ausrüstung ausgezogen war und sich gegenwärtig, trotz ihres thatenlosen Umhertreibens, in einem wirklich kläglichen Zustande der Entkräftung und Entmuthigung befand.

Die allgemeine Verstimmung und Trostlosigkeit wurde noch erhöht, als man erfuhr, wie geschickt Karl die Entfernung des Parlamentsheeres zu benutzen verstand. Denn kaum war es ihm gelungen, sich mit seiner Gemahlin zu vereinigen, als er einen bedeutenden Theil seiner verstärkten Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen

Ruprecht nach dem Westen sandte, wo seine Stellung durch mehrfache Siege bereits eine sehr vortheilhafte geworden war.

Der wilde und unverdrossene Prinz vereinigte sich sogleich nach seiner Ankunft mit der mehrfach erwähnten Kornwallischen Armee und beschloß, Bristol anzugreifen, welches nach London die wichtigste und reichste Stadt der Insel war, dessen Befestigungswerke sich aber weder in einem vollständigen noch regelmäßigen Zustande befanden. Ohne Zögerung ward der Sturm unternommen. Die alte Kornwallische Armee griff auf der westlichen Seite an, ward aber mit einem großen Verlust wieder zurückgeschlagen, nachdem sie unter dem blutigsten Gefecht den Wall erstiegen hatte; fast alle Offiziere waren getödtet.

Unterdeß war Prinz Ruprecht, welcher den Angriff auf den anderen Seiten leitete, nicht glücklicher. Seine Truppen fochten mit großer Tapferkeit, vermochten aber gegen die muthvolle Vertheidigung nichts auszurichten. Erst nach langem und heftigem Kampfe entdeckten sie durch einen glücklichen Zufall eine schwach besetzte Stelle der Außenwerke, in welche sie mit Leichtigkeit einzudringen vermochten.

So waren denn die Außenwerke erobert, aber blutend stand die Armee und schaute auf die Opfer, welche sie diesem unbedeutenden Vortheil hatte bringen müssen. Noch waren zur Erringung eines wirklichen Sieges große Gefahren und unermeßliche Schwierigkeiten zu überwinden und hoffnungslos überlegten die Feldherren, ob es nicht besser sei, sich zurückzuziehen, als ihnen zu ihrer größten und unerwartetsten Freude von Seiten der Stadt eine Unterhandlung angeboten wurde.

Bereitwillig gewährten sie natürlich, was eine fast unerklärliche Feigheit verlangte. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck, nur Geschütz, Munition und Fahnen sollten sie zurücklassen. Unter diesen Bedingungen zog Ruprecht am 27. Juli 1643 in Bristol ein, brach aber den Vertrag durch mannigfache Gewaltthätigkeiten, die er sich erlaubte. Erst später wurde der feige Kommandant, wegen dieser leichtfertigen Uebergabe eines so wichtigen Punktes von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Der Obergeneral begnadigte ihn jedoch.

Die Entmuthigung, welche alle diese wiederholten Niederlagen im Volke hervorriefen, mußte die Stellung des Parlaments nachgerade zu einer sehr schwierigen machen und mit dem Glauben an den endlichen Erfolg seiner Bestrebungen auch die Zahl seiner Anhänger schwächen. Besonders waren es die Unentschiedenen unter denselben, die sogenannten „Gemäßigten" — eine sehr große und auch einflußreiche Partei — welche jetzt Gelegenheit erhielten, ihren mannichfachen Beängstigungen Luft zu machen und einen durchgreifenden Bruch mit den früheren Verhältnissen als ein ebenso bedenkliches als unhaltbares Unternehmen darzustellen.

Diese „Gemäßigten" waren in allen Klassen der Gesellschaft und auch im Parlament vertreten. An ihrer Spitze stand der berühmte und geistreiche Dichter Edmund Waller, der schon seit längerer Zeit im Unterhause saß und sich zwar weniger durch politische Einsicht oder Kraft des Charakters, wohl aber durch jene schwungvolle Beredtsamkeit ausgezeichnet hatte, welche die Herzen der großen Masse unwillkürlich zu ergreifen versteht. Um Beifall zu erndten und seinen glänzenden Reden den beliebtesten Inhalt zu geben, hatte auch Waller im Anfange der Sitzungen das große Thema des Tages ergriffen und gegen den König gesprochen; als aber die Opposition immer mehr das Gebiet der bloßen Phrase verließ und von der Rednerbühne herab zur Aufnahme eines wirklichen Kampfes in die Wirklichkeit trat, da schreckte der kühne Redner nicht blos vor der Gefahr eines solchen Wirkens, sondern auch vor seinen Folgen zurück.

Waller war bisher ein verwöhntes Kind der vornehmen Gesellschaft gewesen, seine anmuthige Phantasie und sein liebenswürdiges Betragen hatten ihn in den höchsten Zirkeln zu einem Liebling der Damen gemacht. Nur die Sucht, seine Talente geltend zu machen, nur die Eitelkeit, sich öffentlich bewundern zu lassen, hatten ihn aus dem Kreise seiner bisherigen Gönnerinnen in die Reihen ihrer Gegner geführt. Im Grunde war die Sittenstrenge der Letzteren, so wie der Ernst und Opfermuth, mit dem sie für ihre Ueberzeugungen kämpften, seinem Charakter und seinen Neigungen zuwider. Er wollte glänzen und sehnte sich bald nach der Zeit zurück, wo er inmitten eines prachtvollen Hofes, unter Herzoginnen und Gräfinnen eine hervorragende Rolle gespielt.

Wie war dies Alles anders geworden und wie sehr war die ganze Stellung dieser glänzenden Kreise, dieser Mittelpunkte des

Luxus und der Genußsucht durch die Fortschritte des Parlaments bedroht! War es nicht möglich, diesen „Mauerbruch“ auszufüllen und die feindlichen Gewalten wieder mit einander zu versöhnen? Waller legte sich diese Frage vor und that im Parlamente fortan sein Möglichstes, um jeder entschiedenen Maßregel die Spitze abzubrechen. Da aber alle seine Bemühungen an der ruhigen Festigkeit des Hauses scheiterten, suchte er außerhalb desselben eine Partei zu bilden, welche durch handgreiflichen Zwang eireichen sollte, was er durch alle Worte nicht zu erzielen vermochte.

Angesehene Männer und Frauen, welche einen derartigen Plan unterstützten, waren bei der herrschenden Stimmung bald gefunden. Der Schwager Waller's, ein gewisser Tompkins, und dessen Freund Chaloner, entwickelten besonders eine sehr eifrige und umfassende Thätigkeit. Auch hatte man bereits Verbindungen mit Oxford angeknüpft. Der Plan war folgender. Diejenigen Lords, auf deren Beistand man rechnen konnte, sollten sich mit dem größeren Theile der vermögenden Bürgerschaft vereinigen, um durch eine möglichst weit ausgedehnte Steuerverweigerung den Frieden zu erzwingen.

Schon war Alles zur Ausführung des Unternehmens bereit. Waller hatte dasselbe aber mit einem Leichtsinn und einer Unbedachtsamkeit betrieben, daß es Pym und den übrigen Leitern des Unterhauses nicht schwer werden konnte, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Im geeigneten Augenblicke (am 31. Mai) wurden die Rädelsführer plötzlich verhaftet und zur Untersuchung gezogen. Man stellte sie vor ein Kriegsgericht, das über sechs der Schuldigen das Todesurtheil sprach. Nur an zweien, Tompkins und Chaloner, wurde dasselbe vollzogen. Sie starben reuig und muthvoll, während derjenige, der sie zur Betreibung des ganzen Unternehmens verführt hatte, eine höchst würdelose und niederträchtige Rolle spielte.

Kaum nämlich war Edmund Waller verhaftet worden, als er auf die abscheulichste Weise Geständnisse ablegte, in denen er seine innigsten und vertrautesten Freunde verrieth. Dabei zeigte er sich von so heftigen Gewissensqualen gefoltert und benahm sich so verstandlos und lächerlich, daß man nicht wußte, ob man ihn bemitleiden oder verachten sollte. Um sein Leben zu retten, ja nur um eine Frist zu weiteren Bemühungen zu erlangen, ward ihm keine Erniedrigung zu schwer. Priester und einflußreiche Verwandte

(Cromwell war sein Vetter) thaten auf sein dringendes Ansuchen Fürbitte für ihn. So ward er gerettet, die Todesstrafe in eine Geldstrafe von 10,000 Pfund verwandelt und ihm die Weisung ertheilt, eine Reise nach dem Festlande zu machen.

Waller's Verschwörung stand nicht ganz vereinzelt da. Auch einige andere Vorgänge im Lande zeigten dem Parlamente einen Umschlag der Stimmung, eine Neigung zu Verräthereien und ein bedenkliches und leicht um sich greifendes Schwanken der Meinung an. Das Unterhaus glaubte daher in irgend einem öffentlichen Akte seine Gesinnungen und Entschlüsse von Neuem kund geben zu müssen. Es ward also ein neuer Convenant aufgesetzt, in dem die Mitglieder sich durch einen Schwur verpflichteten, die Waffen nicht niederzulegen, so lange die Papisten, welche sich gegen das Parlament auflehnten, durch Waffengewalt in Schutz genommen würden.

Obwohl aber die Lords, ebenso wie die Bürger und die Armee, dies Gelöbniß gleichfalls ablegten, so zeigte es sich doch bald, wie wenig sie, trotz dieser feierlichen Erklärung, ihre unzeitigen und den Umständen nicht entsprechenden Friedensbestrebungen aufgegeben hätten. Von der allerdings nicht ganz unbegründeten Besorgniß ergriffen, daß die weitere Entwicklung der demokratischen Bewegung auch ihrer bevorzugten Stellung ein Ende machen könne, rückten sie nämlich plötzlich mit neuen Friedensbedingungen hervor, die durch die Rathschläge des Grafen Essex und durch ein Geschrei, das in der Hauptstadt entstand, auf das Kräftigste unterstützt wurden.

Das Unterhaus war empört über dieses Verfahren und zeigte den Herren der ersten Kammer, daß es nicht abgeneigt sei, sich ihrer zu entledigen. Schon stand ein solcher Bruch in sicherer Aussicht, als der König plötzlich einen jener Schritte that, welche bisher immer dazu beigetragen hatten, seine entzweiten Gegner zu versöhnen. Ermuthigt durch die Siege, die er errungen, erließ er nämlich eine Erklärung, daß die zu London in Westminster sich versammelnden Personen kein wahrhaftes Parlament mehr bildeten, daß sie durch die Unfreiheit ihrer Berathungen, so wie durch die Entfernung so vieler Mitglieder diesen Namen eingebüßt hätten, und daß er also allen seinen Unterthanen verbiete, diesem Haufen von Aufwieglern und Verräthern fortan Gehorsam zu leisten.

Sofort nach dieser beleidigenden Erklärung war die Einigkeit zwischen beiden sich befeindenden Häusern wieder hergestellt und im Volke der alte Muth und der patriotische Feuereifer von Neuem erwacht. Man sah die Gefahr, das Verderben, dem man im Falle einer Niederlage Preis gegeben sei und beeilte sich daher, derselben mit Aufbietung aller Kräfte entgegenzuwirken.

Trotzdem aber wurde von Seiten der Friedenssüchtigen noch fortwährend eine geheime Wühlerei unterhalten und auch Karl suchte den Bestrebungen derselben entgegenzukommen, indem er sich bemühete, den begangenen Fehler durch eine neue und minder scharfe Erklärung wieder gut zu machen.

Ein neuer und ebenfalls mehr gemäßigter Friedensvorschlag des Oberhauses war die Folge dieses Schrittes. Das Unterhaus war hierdurch bedrängt, denn auch in seiner Mitte befanden sich Viele, die um den Preis eines baldigen Friedens die errungenen Freiheiten und Rechte gern wieder hingegeben hätten. London aber gerieth in eine große und Achtung gebietende Bewegung und von seinen Kanzeln wurden Flüche und Verwünschungen gegen die heuchlerischen Verräther der Freiheit geschleudert. Dabei regten Gerüchte von der Ankunft eines irländischen Heeres und der nahe bevorstehenden Ermordung aller Protestanten die Gemüther auf. Unter solchen Umständen kam der Tag heran, an dem die Vorschläge der Lords im Unterhause berathen werden sollten.

Schon am Tage vorher erzählte man sich, wie sehr dieselben auf eine kräftige Befürwortung und auf eine Mehrheit der Stimmen zu rechnen hätten. Da versammelte Pennington, der Lord-Mayor, noch am Abend den Gemeinderath, der sich einstimmig für den Krieg erklärte und in einer drohenden Bittschrift die Fortführung desselben forderte. Die Deputation, welche diese Bittschrift am nächsten Morgen in das Unterhaus brachte, ward von einer ungeheuren Volksmasse begleitet, die sich in den fürchterlichsten Drohungen gegen die Anhänger des Friedens erging.

Während dieser Tumult außerhalb des Hauses die angrenzenden Straßen und Plätze erfüllte, ging es im Inneren desselben nicht minder geräuschvoll zu. Man debattirte lebhaft, man griff endlich unter dem Geschrei und Toben der versammelten Massen das dem Frieden günstige Ergebniß der Stimmzählung an. Es

wurde zum zweiten Male gezählt. Eine geringe Mehrheit von sieben Stimmen entschied für den Krieg. Die Gemäßigten waren geschlagen und schlichen muthlos davon.

Zwei Tage später jedoch trug sich auf den Straßen wiederum ein eigenthümlicher Vorfall zu. Den Kopf mit weißen Bändern, dem Zeichen des Friedens geschmückt, zogen beinahe fünftausend Frauen — darunter viele verkleidete Männer — nach dem Parlamentshause, um dort ihre Klagen anzubringen und um Abstellung der Feindseligkeiten zu bitten. Sie erhielten die Antwort, das Unterhaus sei weit entfernt, eine Freude am Kriege zu haben, und es werde gewiß den Frieden herstellen, sobald derselbe möglich sei. Inzwischen möchten sie ruhig nach Hause gehen.

Die Weiber, besonders die verkleideten Männer unter ihnen, waren aber mit dieser Antwort durchaus nicht zufrieden. Sie blieben, drängten sich unter wüthendem Geschrei nach „Frieden" bis an die Thür des Sitzungssaales und forderten, daß man „den Hund" und „Bettler" Pym und alle die anderen Friedensfeinde ausliefern solle, damit sie dieselben in Stücke zerreißen könnten!

Die Wache an der Thür verschwendete vergebens ihre Bitten und trieb die Wüthenden bis an die untersten Stufen der Treppe zurück; sie wurden nur immer eifriger und dringender. Man mußte also zu einem andern Mittel greifen und ließ mehrere Male in die Luft feuern. Dies fanden die Heldinnen aber lächerlich. „Es ist nur Pulver" schrieen sie und trieben die Wachen mit einem wahren Regen von Steinen zurück. Hierauf erst wurde scharf geschossen und ein Kommando Reiterei zum Angriff beordert. Die Damen schimpften und stießen gräßliche Verwünschungen aus, aber binnen wenigen Augenblicken waren sie durch die blanken Säbel auseinandergejagt. Zwei ihrer Genossinnen hatten das Leben eingebüßt, sieben bis acht waren verwundet.

Nachdem so die Volkspartei des Parlaments die Fortführung des Krieges durchgesetzt und die Gegner desselben nach allen Seiten hin überwunden hatte, richtete sie ihre besondere Aufmerksamkeit auf die wichtige Stadt Glocester, welche von den königlichen Truppen belagert wurde und sich in großer Gefahr befand.

Karl hatte lange geschwankt, wie er seine bisherigen Siege benutzen sollte. Einige seiner Freunde hatten ihm gerathen, nach

der Eroberung von Bristol sogleich auf London loszugehn. Dieser Vorschlag war aber durch die plötzlich wieder erwachten Kraftanstrengungen der Volkspartei und durch die wiederholten Erklärungen der zahlreichen und mächtigen Bürgerwehr unausführbar geworden. Man rieth daher eine schleunige Belagerung von Glocester an, dessen schwache Besatzung mit Leichtigkeit zu überwältigen sei.

Massey, der Kommandant dieses Ortes, war weder für die Sache des Königs, noch für die des Parlaments eingenommen, sondern hatte sogar dem ersteren früher ein Mal seine Dienste angeboten. Jetzt aber, da er, von der Hofpartei zurückgewiesen, im Dienste und Solde des Parlaments stand, focht er treu für dasselbe ohne darüber nachzudenken, ob es Recht oder Unrecht habe. Seiner kalten Tapferkeit zur Seite stand eine Bürgerschaft, die, vom schwärmerischsten Puritanismus erfüllt, nach der Märtyrerkrone strebte, und im Kampf und Tod für die Freiheit das Ziel aller ihrer Wünsche sah.

Karl hatte sich sichere Hoffnung gemacht, Massey leicht gewinnen und dann mit Hilfe desselben die übrigen Bewohner überwinden zu können. Am 10. August (1643) erschien er an der Spitze seines Heeres vor den Mauern der Stadt und erließ eine Aufforderung, daß man ihm binnen zwei Stunden die Thore öffnen solle. Noch war diese Frist nicht verstrichen, als schon zwei Männer in seinem Lager erschienen, deren Anblick ganz geeignet war, den Ernsthaftesten heiter, den Fröhlichsten traurig und nachdenkend zu stimmen. Auch Karl mußte sich auf die Lippen beißen, als er ihre zerlumpten, aus allen Weltgegenden zusammengeholten Kleider und ihre blassen, finsteren und eigenthümlich scharfen Gesichter sah.

Seine Heiterkeit und Spottlust wurde jedoch bald in Zorn verwandelt, als die Männer ohne Höflichkeit und Etikette, in scharfem rücksichtslosen Tone erklärten, daß sie eine Antwort der gottseligen Stadt Glocester überbrächten und auf alle ihnen vorgelegte Fragen so düstere und trotzige Antworten gaben, daß die Umstehenden glauben mußten, es sei ihre Absicht, den König zu einer Verletzung der Kriegsrechte zu zwingen. Die schriftliche Antwort Glocesters lautete nicht erfreulich. Die Bürger erklärten darin, daß sie die Stadt unter göttlichem Schutze gegen den König vertheidigen würden. Sogleich nach der Rückkehr der beiden Abgesandten machten sie den Anfaug hiermit, indem sie mit eigener Hand alle ihre Vorstädte

in Brand steckten, um alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte auf die Vertheidigung der Stadt und ihrer Mauern beschränken zu können.

Der Fortgang der Belagerung zeigte bald, wie sehr sich Karl in Bezug auf den Kommandanten Massey verrechnet hatte. Denn dieser that in jeder Beziehung seine Pflicht und suchte auch die fanatische Entschlossenheit der Bürgerschaft auf das Eifrigste zu benutzen. Greise und Kinder, Männer und Weiber, Alles vereinigte sich unter seinem Befehle, um mit bewundernswürdigem Muthe die Anstrengungen und Gefahren des Kampfes zu theilen; jeder Angriff ward tapfer zurückgeschlagen und nach und nach durch fortwährende unerwartete Ausfälle ein großer Theil des feindlichen Heeres aufgerieben. Indeß konnten die geringen Kräfte gegen die Uebermacht der Belagerer nicht lange ausreichen und schon nach einiger Zeit erhielt das Parlament Boten auf Boten mit der dringenden Aufforderung um schleunigen Entsatz, weil sonst Mangel an Kriegsvorrath und Lebensmitteln die Besatzung zwingen würde, dem Feinde die Thore zu öffnen.

Das Parlament sah die dringende Nothwendigkeit einer solchen Errettung ein, aber es war äußerst schwierig, dieselbe zu vollführen. Vor allen Dingen bedurfte man hierzu des Grafen Essex und dieser war durch den gerechten Unwillen, welchen er in der letzten Zeit erregt hatte, ebenfalls unmuthig geworden. Dennoch gelang es, ihn durch Vorstellungen und Schmeicheleien von Neuem anzufeuern und bald zog er an der Spitze eines wohlausgerüsteten Heeres von dannen.

Mit vieler Klugheit und ohne Verlust führte er das Heer über weite Ebenen, auf denen er von der sehr starken Reiterei des Prinzen Ruprecht fortwährend angegriffen wurde. Endlich am 26. Tage der Belagerung erschien er in der Nähe Glocesters und ließ mehrere Kanonenschüsse abfeuern, um den Bewohnern seine Ankunft zu verkündigen. Hoffnungslos hob der König sogleich die Belagerung auf und ohne einen Schwerdtstreich zog das Befreiungsheer in die triumphirende Stadt, der alle Lebensmittel fehlten und die nur noch eine einzige Tonne Pulver besaß. Eine neue Versorgung war bald hergestellt; denn die benachbarten Landleute, welche ihr Korn unter den größten Gefahren vor den königlichen Truppen verborgen hatten, strömten jetzt massenweise mit demselben herbei.

Nachdem Essex in dieser schnellen Weise den ihm gewordenen Auftrag erfüllt hatte, mußte er daran denken, nach London zurückzukehren, um der Stadt und dem Parlament seinen Schutz nicht zu entziehen. Der Rückmarsch war aber wieder mit großen Schwierigkeiten verbunden, da eine Schlacht mit dem überlegenen königlichen Herre dem Feldherrn in diesem Augenblicke nicht gerathen schien und doch auf den offenen und weiten Ebenen kaum vermieden werden konnte. Durch die geschicktesten trefflichsten Wendungen wußte er sich mehrere Tage hindurch jedem Angriffe zu entziehen und sogar einige kleine Eroberungen zu machen; endlich aber, da er den Weg nach London schon offen zu finden glaubte, stieß er bei Newbury auf den König, der ihm in Eilmärschen zuvorgekommen war und ihn hier in der vortheilhaftesten Lage erwartete.

Nun war ein Treffen unvermeidlich und Essex säumte nicht, sich demselben zu unterziehen. Beide Theile kämpften mit großer und ausdauernder Tapferkeit, ohne am ersten Tage eine Entscheidung herbeizuführen. Als jedoch Essex am andern Morgen den Kampf erneuern wollte, sah er, beim Anbruche des Tages, daß der Feind bereits den Rückzug angetreten habe. So war die Straße nach London frei und bald zog das Parlamentsheer unter dem Jubel der Einwohner daselbst ein.

Während das Parlament mit so vielem Eifer und Nachdruck den König und seinen Anhang zu bekämpfen suchte, hatte es zugleich seine Blicke auf Schottland gerichtet, um von diesem Lande aus eine thatkräftige Unterstützung zu erhalteh. Schon längst hatten die Schotten eingesehen, wie nothwendig es sei, sich den Bestrebungen der englischen Volkspartei anzuschließen, da sie von einer Wiedererhebung Karl's auch eine Vernichtung der presbyterianischen Kirche so wie aller der Freiheiten erwarten mußten, die sie erst vor Kurzem durch Waffengewalt sich errungen hatten. Gleich nach der Eröffnung des Bürgerkrieges hatten sie sich daher beiden Theilen als Vermittler angetragen und endlich im Frühling desselben Jahres eine Deputation an den König gesandt, welche denselben bitten sollte, die schottischen Kircheneinrichtungen auch in England einzuführen.

An der Spitze dieser Deputation stand der schwärmerische und ungemein beliebte Prediger Henderson, mit dem die gelehrten

theologischen Professoren Oxfords sogleich nach seiner Ankunft eine Disputation eröffneten, um ihn von seinen Irrthümern zu bekehren und durch Beweise aus der Kirchengeschichte und andere künstliche Schlüsse auf den „rechten" Weg zurückzuführen. Der berühmte Volksredner aber antwortete, dies wären Alles Betrügereien des Teufels, er sei von einem inneren Lichte erleuchtet und die gelehrten Herren sollten ihm erst beweisen, daß dasselbe ein falsches sei. Die Professoren jammerten hierauf über die Unwissenheit und Ungelehrigkeit dieses bäuerischen Menschen und Henderson klagte Jene wiederum einer sündhaften Verblendung an.

So blieb dieser Streit eben so erfolglos als die ganze Deputation, und bald kam zwischen dem Parlament und den Schotten ein neuer Convenant zu Stande, der am Tage vor dem oben erwähnten Einzuge des Grafen Essex feierlich beschworen wurde und in welchem beide Theile sich gegenseitig Hilfe gegen jeden Feind versprachen, sobald es gelte, die Papisten und Ketzer auszurotten, die Empörer zu bestrafen und unverletzt die Freiheiten des Parlaments zu erhalten.

Die Schotten, unter denen eine Prophezeihung im Umlauf war, daß sie ihre Religion bis zum Stuhle des Antichrist in Rom ausbreiten würden, betrachteten mit einem wahrhaft heiligen Entzücken das neue Bündniß als den ersten Schritt zu diesem Ziele und hatten deshalb schon in kurzer Zeit eine begeisterte Armee von 21000 Mann zusammengebracht, welche bereit stand, in das nördliche England einzurücken.

Eine so unerwartete und so wenig vorher berechnete Gefahr war natürlich für Karl ein Donnerschlag und brachte ihn auf einen verzweifelten Entschluß, welcher das englische Volk nur noch mehr in dem Verdacht bestärkte, daß er in der That der Urheber des irländischen Aufstandes gewesen sei. Er richtete nämlich seine Blicke auf Irland, das durch die wahnsinnigen Verheerungen der barbarischen Katholiken einer Wüste glich und in dem die zur Bekämpfung des Aufruhrs abgesandten königlichen Truppen sich aus Mangel an Lebensmitteln nicht erhalten konnten. Ein Befehl Karls, daß man einen Waffenstillstand mit den Mördern so vieler Tausende abschließen sollte, wurde sofort vollführt und in Gemeinschaft mit einer großen Masse irländischer Katholiken stießen die englischen Truppen zur königlichen Armee.

Dies Alles konnte eine Verstimmung und ein Gefühl der

Muthlosigkeit nicht beseitigen, das sich, genährt durch Intriguen und mancherlei Zwietracht, allmälig an dem Hofe zu Oxford eingeschlichen hatte. Man sah hier deutlich, wie sehr die Tapferkeit des Volksheeres zunahm und wie die Vortheile, welche dasselbe neuerdings errungen hatte, eine natürliche Folge guter Mannszucht, vorzüglicher Führung, und einer vor den härtesten Beschwerlichkeiten nicht zurückschreckenden Begeisterung waren. Solche Hülfsmittel hatte die Armee des Königs nicht aufzuweisen und man machte sich auch nicht die Hoffnung sie künstlich erzeugen zu können. Karl beschloß daher, auf den Rath seiner Freunde, wiederum zu einer politischen Maßregel seine Zuflucht zu nehmen und aus den zu ihm übergetretenen Mitgliedern des Ober- und Unterhauses ein Parlament zu bilden, das man dem „meuterischen und verstümmelten" Parlament von Westminster entgegenstellen wollte.

Der Plan wurde ausgeführt, blieb aber fruchtlos, da er einerseits an dem unbekümmerten Weitergehen des Londoner Parlaments und dem Gelächter des gesammten Volkes, andrerseits an dem Widerwillen scheiterte, den Karl selber gegen jede Art von Mitregierung empfand. Noch bevor diese Komödie ausgespielt war, starb (am 8. Dec. 1643) der alte Pym, wahrscheinlich in Folge der ungeheuern Anstrengungen, denen er sich fortwährend unterzogen hatte. Sein Tod erregte die allgemeinste Theilnahme, und während die königliche Partei in Oxford ein Tedeum sang, strömte in London das Volk zusammen, um die Leiche des verehrten Mannes zu sehen, die unter fürstlichen Ehrenbezeugungen zu Grabe geleitet wurde. In der Abtei von Westminster sollte ihm ein Denkmal errichtet werden. Vermögen hatte er in den hervorragenden Stellungen, die er bekleidet, nicht erworben. Er hinterließ vielmehr 10000 Pfund Schulden, deren Bezahlung das Parlament übernahm. Seine Feinde, die Adeligen und Pfaffen, sagten ihm nach, er sei an der Läusekrankheit gestorben. Kurz vor seinem Tode, als hätte er denselben geahnt, hatte er zur Widerlegung der gegen ihn verbreiteten Verleumdungen eine Rechtfertigung seines gesammten Wirkens im Druck erscheinen lassen.

Sogleich mit dem Beginne des Jahres 1644 wurde der Krieg, trotz des Winters, von Neuem aufgenommen, indem die Parlamentstruppen wiederum mehrfache Siege erfochten. So wurde jene irländische Armee, welche Karl durch den Waffenstillstand mit den Rebellen gewonnen hatte, von Lord Fairfax so gänzlich geschlagen, daß kaum eine Spur von ihr übrig blieb.

Eine andere große Schlacht fiel später (am 20. Juli) in den nördlichen Gegenden vor. Dort nämlich hatte das Parlament eine bedeutende Macht zusammengezogen, um die Stadt York zu belagern, in welche sich der Hauptgeneral der nördlichen Armee des Königs, der Marquis von Newcastle, geworfen hatte. Newcastle, der eigentlich alle militärischen Beschäftigungen haßte und nur den sanften Künsten des Friedens, der Wissenschaft und Poesie ergeben war, vertheidigte die Stadt, aus bloßer Liebe zum Könige, mit großer und ruhmvoller Tapferkeit. Dennoch würde er gegen das Parlamentsheer, mit dem sich eine große Abtheilung Schotten vereinigt hatte, nichts ausgerichtet haben, wenn nicht Prinz Ruprecht bald zum Entsatze herbeigeeilt wäre und die Belagerer gezwungen hätte, ihr Vorhaben aufzugeben.

Dieselben zogen sich hierauf nach Marstonmoor zurück und boten dem Feinde eine Schlacht an. Vergebens bat Newcastle den Prinzen, sich mit dem erhaltenen Vortheil zu begnügen und eine weitere Gefahr nicht aufzusuchen; der ungestüme Jüngling hielt es für schimpflich, eine solche Herausforderung nicht anzunehmen. Newcastle legte daher sofort das Oberkommando nieder, stellte sich an die Spitze seines Regiments und kümmerte sich nicht um den Schlachtplan, den Ruprecht entworfen hatte.

Dieser, der den rechten Flügel kommandirte, schritt sofort dem Feinde entgegen; seine wüthende Tapferkeit aber konnte dieses Mal keinen Preis erringen, da er es mit einem Feldherrn zu thun hatte, der, noch ungestümer als er, ihm auch an kriegerischen Talenten und Fähigkeiten weit überlegen war. Dieser Feldherr war Cromwell. Derselbe führte den linken Flügel an und warf die bisher für unüberwindlich gehaltene Reiterei Ruprechts schon bald nach dem Beginne der Schlacht so vollständig über den Haufen, daß auch die Infanterie des rechten feindlichen Flügels die Flucht ergriff.

Als Fairfax, welcher den rechten Flügel des Parlamentsheeres kommandirte, den Sieg seines Freundes Cromwell erfuhr, drang auch er in den linken Flügel des Feindes ein und verfolgte mit

der größten Hitze den Theil, welchen er geschlagen hatte. Bei dieser Gelegenheit stieß er bald auf Cromwell und nun kehrten Beide triumphirend zurück.

Wie sehr erstaunten sie aber, als sie in die Nähe des Schlachtfeldes kamen und hier den Feind in vollem Siegesjubel fanden! Denn der königliche General des linken Flügels hatte kaum die Abwesenheit des Lord Fairfax bemerkt, als er den Rest der Armee schleunig zusammenzog, mit demselben die Truppen des letzteren angriff und diese so vollständig schlug, daß er schon nahe daran war, sich ihrer Bagage und Artillerie zu bemächtigen. Da kam der furchtbare Cromwell plötzlich wie ein Donnerwetter über ihn und nun erfolgte eine zweite Schlacht, nachdem sich die Fronte beider Heere vollständig umgewandt hatte. Cromwell siegte aber auch dieses Mal nach einem äußerst blutigen Kampfe. Um fünf Uhr Nachmittags war der erste Angriff unternommen worden und um zehn Uhr Abends sah man von der gesammten königlichen Armee auf dem Schlachtfelde nichts weiter, als einige Tausend Leichen und 15—16000 Gefangene, welche von der Stadt abgeschnitten waren und nun mit ihrer ganzen Artillerie in die Hände ihrer Gegner fielen.

Unter den hundert Fahnen, welche das Volksheer erbeutet hatte, befand sich auch die Standarte Ruprecht's, welche nach London geschickt wurde. Dieselbe enthielt einen übermüthigen Hohn auf das Parlament und seine Führer und war ganz geeignet, den Haß zu verstärken, welchen „der wilde Fremde", wie man ihn nannte, bereits bei den verschiedensten Parteien im Lande sich zugezogen hatte. Noch mehr aber als durch die verlorene Schlacht und sein wüstes Betragen, schadete der Prinz der Sache, welcher er dienen wollte, durch den trotzigen Dünkel, welchen er dem General Newcastle gegenüber bewiesen hatte. Dieser war während der Schlacht, obwohl er dieselbe nicht gebilligt, einer der Tapfersten gewesen. Nach Beendigung derselben verließ er aber die Armee und sein Vaterland. Das Parlament belegte später seine Güter mit Beschlag und in großer Armuth irrte er lange Zeit auf dem Festlande umher, bis die Monarchie in England wieder hergestellt ward.

Während die Königlichen in der beschriebenen Weise im Norden zu Grunde gingen, trugen sich auch bei den Hauptarmeen in London und Oxford sehr wichtige und entscheidende Dinge zu. Unter Essex und Waller hatte das Parlament dort zwei Heere von 20,000 Mann zusammengezogen, denen Karl nur 10,000 Mann entgegenstellen konnte. Beide erhielten den Auftrag, nach Oxford zu marschiren und dasselbe zu belagern, falls sich der König daselbst befinden sollte.

Von zwei verschiedenen Seiten her rückten sie nun gegen die Stadt herbei und schlossen dieselbe ein. Die Königin war schon vorher entflohen und stand im Begriffe nach Frankreich zu gehen, da sie bereits vom Unterhause des Hochverraths angeklagt war und von dem Hasse ihrer Gegner das Aergste befürchten mußte. Auch Karl selber mußte sich endlich zur Flucht bequemen. In einer sehr düstern Nacht (vom 3. auf den 4. Juni) entkam er mit seiner ganzen Reiterei und einer kleinen Abtheilung Infanterie, zusammen 7000 Mann.

Das Parlament hatte diesen Fall vorhergesehen und deshalb schon im Voraus die Anordnung getroffen, daß Essex den König verfolgen solle. Der General aber weigerte sich jetzt, dies zu thun, verlangte, daß Waller das Geschäft übernehmen solle und während Beide sich in dieser Weise zankten, hatte ihnen der König schon zwei Tagemärsche abgewonnen. Dennoch wurde er von Waller bald eingeholt und schon glaubte dieser, ihn gefangen zu haben. Da machte Karl verstellte Bewegungen und that, als wolle er nach Schrewsbury, um sich mit dem dortstehenden Ruprecht zu vereinigen. Dies wollte Waller natürlich verhindern und eilte also in der größten Hitze dahin voraus. Karl jedoch ließ ihn laufen, ging ruhig wieder nach Oxford zurück, verstärkte sich mit der dortigen Besatzung und suchte erst hierauf seinen Verfolger wieder auf.

Es kam zu einem Gefechte, in dem Waller eine solche Niederlage erlitt, daß sein Heer allen Muth verlor und sich täglich durch Ausreißerei verringerte. Karl beachtete ihn daher auch nicht mehr, sondern ging nach den westlichen Gegenden, wohin sich Essex mit vielem Glücke zurückgezogen hatte. Derselbe wurde jetzt gezwungen, in der Grafschaft Kornwallis sich immer weiter vor der sehr verstärkten königlichen Armee zurückzuziehen, bis er sich endlich auf einer kleinen Landspitze vollständig eingeschlossen sah. Von allen Lebensmitteln abgeschnitten, hielt er es für das Beste, mit den ersten

Offizieren in einem Kahne nach Plymouth zu fliehen; die Reiterei kam, durch einen starken Nebel gedeckt, glücklich durch die feindlichen Wachen, die Infanterie dagegen mußte einen Vertrag schließen, demzufolge sie ihre Freiheit erhielt, aber ihre Geschütze, ihr Gepäck und ihre Munition in den Händen des Feindes ließ.

Während der Zeit, da Essex sich in Bedrängniß befand, hatte es übrigens der König nicht an den nachdrücklichsten Versuchen fehlen lassen, ihn zu einer Vereinigung mit sich zu bewegen. Der General aber hatte alle diese Anträge theils unerwiedert gelassen, theils eine ablehnende und ehrenhafte Antwort ertheilt. Aus diesem Grunde wahrscheinlich stattete ihm auch das Parlament, trotz des Unglücks, das er erfahren, einen öffentlichen Dank für seinen Muth und seine Klugheit ab und sandte Bevollmächtigte nach Plymouth, um die ihrer Kleidungsstücke und Munition beraubten Truppen auf's Neue auszurüsten.

Zu gleicher Zeit erhielten verschiedene Anführer einzelner Abtheilungen den Befehl, sich mit jenen Entwaffneten zu vereinigen. Unter den Herbeigerufenen befand sich auch Cromwell und wie überall, wo er war, kam es auch dieses Mal zu einer Schlacht. Dieselbe wurde wiederum bei Newbury (am 27. Oktober) geliefert, wo man den König angriff, als er sich eben aus den westlichen Gegenden zurückgezogen hatte. Man kann sich denken, mit welcher Wuth des Essex Soldaten fochten. Der Tag, an dem sie den kaum erlittenen Schimpf zu rächen vermochten, war angebrochen; schnell jagten sie dem Feinde ihre erbeuteten Kanonen wieder ab und umarmten dieselben mit Freudenthränen und unsäglichem Jubel. Bis in die Nacht hinein wurde mit großer Heftigkeit gekämpft und nur die einbrechende Finsterniß rettete die königliche Armee vor gänzlichem Untergange. Der König ging noch im Laufe der Nacht nach Oxford, kehrte aber bald mit einer ansehnlichen Verstärkung auf das Schlachtfeld zurück und holte sein dort zurückgelassenes Gepäck und Geschütz, ohne daß die Feinde ihn jetzt anzugreifen wagten. Zwar hatte Cromwell mit großem Eifer auf einen Angriff gedrungen, aber der Graf Manchester, der jetzt, an des erkrankten Essex Stelle den Oberbefehl führte, hatte zu einem, seiner Ansicht nach, so gewagten Unternehmen sich nicht entschließen können.

Das neue Jahr (1645) wurde mit neuen Friedensunterhandlungen begonnen, die sich aber wiederum an den entschiedenen Forderungen des Parlaments und an dem ewig unselbständigen, schwankenden und deshalb treulosen und hinterlistigen Charakter Karl's zerschlugen. Uebrigens zeigte die Volkspartei gerade um diese Zeit, wie wenig eine versöhnliche Nachgiebigkeit gegen den Hof in ihrer Absicht lag. Bereits drei Jahre hatte der alte Erzbischof Laud, seines Urtheils harrend, im Kerker gesessen. Jetzt wurde sein Prozeß von Neuem aufgenommen und mit der Entwerfung der Anklage jener Prynne beauftragt, dem der fanatische Priester einst hatte die Ohren abschneiden lassen, weil er ein Buch gegen das am Hofe sehr beliebte Tanzen geschrieben hatte.

Die Beschuldigungen, welche Prynne gegen den ehemaligen Erzbischof zusammenbrachte, bezogen sich darauf, daß er die papistische Religion und eine tyrannische Regierungsform in England habe einführen wollen. Laud vertheidigte sich in einer langen sehr geschickten Rede, welche einen solchen Eindruck machte, daß die Lords Anstand nahmen, ihn zu verurtheilen. In der That war nach dem Buchstaben des Gesetzes das Verbrechen des Hochverraths ihm nicht nachzuweisen und wie ehemals bei Strafford bedurfte es erst einer drohenden Volksbewegung und eines sogenannten Ueberführungsbeschlusses des Unterhauses, um eine Verurtheilung herbeizuführen. Laud hörte dieselbe mit Ergebung und heiterer Gelassenheit an. „Niemand", sagte er, „kann so geneigt sein, mir das Leben zu nehmen, als ich geneigt bin, es hinzugeben." Noch von dem Blutgerüste herab hielt er eine lange Rede an das Volk, durch welche er sich von dem Verdachte zu reinigen suchte, daß er die papistische Religion habe einführen wollen. Ruhig legte er sodann sein Haupt auf den Block und erwartete den Streich ohne Bangigkeit. Menschen, welche aus Vorurtheil und Fanatismus verfolgt und gemordet haben, können sich niemals darüber beklagen, wenn sie wiederum als Opfer derjenigen fanatischen Ansichten fallen, welche sie früher bekämpfen und vernichten wollten!

Die Hinrichtung des fast vergessenen Erzbischofs war ein Zeichen feindseliger Gesinnung gegen den Hof, aber sie schadete demselben nicht, und war ohne Einfluß auf den gegenwärtigen Kampf. Bei Weitem wichtiger und verderblicher für den König und von ungleich größerer Bedeutung für die weitere Entwicklung und Gestaltung der Dinge war dagegen eine Parteibewegung, welche, seit

längerer Zeit schon mühsam zurückgehalten, jetzt im Innern des Parlaments sowohl als in der ganzen Nation sich zu zeigen begann. Schon oben haben wir erwähnt, daß sich aus der zahlreichen und mächtigen Partei der Presbyterianer schon frühe die zwar entschiedene und willenskräftige aber noch kleine Sekte der Independenten oder Unabhängigen hervorgebildet hatte. Beide unterschieden sich sehr wesentlich von einander. Die Presbyterianer bekämpften den König, aber nicht das Königthum, sie waren unzufrieden mit der gegenwärtigen monarchischen Verfassung und der bestehenden Einrichtung der Kirche, aber sie dachten nicht daran, die königliche Gewalt überhaupt abschaffen und jedes Kirchenregiment beseitigen zu wollen.

Dies aber war gerade die Absicht der Independenten, welche durch die Consequenz ihrer schwärmerischen Abneigung gegen Gewissenszwang, äußeren Dienst und geistliche Bevormundung zu denselben Grundsätzen der Duldung gelangten, welche auch von der Philosophie und geläuterten Vernunft in vielen Schriften vertheidigt wurden. Demzufolge verlangten sie eine vollständige Religionsfreiheit und stellten den Satz auf, daß alle Vereine von Gottesverehrern einander gleich seien und keiner derselben vor dem anderen bevorzugt werden dürfe. Die Religion sei Sache des lebendigen Gewissens, der persönlichen Ueberzeugung und Begeisterung und könne weder von einer weltlichen noch geistlichen Gewalt, überhaupt nicht von einer äußerlichen Macht abhängig gemacht werden, die ihre Ansprüche nur auf todte Buchstaben oder auf die Ueberlieferung gründe, daß es früher schon so und nicht anders gewesen. Jede Einmischung der Behörden in religiöse Angelegenheiten, alle geistliche Gerichtsbarkeit, jeder Unterschied zwischen Laien und Priestern, so wie das Bestehen eines besonderen geistlichen Standes sei daher verwerflich. Wen immer seine Begeisterung antrieb, wen der heilige Geist mit einer plötzlichen Offenbarung erfüllte, mochte er Soldat oder Bürger, Kaufmann oder Handwerker sein, der konnte in der Gemeinde auftreten und inmitten derselben beten und predigen. Hierin bestand der ganze Gottesdienst, jedes bestimmte, alle Einzelnen verbindende Glaubensbekenntniß, jede Liturgie und Ceremonie war ausgeschlossen und wurde verabscheut.

Hand in Hand mit diesen religiösen Ansichten, die sich in einer seltsamen phantastischen Verzückung und in einer dunkeln, salbungsvollen, reich mit Bibelstellen gemischten Sprache äußerten, gingen

natürlich auch die politischen Grundsätze der Sekte. Auch in weltlichen Dingen erkannte sie weder die Gewalt eines Königs, noch einen Unterschied der Stände an; eine allgemeine Gleichberechtigung, eine Republik von geistlichen und weltlichen Brüdern war das Ziel, dem sie entgegen strebte. Zu klug aber, um ihre eigentliche Ansicht laut werden zu lassen, verbarg sie dieselbe vielmehr, so lange die Zahl ihrer Gegner zu groß und ihr die öffentliche Meinung nicht günstig war. Erst als einer ihrer Führer zu Ansehn, Macht und hoher Bedeutung aufgestiegen war, hielt sie ein kühneres und entschiedenes Auftreten für zeitgemäß.

Dieser Führer war Oliver Cromwell, jetzt Generallieutenant des Grafen von Manchester. Schon seit der Schlacht bei Marstonmoor, in welcher sein Heldenmuth und seine Geschicklichkeit zwei Mal den Sieg entschieden hatte, war sein Einfluß im Wachsen begriffen und seinen Gegnern so bedrohlich geworden, daß sie auf Mittel und Wege sannen, dieses aufsteigende Gestirn vernichten zu können. Alle Versuche dieser Art, welche besonders von den presbyterianischen Schotten unternommen wurden, scheiterten aber an der Gewandtheit Cromwell's und an der Anerkennung, welche seine unleugbaren Verdienste bereits gefunden hatten. Mit seltenem Geschick wußte dieser Mann den mächtigen Ehrgeiz, der ihn beherrschte, unter der religiösen und politischen Begeisterung zu verbergen, welche ebenfalls einen Theil seines Wesens ausmachte. Durch beide Eigenschaften siegte er, mochte er mit dem Worte kämpfen oder mit dem Schwerdt, mochte er mit der Miene der einfältigsten Aufrichtigkeit eine gewaltige Intrigue anspinnen oder mit seiner donnernden Beredtsamkeit zu schnellen und großen Entschlüssen rathen.

Es war ihm aber nicht genug, die Pläne seiner Gegner unschädlich zu machen und die gegen ihn geschmiedeten Anklagen im Keime zu ersticken. Vielmehr waren ihm die eifrig presbyterianischen Feldherren Essex, Waller und Manchester überhaupt zuwider, weil sie ihm und seiner Partei im Wege standen und weil sie seiner Ansicht nach durch die Verschleppung des Krieges und durch eine fortwährende Schonung des Hofes die Nation plünderten und jede entscheidende Wendung zu hindern suchten. Schon seit längerer Zeit hatte er daher den Vorsatz gefaßt, diese Männer zu stürzen. Da dieselben aber bei der Nation sehr beliebt waren und die Mehrheit des Unterhauses aus Presbyterianern bestand, bedurfte es

hierzu der feinsten Berechnung und eines ebenso energischen als klug angelegten Planes.

Cromwell war ganz der Mann, solche Pläne zu entwerfen und durchzuführen, und wie ihm selber, so fehlte es auch seinen Anhängern nicht an der hierzu nöthigen Kraft und Geschicklichkeit. In der absichtslosesten Weise und scheinbar nur aus religiösen Gründen machten also die Independenten im Parlamente den Vorschlag, daß neben den Fasttagen, welche seit dem Beginn des Krieges regelmäßig ein Mal in jedem Monate begangen wurden, noch ein besonderer und zwar sehr feierlicher Fasttag angeordnet werden solle, um unter den gegenwärtigen Bedrängnissen die Hilfe Gottes zu erflehen. Niemand wagte es, einem so frommen Wunsche zu widersprechen und der Tag wurde angesetzt.

Unterdeß aber hatten die klugen Independenten es einzurichten gewußt, daß an demselben nur republikanischgesinnte Prediger die Kanzeln bestiegen und diese sprachen nun mit einem ungeheueren Eifer über die Spaltungen, welche im Parlamente eingerissen seien und über die selbstsüchtigen Zwecke, welche die Mitglieder desselben verfolgten. Dieselben hätten alle bedeutenden und einträglichen Stellen im Staate und der Armee an sich gerissen und bereicherten und mästeten sich von den Widerwärtigkeiten des Landes, während das Volk immer mehr verarme und unter der Last der endlosen Erschütterungen und Abgaben erliege. Diesen Predigten folgten sodann Gebete, in denen Gott angefleht wurde, daß er, wenn seine bisherigen Werkzeuge unwürdig seien, andere besser geeignete begeistern möge, um das zu seinem Ruhme unternommene Werk zum Ziele zu führen.

Es war dies am 8. Dezember. Als sich am anderen Tage das Parlament wieder versammelte, sah man an den strahlenden und begeisterten Mienen vieler Mitglieder, daß etwas Bedeutsames im Werke sei. Bald trat der feurige Heinrich Vane auf und sprach von der neuen Offenbarung, welche ihm gestern kund geworden sei. Man solle doch bedenken, in allen Kirchen habe der Geist Gottes in derselben Weise aus den heiligen Männern geredet. Dies sei doch offenbar eine Einwirkung des heiligen Geistes und er bitte daher Alle, ihre Pflicht gegen Gott zu erfüllen, seiner Aufforderung zu gehorchen und jedes Amt niederzulegen, das mit Einkünften verbunden sei. Er selber verwalte ein gewinnvolles

Amt, aber obwohl er dasselbe schon vor dem Ausbruche des Krieges verwaltet habe und nicht der Gunst des Parlaments verdanke, so entsage er ihm doch hiermit feierlich.

Nach Vane sprach Cromwell und setzte besonders auseinander, wie nachtheilig es für die Armee sei, daß sie meistens von hochbesoldeten Parlamentsmitgliedern befehligt würde, da hierdurch viele andere Offiziere, die sich auf das Rühmlichste hervorgethan, zu einer höheren Stelle nicht gelangen könnten. Das Parlament müsse sich von jedem Verdachte der Parteilichkeit für seine Mitglieder reinigen und um das erste Beispiel zu geben, erkläre auch er sich bereit, seine Generallieutenantsstelle niederzulegen.

Man kann sich denken, welch' einen Sturm ein solcher Vorschlag im Unterhause hervorrufen mußte; alle Tugenden und Laster der Mitglieder geriethen in Aufruhr. Dennoch aber hatten nur Wenige den Muth, sich dem Verdachte des Eigennutzes auszusetzen und offen zu widersprechen. Nach kurzer Berathung ward daher eine Kommission ernannt, um eine sogenannte „Selbstverleugnungs-Verordnung" zu entwerfen, nach welcher die Mitglieder beider Häuser von allen Kriegs- und Staatsämtern ausgeschlossen werden sollten. Dieselbe wurde nach den heftigsten und lebhaftesten Debatten vom Ober- und Unterhause angenommen und schon nach Verlauf von 40 Tagen wurden alle Parlamentsmitglieder aus den von ihnen bekleideten Aemtern entlassen. Essex erhielt für seine Verdienste ein Jahrgehalt von 10,000 Pfund.

So hatten denn die Independenten den gewünschten Sieg errungen und der liebenswürdige redliche Fairfax, ein guter Soldat, aber ein beschränkter, wenig schöpferischer Kopf erhielt den Oberbefehl über die Armee. Was ihm mangelte, wurde durch Cromwell's Eigenschaften hinlänglich ausgeglichen, der es für nothwendig hielt, die erste Rolle, nach welcher er strebte, noch unter dem Scheine einer zweiten und untergeordneten Stelle zu spielen. Uebrigens hätte er nach dem Selbstverleugnungsgesetze das Kommando ebenfalls niederlegen müssen; allein eine Reihe von Zufällen und eine durch Fairfax veranstaltete Bittschrift der Offiziere bewirkten, daß man ihn ausnahmsweise noch für einige Zeit in demselben ließ und er also nun vollständige Gelegenheit fand, eine Umwandlung der Armee vorzunehmen.

Bald war dieselbe durch und durch von seinem Geiste, sowie von den Ansichten und dem Wesen der Independenten beseelt, ein sonderbares und in der Geschichte beispiellos dastehendes Heer. In seinem Lager war niemals ein Laut der Freude oder eine muntere Feldmusik zu hören, und mit Spott und Gelächter blickten die Königlichen auf alle diese ernsten traurigen Männer, die in salbungsvollem Tone stets versicherten, daß sie nicht Söldlinge und bezahlte Janitscharen, sondern freigeborene Engländer seien, die ihr Leben für Religion und Freiheit opfern wollten. Der gemeine Soldat hatte nach Beendigung des Dienstes kein anderes Geschäft, als im Gebetbuche zu lesen; die Offiziere standen auf den Kanzeln und predigten, da man bei den meisten Regimentern keine besonderen Geistlichen haben wollte. Selbst wenn es zur Schlacht ging, zog die Armee ohne einen kriegerischen Marsch in dumpfem Schweigen daher, höchstens ihre Ankunft durch den Gesang geistlicher Lieder verrathend. Auch im Treffen schwebte jedem Einzelnen dieser Krieger die himmlische Krone vor, und um sie zu erlangen, fochten sie wie Rasende.

Eine solche Stimmung und eine so ungewöhnliche Art und Weise bot, wie gesagt, dem Witze der Hofleute vielen Stoff. Bald aber sollte es sich zeigen, welch' eine Macht das Parlamentsheer durch diesen Umschwung seines Sinnes und durch seine so ernste und einmüthige Begeisterung gewonnen hatte. Es geschah dies in der berühmten Schlacht bei Naseby, am 14. Juni 1645.

Fairfax lag vor Oxford und belagerte diese Stadt; als er aber hörte, daß der gerade abwesende König zum Entsatze heranrücke, beschloß er, ihm entgegenzugehen und jede Gelegenheit zur Schlacht zu benutzen. Karl hielt Kriegsrath und die erfahrensten Offiziere riethen ihm, kein Treffen zu wagen, bevor er sich mit einigen Korps vereinigt hätte, die binnen Kurzem zu ihm stoßen müßten. Statt aber auf diese warnenden Stimmen zu hören, ließ er sich von Ruprecht und dem ungeduldigen Adel fortreißen, die einen Angriff verlangten. Bald standen sich beide Heere in der Nähe des Dorfes Naseby gegenüber und es entspann sich ein furchtbarer Kampf.

Ruprecht war im Anfange siegreich. Mit einem unwiderstehlichen Sturm drängte er sogleich den linken Flügel des Feindes zurück, trotz des tapfersten Widerstandes und ungeachtet des Anführers Ireton, der einen großen Heldenmuth bewies und sich, wie

sein Schwiegervater Cromwell, in jede Gefahr stürzte. Schon war sein Schenkel mit einer Pike durchstochen und sein Gesicht verwundet, aber dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht bis er gefangen ward. Wie immer, so wußte Ruprecht auch dieses Mal das erlangte Glück nicht zu benutzen. Denn statt dem Könige zu Hilfe zu eilen verließ er das Schlachtfeld, setzte den Flüchtigen nach und machte einen vergeblichen Angriff auf die feindliche Artillerie.

Karl, der das Mitteltreffen gegen Fairfax anführte, zeigte sich unterdeß wieder ein Mal als ein tapferer und trefflicher Feldherr; aber gegen einen so rastlosen und unermüdlichen Verfolger wie Cromwell, vermochte er nichts auszurichten. Dieser hatte den linken Flügel der königlichen Armee völlig geschlagen, ihn mit Ungestüm, aber auch mit kluger Besonnenheit verfolgt und war bald mit dem größten Theil seiner Truppen auf das Schlachtfeld zurückgekehrt. Hier fiel er der königlichen Armee, die gerade im hitzigsten Gefecht mit den Truppen des General Fairfax war, sogleich in die Flanke und sein gewöhnliches Glück unterstützte auch dieses Mal seinen Muth; der Feind wurde gänzlich geschlagen.

Karl stand da und übersah bereits die Größe seines Verlustes, als endlich Ruprecht mit seiner Reiterei zu ihm stieß. Vergebens beschwor er dies tapfere Korps, nur noch einen einzigen Angriff zu wagen; die Reiter blieben unbeweglich und der Geist der sie ehemals unüberwindlich gemacht, war vor dem überlegenen Heldengeiste Cromwell's entwichen. Karl's ganze Infanterie ward zerstreut, seine ganze Artillerie und Munition fiel in die Hände des Feindes. Von etwa 2000 Reitern begleitet, schlug er die Straße nach Leicester ein, unter großem Blutvergießen fast bis an die Mauern der Stadt verfolgt.

Die persönliche Unerschrockenheit, welche er während der Schlacht gezeigt, hatte ihm vielfache Gunst erworben und sicher würde nach solchen Vorgängen das Urtheil der Mit- und Nachwelt über ihn ein anderes geworden sein, hätte man nicht unter dem erbeuteten Gepäck ein Kästchen gefunden, das einen Theil seines Briefwechsels enthielt, der jedem Bürger von London Gelegenheit gab, sich mit eigenen Augen zu überzeugen wie sehr der König fortwährend auf unumschränkte Gewalt Anspruch gemacht, und wie er, ungeachtet seiner beständigen Versicherungen vom Gegentheile, bei allen Fürsten des Auslandes um Kriegshilfe gegen seine Unterthanen geworben hatte. Unter dem Titel „die geöffnete Brieftasche des Königs"

ließ daher das Parlament alle diese Briefe drucken und brachte dem Rufe desselben hierdurch die empfindlichste und gar nicht wieder zu verbessernde Niederlage bei.

Mit den Trümmern seiner Armee hatte sich Karl unterdeß bald hierhin, bald dorthin gerettet und seine Angelegenheiten verschlimmerten sich mit jedem Tage. Denn Cromwell und die Parlamentsgenerale verfolgten ihren Sieg mit Lebhaftigkeit, schlugen überall die Königlichen in die Flucht und bemächtigten sich fast aller erheblichen Orte des Landes. Auch Bristol, in das sich Ruprecht geworfen hatte, wurde von Fairfax und Cromwell wegen seiner Wichtigkeit belagert, ein Unternehmen, von dem man glaubte, daß es im Hinblick auf die Stärke der Besatzung und den Ruf des Feldherrn die bedeutendsten Zurüstungen und eine große Tapferkeit und Beharrlichkeit erfordern würde. Das Kriegsglück aber hatte sich vollständig von der königlichen Partei abgewendet und während des ganzen Krieges war kein Ort armseliger und erbärmlicher vertheidigt worden, als dieser.

Ruprecht hatte dem Könige geschrieben, daß er ihm verspreche, sich vier Monate zu halten, falls unter der Besatzung keine Meutereien ausbrächen. Trotzdem ergab er sich schon wenige Tage nach der Eröffnung der Belagerung auf Kapitulation, nachdem kaum die erste Aufforderung an ihn ergangen war. Als Karl diese unerwartete Schreckensnachricht erhielt, entsetzte er sich, da er gerade Truppen sammelte, um einen so wichtigen Ort zur rechten Zeit befreien zu können. Voll Zorn und Unwillen nahm er daher dem Prinzen Ruprecht alle seine Aemter ab und befahl ihm, das Königreich zu verlassen.

Nun stand er ganz verlassen da, während seine Angelegenheiten in allen Theilen des Landes sich immer schlechter gestalteten. Mit dem kleinen Ueberbleibsel seiner zersprengten und besiegten Armee zog er daher nach Oxford zurück, um sich während des Winters dort aufzuhalten. Hier konnte er sein Unglück und die Gefahr, welche ihm drohte, deutlich genug überblicken. Denn von allen Seiten kamen ihm die traurigsten Nachrichten zu, wie einer der eroberten Plätze nach dem andern ihm wieder abgenommen ward, wie alle Abtheilungen seines Heeres geschlagen wurden und wie sein ältester Sohn, der Prinz von Wales, unter vielen Gefahren

nach Paris zu seiner dort bereits weilenden Mutter entflohen sei. Trotzdem verlor er den Muth nicht, da er noch durch eine einzige aber große Hoffnung gestärkt und aufrecht erhalten wurde.

In Schottland nämlich hatte einer seiner Anhänger, der Graf von Montrose, ein junger, kühner und feuriger Mann, in kurzer Zeit fast unglaubliche Thaten verübt. Mit einem kleinen Haufen war er plötzlich dort erschienen und hatte der überraschten Bevölkerung kaum Zeit zum Widerstande gelassen. Bald vermehrte sich sein Anhang und es war höchst wahrscheinlich, daß er in kurzer Zeit ganz Schottland unterwerfen und dann nach England gehen würde, um sich mit der königlichen Armee zu vereinigen. Schon hatte er das Convenantenheer vollständig aufgerieben und in einer einzigen Schlacht waren 6000 Feinde getödtet worden.

Da sich aber in England noch eine schottische Armee befand, so hielt diese sich für verpflichtet, dem Vaterlande zu Hilfe zu eilen. Hierdurch wurde das Parlamentsheer sehr geschwächt und hätte leicht eine Niederlage erleiden können. Allein Karl war jetzt zu ohnmächtig, um irgend ein Unternehmen wagen zu können. Unthätig saß er da und erwartete sehnsuchtsvoll den siegreichen Erretter. Statt dessen aber lief eine niederschmetternde Nachricht ein. Montrose war völlig geschlagen und hatte sich mit dem Reste der Armee in die schottischen Hochlande flüchten müssen, während die convenantischen Truppen das Land durchzogen und sich von ihrem Fanatismus zu Thaten der unmenschlichsten Rache und Grausamkeit treiben ließen.

Nun war von allen königlichen Heeren nur noch ein einziges Korps von 3000 Mann übrig, das nach Oxford marschiren und den König unterstützen wollte. Dasselbe ward aber vollständig aufgerieben und der gefangene Anführer sagte zu den Offizieren des Parlaments: „Euer Werk ist vollendet, gehet hin und freuet Euch desselben, wenn Ihr es nicht für besser findet, Euch untereinander aufzufressen.“ In der That hatte der Bürgerkrieg durch diese gänzliche Vernichtung der königlichen Macht ein Ende. So Großes hatte der eiserne Wille Cromwell's und der eigenthümliche Geist, den er seinen Truppen einflößte, zu bewirken vermocht. Eine Armee von Kopfhängern und Betbrüdern hatte die Kavaliere des Königreichs geschlagen, hatte alle kriegerischen Ueberlieferungen, allen Ruhm eines glänzenden und ritterlichen Adels mit wenigen Schlägen über den Haufen geworfen!

Traurig und von murrenden, Lohn fordernden Truppen gemartert, saß der besiegte König in den ersten Monaten des Jahres 1646 zu Oxford und erwartete den letzten Schlag, der ihn vernichten sollte. Alle seine hochfliegenden Plane waren zerstört und von der Höhe anmaßender Ansprüche in die tiefste Demüthigung, in die äußerste Verlassenheit und Hilflosigkeit hinabgeschleudert, sah er keinen andern Ausweg vor sich, als den einer endlichen Versöhnung mit dem Parlament. Er that die ersten Schritte hierzu, seine Versuche aber blieben fruchtlos. Denn ein anderer Geist, der Geist eines düsteren und grausamen Fanatismus, hatte im Verlaufe des Krieges jenen Geist der Schonung und Gutmüthigkeit verdrängt, welcher im Anfange noch durch alle feindselige Bekämpfung hindurchgeschimmert hatte.

Auf mehrere Botschaften, die er an das Parlament sandte und in denen er Pässe für seine Bevollmächtigten verlangte, erhielt daher Karl nicht die geringste Antwort. Endlich erwiederte man ihm, er sei der Mörder seines Volkes, durch ihn sei all' dies viele Blut vergossen worden, und man werde ihn nun wohl zwingen können, die Beschlüsse des Parlaments zu unterschreiben. Hierauf erbot er sich zu einem Vertrage und wollte selbst nach London kommen, wenn man ihm und seinen Begleitern ein sicheres Geleit geben wolle. Dies aber wurde ihm nicht bloß abgeschlagen, sondern auch ein Befehl erlassen, daß man sich augenblicklich seiner Person versichern solle, sobald er es wagen würde, die Hauptstadt zu betreten.

Er brauchte aber nicht erst nach London zu gehen, um seinen Feinden in die Hände zu fallen. Inmitten seiner Bedrängniß hörte er, daß Fairfax bereits mit einer mächtigen Armee heranrücke, um ihn in Oxford zu belagern. Es war keine Aussicht vorhanden, daß dieser schwach besetzte Ort sich halten konnte. Nur Flucht, schleunige Flucht konnte den gefallenen und verhaßten Monarchen retten. Wohin aber sollte er sich wenden? Nach Schottland! So lautete der Rath seiner wenigen Freunde und allerdings waren Gründe vorhanden, welche einen günstigen Erfolg dieses Planes erwarten ließen.

Schon seit längerer Zeit war der französische Gesandte Montreville, ein genauer Freund des Königs, im schottischen Lager umhergereist und hatte die Generale gebeten, sich ihres unglücklichen Königs anzunehmen. Die Generale hatten sich auch hierzu bereit erklärt, aber nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken, denen der

Gesandte ein zu großes Vertrauen schenkte. Freudig kehrte er zu Karl zurück, der durch die überbrachten Nachrichten in ein ungemeines Entzücken gerieth. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr überzeugte er sich, daß hier ein glücklicher Ausweg gefunden sei. Er wußte, daß die Schotten sich immer für die mildesten Friedensbedingungen erklärt hatten, wußte, wie eifersüchtig sie auf den Sieg der Independenten und wie erbittert sie gegen das englische Parlament waren; auch mußte er sich sagen, daß sie ihn nicht hassen konnten, da er ja ihren Forderungen schon früher vollständig Genüge gethan. Alle diese Betrachtungen bewogen ihn, den Versuch zu wagen und einmal zuzusehen, wie der Anblick ihres Königs, der sich ihrer Großmuth anvertraute, auf die Schotten wirken würde.

Das schottische Lager befand sich damals zu Newark und Karl beschloß, sich in dasselbe aus Oxford zu flüchten. In der Nacht auf den 26. April ritt er heimlich, in Begleitung zweier Freunde, und zwar als ihr Bedienter verkleidet, aus dem Thore, welches nach London führt. Als er in die Nähe dieser Stadt kam und dieselbe von einer Anhöhe aus erblickte, kam plötzlich der Gedanke über ihn, daß er hineingehen und sich den Vertretern der Nation, wie der gesammten Bürgerschaft in die Arme werfen wolle. Sein Ehrgeiz aber unterdrückte diesen kühnen Gedanken und nach vielen gefährlichen Umwegen kam er am 5. Mai im Lager der Schotten an.

Die Nachricht von seiner Entweichung hatte inzwischen in London eine ungeheuere Bestürzung hervorgerufen, und um seine Person wieder zu erlangen, hatte das Parlament schleunig ein Edikt erlassen, in welchem Jedem der Tod angedroht wurde, der den König verbergen oder beherbergen würde. Auch wurden überall Offiziere mit Truppen ausgesandt, um ihn zu suchen und als man endlich erfuhr, daß er sich bei den Schotten befände, erhob sich von allen Seiten ein Schrei des Zornes über die Treulosigkeit dieser Bundesgenossen.

Da nun die schottischen Generale nicht offen mit der mächtigen Versammlung zu Westminster brechen wollten, geriethen sie durch den hohen Besuch in große Verlegenheit und machten dem Parlament sogleich die Anzeige, daß sie an diesem unerwarteten Vorfalle gänzlich unschuldig seien. Dem Könige selber aber gaben sie eine Ehrenwache, die aber im Grunde nur eine Zwangswache war, um

sein Entfliehen zu verhindern. Als er derselben am Abend die Parole geben wollte, unterbrach ihn der Befehlshaber mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung, Sire, ich bin hier der ältere Soldat; Ew. Majestät wird mir daher dies Geschäft überlassen.“

Wenn nun Karl hieran noch nicht gesehen hätte, daß er ein Gefangener sei, so mußte ihm die weitere Behandlung, welche er erfuhr, jeden Zweifel nehmen. Alle seine Freunde wurden von ihm entfernt, kein Briefwechsel war ihm erlaubt, auch keine Unterredung mit irgend einer Person, bei der man eine günstige Stimmung für ihn voraussetzte. Dabei begegneten ihm die schottischen Offiziere mit kalter Steifheit und suchten jedem längeren Gespräche unter der Miene einer demüthigen und ehrfurchtsvollen Zurückhaltung auszuweichen. Ließ er sie rufen, und war es ihnen nicht möglich, seine Fragen und Aufforderungen unbeantwortet zu lassen, so waren alle ihre Rathschläge der Art, daß sie ihm seinen Fall und seine Erniedrigung nur noch deutlicher machten. So mußte er auf ihren Vorschlag einen Befehl nach Oxford senden, daß man die Stadt ohne Widerstand an Fairfax übergeben solle. In Folge dessen zog der Parlamentsgeneral in Oxford ein, behandelte aber die Anhänger des Königs mit einer Milde, welche diese wahrscheinlich an seiner Stelle nicht bewiesen hätten. Keinem seiner Soldaten war auch nur ein Spott über die Besiegten erlaubt.

Nachdem Karl in dieser Weise die Stimmung der Offiziere kennen gelernt hatte, lauschte er ängstlich im Lager umher, um hier die Ansichten der großen Masse zu erforschen. Besonders schien es ihm wichtig, die Prediger kennen zu lernen, welche einen so großen Einfluß auf die letztere hatten. Aber auch hier sollte er nur die traurigsten Erfahrungen machen, denn die fanatischen Redner waren noch eben so gegen ihn eingenommen, wie ehemals, und nur durch eine glückliche Geistesgegenwart konnte er sich zuweilen aus Gefahren erretten, in welche ihn dieser Fanatismus brachte. So stieß z. B. ein Prediger in seiner Gegenwart die gewaltigsten Schmähungen über seine Regierung aus und befahl darauf, den Psalm zu singen: „Warum brüstet sich der Tyrann mit seinen bösen Thaten?“ Da erhob sich Karl in heftiger Bewegung und beschwor die Zuhörer, den Gesang anzustimmen: „Herr Gott, habe Barmherzigkeit mit mir, denn die Menschen wollen mich verschlingen!“ Eine Rührung über das Unglück des gefallenen Monarchen ergriff nach dieser kühnen Anrede alle Gemüther und man gehorchte ihm.

Unterdeß war zwischen dem schottischen und englischen Parlamente ein sonderbarer Streit entstanden, da jedes der beiden Königreiche auf den Besitz des hohen Gefangenen Anspruch machte. England forderte nachdrücklich eine Auslieferung und sandte eine Armee ab, um dieselbe durchzusetzen. Das schottische Heer zog sich hierauf mit dem Könige nach Newcastle zurück und einigte sich von hier aus mit dem Parlamente über eine Reihe von harten Friedensbedingungen, welche Karl vorgelegt werden sollten. Erst als dieser mit der Antwort zögerte und auf eine persönliche Erledigung in London drang, zeigten die Schotten, daß es nicht Menschlichkeit oder Ergebenheit gewesen, was sie verhindert habe, ihn Preis zu geben. Um die Summe von 400,000 Pfund, welche als ihr rückständiger Sold angesehen werden sollte, wurde er an das Parlament verhandelt.

Karl saß gerade am Schachbrett, als er einen Brief erhielt, in welchem ihm der geschlossene Kauf gemeldet wurde; er besaß aber eine solche Gewalt über seine Züge und Bewegungen, daß er das Spiel ungestört fortsetzte und nicht die geringste Veränderung zeigte. Gleichgültig warf er den Brief hin, als enthielte er die unbedeutendsten Dinge. Schon nach einigen Tagen erschienen die Abgeordneten des Parlaments, welche ihn abholen wollten. Er empfing sie mit Munterkeit und Würde, wie in den Tagen seines Glücks und erlaubte ihnen den Handkuß, als wäre er in der That noch im Stande, seine Gnade zu bezeigen. Als man ihn hierauf mit einer starken Wache fortführte, zeigte es sich, daß das Königthum in dem Glauben der Massen noch nicht gestorben sei. Ueberall strömte das Volk zusammen und folgte dem Wagen schweigend und ohne einen drohenden oder verletzenden Laut. In manchen Gegenden wurden sogar die Kranken herbeigeschleppt, weil ein alter Volksaberglaube den Händen der englischen Könige gewisse Heilkräfte zuschrieb. Viele bezeigten ihre Theilnahme durch Thränen und selbst diejenigen, welche seine Fehler kannten, seine despotischen Neigungen, seine Treulosigkeit und seine Unternehmungen zum Umsturz der Landesgesetze verabscheut hatten, scheueten sich doch, dem Unglück und der gedemüthigten Größe die gebührende Achtung zu versagen.

Fairfax zog dem Könige entgegen, stieg bei seiner Annäherung vom Pferde, küßte seine Hand und ritt in ehrfurchtsvoller Haltung, wie ein Untergebener, neben ihm her, bis man das Schloß Holmby in der Grafschaft Northampton erreichte, wo der Enkel Maria

Stuart's fortan hinlängliche Gelegenheit fand, des Schicksals zu gedenken, das seine unglückliche Großmutter einst verfolgt und vernichtet hatte.

Kaum hatte das Parlament seinen Zweck erreicht und den König in seine Gewalt gebracht, so brach auch der alte Parteistreit und der Zwist der verschiedenen Standpunkte und Persönlichkeiten von Neuem hervor. Die Mehrheit beider Häuser bestand, wie wir wissen, aus Presbyterianern, während im Heere die Independenten die Oberhand hatten. Diese waren sich ihrer Verdienste sehr wohl bewußt, sie nannten sich die Retter des Vaterlandes und glaubten überdies, daß sie für die Sache des Himmels stritten und nicht im Dienste einer irdischen Gewalt, sondern unter dem unmittelbaren Befehle des heiligen Geistes ständen.

Solch' eine Macht, die sich auf das Schwerdt verlassen konnte, und keine weltliche Autorität anerkannte, mußte voraussichtlich dem Parlamente sehr gefährlich werden. Unter dem Vorwande, daß der Krieg beendigt sei, und die öffentlichen Lasten vermindert werden müßten, faßte dasselbe daher den Beschluß, ein Theil des Heeres solle entlassen werden und der andere zur Bekämpfung der Rebellen nach Irland gehen. Das Parlament kannte den Geist dieses Heeres nicht, durch dessen Thatkraft es seine bisherigen Siege erfochten. Ein allgemeines Murren der Truppen war die Folge jenes Beschlusses; dieselben wollten weder auseinandergehen noch in dem rauhen und verwüsteten Irland den Lohn ihrer Tapferkeit und ihrer Anstrengungen suchen. Die entschlossensten Offiziere setzten daher eine Bittschrift an das Parlament auf, in welcher sie ihren rückständigen Sold und eine Pension für die Wittwen und Kinder der im Felde Gebliebenen verlangten, widrigenfalls sie die Ueberfahrt nach Irland verweigern müßten.

Die Antwort des Parlaments lautete: Wer nicht als Verräther bestraft sein wolle, dürfe diese Bittschrift nicht unterzeichnen. Nun hatten die Soldaten noch mehr Grund, sich zu beschweren, denn jeder Engländer hatte das Recht, eine Bittschrift einzureichen; auch übergaben 200 Offiziere dem Parlamente einen Aufsatz, in welchem sie dies Recht ausdrücklich für sich in Anspruch nahmen, und andere Bittschriften voller Klagen und Drohungen lieferten bald den Beweis, wie wenig sie geneigt waren, demselben zu entsagen.

Die geheime Triebfeder aller dieser Komplotte, die eigentliche Seele dieses Mißvergnügens und dieser Unzufriedenheit war kein Anderer als Cromwell. Denn für ihn war jetzt die Zeit gekommen, wo er entweder steigen oder fallen mußte. Sein Plan war es daher, der Macht des presbyterianischen Parlaments eine andere Macht, die Macht des siegreichen und ruhmbedeckten Heeres entgegenzustellen, das er durch einen Wink seiner Hand in Bewegung setzen konnte. Wie erwünscht mußten ihm also jene Vorschläge sein, welche kurz nach der Gefangennehmung des Königs dieses Heer zerstreuen und aus dem Lande entfernen wollten. Er kannte seine Leute und wußte, daß er auf sie rechnen könne. Während er daher im Parlamente der Auflösung der Armee das Wort redete und dieselbe eine der weisesten und vernünftigsten Maßregeln nannte, war er es gerade, der die Offiziere auf die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit einer solchen Anordnung aufmerksam machte. Mit einem Geschick ohne Gleichen zettelte er die Komplotte an, und mit der staunenswerthesten Heuchelei beweinte und bejammerte er sie öffentlich, sobald sie im Parlamente gemeldet wurden. „Wohlan", rief er eines Tages bei einer solchen Gelegenheit aus „wenn Ihr mich trösten und beruhigen wollet, so ergreifet die strengsten Maßregeln gegen diese Bösewichter, welche die Freiheit in Gefahr und ihr Vaterland in's Unglück bringen!"

Die besonnensten und scharfblickendsten Mitglieder des Unterhauses wurden durch dieses Benehmen getäuscht und man beschloß daher, daß Cromwell sich zur Armee begeben und die ausgebrochenen Unruhen dämpfen solle. Mit Freuden reiste er in Gesellschaft seines Schwiegersohnes Ireton ab. Statt aber seinen Auftrag zu vollführen, that er gerade das Gegentheil und erst von seinem Erscheinen an erhielt der Widerstand eine feste Organisation. Bald stand dem Parlamente zu London ein förmliches Kriegsparlament gegenüber, in dem die Offiziere das Oberhaus und die von den Soldaten und Unteroffizieren gewählten Vertreter eine Art von zweiter Kammer bildeten. Cromwell hatte die Anregung hierzu gegeben. Zu gleicher Zeit aber schrieb er nach London, wie groß die Gefahr sei, in welche ihn seine Anhänglichkeit an das Parlament gestürzt, die ganze Armee sei über ihn aufgebracht und erst in diesem Augenblicke sei er einer Verschwörung gegen sein Leben nur durch einen Zufall entgangen.

So waren unter fortwährenden Kämpfen und Reibungen bei-

der Mächte bereits mehrere Monate dahingeflossen, als plötzlich von den Soldaten ein Streich ausgeführt wurde, welcher der Lage der Dinge eine gänzlich andere Wendung gab. Vor den Thoren von Holmby, wo der König gefangen saß, erschien nämlich am 3. Juni 1647, Morgens um zwei Uhr, eine Schaar von etwa 500 Reitern unter der Anführung des Kornet Joyce, eines ehemaligen Schneiders. Dieselben begehrten Einlaß und wurden natürlich nach ihrem Begehren gefragt. „Wir kommen", erwiederte Joyce, „um den König sicher zu stellen, damit er nicht von unseren Feinden entführt werde." Der wachthabende Offizier lächelte über diese Antwort und meinte, sie möchten sich nur noch bis zum Morgen gedulden, da könnten sie die Kommissäre des Parlaments sprechen. Joyce aber entgegnete: „Mit euren Kommissären habe ich nichts zu schaffen, mein Weg geht zum Könige und den will und muß ich sogleich sprechen."

Die Offiziere sahen hieran, daß sie sich auf einen Angriff gefaßt machen müßten und ließen daher ihre Soldaten in's Gewehr treten. Diese aber warfen die Gewehre weg, gingen auf ihre Genossen zu, begrüßten sie mit einem freudigen Willkommen und drückten ihnen die Hände. Nun ging Joyce in's Haus hinein, drang mit einer Pistole in der Hand bis in das Vorzimmer des Königs, wo er jedoch durch die Kammerdiener aufgehalten wurde. Er ließ es sich gefallen bis zum Morgen zu warten und besetzte unterdeß das ganze Haus mit seinen Posten. Um zehn Uhr ließ ihn der König vor sich kommen und fragte ihn, was er wollte.

Joyce antwortete was er bereits bei seiner Ankunft gesagt. „Wohin soll ich aber?" fragte Karl erstaunt. „Zur Armee", war die Antwort, „wo Ew. Majestät gegen jede Entführung gesichert sind." „Welche Vollmacht haben Sie aber, sich meiner Person zu bemächtigen und mich wegzuführen?" Nach dieser Frage zeigte Joyce bedeutungsvoll auf seine Soldaten und meinte: „Dort steht meine Vollmacht, ich bitte Ew. Majestät, mir keine weiteren Fragen vorzulegen." Der König lächelte. „Eine solche Vollmacht", entgegnete er, „habe ich freilich noch nicht gelesen, indeß ist sie in schönen und hinlänglich lesbaren Zügen geschrieben, eine Schaar von so hübschen und wackeren Herren, wie ich sie seit langer Zeit nicht gesehen. Dennoch werden Sie Gewalt brauchen müssen, mich von hier fortzubringen, so lange ich nicht die Gewißheit habe, daß ich auch ehrenhaft und ehrerbietig behandelt und meinem Gewissen kein Zwang angethan werde."

Joyce gab hierüber beruhigende Erklärungen ab und trotz des Widerspruches der Parlamentskommissäre wurde der König in seinen Wagen gesetzt und im Triumpfe davongeführt.

Der Obergeneral Fairfax, welcher in derartige Ränke nicht eingeweiht wurde, hatte auch von der beabsichtigten Entführung des Königs nichts erfahren. Er war daher nicht wenig erstaunt, denselben plötzlich vor sich zu sehen und bat ihn, nach Holmby zurückzukehren. Karl aber weigerte sich, da sich Joyce unterwegs bei ihm eingeschmeichelt und ihm den Wahn beigebracht hatte, die Armee sei für ihn eingenommen. Alle höheren Offiziere waren durch das Ereigniß verstimmt und in Bestürzung, keiner wollte den Befehl an den Kornet gegeben haben. Da erhob sich plötzlich ein lautes Freudengeschrei im Lager; es galt der Ankunft Cromwell's, der im Augenblicke der größten Verlegenheit von London eingetroffen war.

Dort nämlich hatte die Nachricht von Karl's Entführung eine furchtbare Aufregung hervorgerufen, und das aufsteigende Ungewitter entlud sich auf Cromwell's Haupt. Man kam dahinter, daß er der geheime Urheber und Leiter aller dieser Meutereien sei und mehrere Nachrichten bezeichneten ihn geradezu als den Anstifter jenes letzten Streiches. Darüber kam es im Unterhause zu Erörterungen.

Cromwell aber bestritt die Verdächtigungen mit Heftigkeit, und rief Gott und Engel und Menschen zu Zeugen an, daß bis zu jenem Tage Joyce ihm so unbekannt gewesen, als einem Kinde im Mutterleibe das Sonnenlicht. Als man ihm nun hierauf einige Aeußerungen vorhielt, die er in Bezug auf das Parlament in einer Offizierversammlung gethan, fiel er auf die Kniee, weinte, schluchzte, betete, rief alle Gerichte des Himmels zu Zeugen herab und sprach zwei volle Stunden hindurch mit einer Gluth und Leidenschaft, daß die Versammlung endlich einer so hinreißenden und verwirrenden Beredtsamkeit erlag. Noch an demselben Abend jedoch, nachdem er sich gerettet, hatte er London verlassen und war zum Heere geeilt, um dort seinem bisherigen Werke die Krone aufzusetzen.

Seine Angelegenheiten konnten in der That nicht besser stehn. Das Heer war enthusiastisch für ihn eingenommen und der König daher in seiner unmittelbaren Gewalt; bei Allem, was er unternahm, war er übrigens durch den Namen des General Fairfax gedeckt, der die Verantwortlichkeit dafür übernehmen mußte. So wußte er

bald nach seiner Ankunft den Gedanken anzuregen, daß man, um die gerechten Forderungen der Soldaten durchzusetzen, gegen das Parlament marschiren müsse, welches gegenwärtig nicht im Stande sei, sich zu vertheidigen. Fairfax wurde das Werkzeug dieses Plans, wider Willen rückte er immer weiter gegen London vor.

Es war das aber, trotz aller günstigen Umstände, ein sehr kühner und gewagter Schritt. Denn das Parlament besaß noch eine große Macht, die in Verbindung mit den Schotten und der presbyterianischen Bürgerwehr Londons einen siegreichen Widerstand hätte leisten können, wenn Cromwell nicht zu schnell operirt und ein Zusammenziehen dieser entfernten Truppentheile verhindert hätte. Nur aus diesem Grunde gab es den verschiedenen Forderungen des etwa 12000 Mann starken und immer näher rückenden Independentenheeres nach, das hierauf, im Bewußtsein seiner Macht, sich großmüthig zu zeigen begann. Es zog sich nach Reading zurück.

Der König mußte alle diese Züge mitmachen, aber er that es gern und faßte wieder Muth, da er die Uneinigkeit der Parteien sah und sich außerdem überzeugte, wie wichtig ihnen der Besitz seiner Person sei. Oft sagte er zu Cromwell: „ohne mich könnt Ihr die Nation nicht beruhigen, ohne mich könnt Ihr nicht leben!" Der listige Cromwell gab ihm völlig Recht und bemühete sich überhaupt, sein Vertrauen zu erwerben. Zu diesem Zwecke verstattete er ihm weit mehr Freiheit, als ihm das Parlament gelassen hatte. Karl durfte den Briefwechsel mit seiner Gemahlin wieder beginnen, alle seine Freunde durften ihn besuchen, ja seine Kaplane sogar kamen wieder zu ihm und verrichteten den Gottesdienst mit den alten Feierlichkeiten. Auch diejenigen seiner Kinder, welche noch in England waren, erhielten die Erlaubniß zum Besuche ihres Vaters und als Karl sie erblickte, weinte er vor Freude und hielt sie lange sprachlos in seinen Armen.

Unterdeß hatten die Bewilligungen, welche das Parlament dem Heere zugestanden, in London viel böses Blut gemacht. Man hielt diese Nachgiebigkeit für feige und niederträchtig. Schon waren, weil die Soldaten es forderten, elf Volksvertreter, die hauptsächlichsten Führer der Presbyterianer, als Feinde der Armee aus dem Unterhause entlassen worden. Unter ihnen befand sich auch der bekannte und verdienstvolle Hollis, derselbe, welcher im Jahre 1629

den Sprecher auf seinem Sitze festgehalten. Wie sehr mußte schon solch' eine Maßregel viele Gemüther empören! Die Armee aber ging in ihren Forderungen noch weiter; sie stellte das Verlangen, daß auch aus der Londoner Bürgerwehr alle presbyterianischen Offiziere entfernt und durch Independenten ersetzt werden sollten. Das Parlament, das sich einmal auf die Bahn der Zugeständnisse hatte drängen lassen, gab auch in diesem Punkte nach. Da aber brach in London ein offener Aufruhr aus. Die Bürger vereinigten sich und setzten zuvörderst eine Bittschrift auf, in der sie nicht blos gegen die der Armee gewährten Begünstigungen Einspruch erhoben, sondern auch darauf drangen, daß mit den Schotten wieder eine nähere Verbindung eingeleitet und sodann dem Könige erlaubt würde, nach London zu kommen, damit endlich ein dauernder Friede zwischen ihm und der Nation geschlossen werden könne.

Das Parlament sah den üblen Eindruck voraus, den eine derartige Bittschrift auf das von ihm so gefürchtete Heer machen mußte, und gab sich daher alle Mühe, dieselbe zu hintertreiben. Dies aber war vergebens. Die Bittschrift wurde überreicht und zwar in Begleitung einer ungeheuern Volksmasse, die mit bedecktem Haupte in den Sitzungssaal drang, unter drohendem Geschrei die sofortige Abstimmung verlangte und das Ergebniß derselben abwarten wollte. Dies Geschrei und ein furchtbarer Steinregen, welcher durch die Fenster flog, bewirkten denn auch, was sie erreichen wollten. Die Verordnung über die Bürgerwehr-Offiziere wurde zurückgenommen und nach achtstündigem Widerstreben der Beschluß erzwungen, daß man den König in seinen Palast zu Westminster zurückführen wolle. Daß bei diesen Unruhen auch die verborgenen Ueberreste der Hofpartei eine bedeutende Rolle spielten, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden.

Sogleich, nachdem die Kunde des bedeutsamen Vorganges in das Lager gedrungen, wurde derselbe auch von Cromwell zur Förderung seiner Pläne benutzt. Er setzte die Armee in Bewegung und marschirte auf London los unter dem Vorwande, daß er die Rechte des Parlaments schützen und dasselbe gegen den aufrührerischen Pöbel vertheidigen wolle. Auf ihrem Marsche wurden die Truppen plötzlich durch ein seltsames Schauspiel in Erstaunen gesetzt. In feierlichem Zuge, mit ihren Stäben und allen Ehrenzeichen ihres Amtes geschmückt, sahen sie neunzehn Peers und ungefähr hundert Mitglieder des Unterhauses daherkommen, an ihrer Spitze

die Sprecher beider Häuser. Alle waren sie aus der Hauptstadt entflohen, um bei der Armee Schutz zu suchen und sich derselben in die Arme zu werfen.

Man empfing die Ankommenden mit den größten Ehrenbezeigungen, als wären sie das ganze Parlament. Der Vorwand, dessen Cromwell bedurfte, war ja hierdurch nur noch einleuchtender geworden. Statt aus eigener Machtvollkommenheit zu erscheinen, folgte er nur jetzt einer Aufforderung und einem Hilferuf. London und die zurückgebliebenen Parlamentsmitglieder geriethen aber bei seiner Annäherung in Bestürzung und die schärfer blickenden Presbyterianer strengten alle ihre Kräfte an, um sich vor dem hereinbrechenden Militairdespotismus zu retten. Sie wählten neue Sprecher, zogen ein Heer in der Stadt zusammen und die ganze Bürgerschaft wurde aufgeboten, die Waffen zu ergreifen.

Inzwischen kam die Armee immer näher und Furcht vor Blutvergießen und einer allgemeinen Plünderung bemächtigte sich der Einwohner. Vor einigen Tagen hatte man noch den fortwährenden Ruf gehört: Einer für Alle und Alle für Einen! Jetzt hörte man fast allenthalben nur das zahme Wort: Vertrag! Die Bürgerwehr wagte keinen Widerstand und am 6. August (1647) rückten die Truppen in die Stadt.

In feierlichem wohlgeordnetem Zuge marschirten sie zuvörderst nach Westminster, um die beiden Sprecher und die übrigen entflohenen Mitglieder auf ihre Sitze zurückzuführen, als wäre gar keine Unterbrechung ihrer Geschäfte eingetreten. Dann empfingen sie den Dank der Gemeindebehörden und die Bewilligung eines monatlichen Soldes. Sofort nahm Fairfax vom Tower Besitz und zwei Tage später durchzog das ganze Heer die Stadt. Es herrschte die vollkommenste Ruhe, nirgends hörte man von einem Unfug oder einer Beleidigung: für's Erste nur Furcht und Achtung einzuflößen war Cromwell's Zweck. Die gute Mannszucht, welche er bei den Truppen eingeführt hatte, machte es ihm möglich, eine Empörung, die er angezettelt, niemals weiter gehen zu lassen, als seine Absichten es erforderten.

So hatte sich das Parlament nur vor den Angriffen der aufständischen Bürgerschaft gerettet, um unter das militairische Joch zu fallen. Um Gott für seine Befreiung zu danken, wurde ein feierliches Dankfest angeordnet.

Weit entfernt, durch alle diese Vorgänge entmuthigt zu sein, hoffte Karl jetzt mehr als jemals eine glückliche Beendigung seiner Kämpfe, indem er sich zwischen den verschiedenen Parteien hielt und sich nach der Lage der Umstände derjenigen zuwendete, die ihm die größten Vortheile zu versprechen schien. Ueberdies hatte ihn auch der Londoner Aufstand und die dort geäußerte Sehnsucht nach seiner Rückkehr mit neuem Muth erfüllt. Als daher eine Deputation der Armee zu ihm kam, um im Namen derselben den Frieden zu vermitteln und ihm sehr gemäßigte, selbst auf seine persönlichen Vortheile berechnete und deßhalb annehmbare Vorschläge zu machen, antwortete er in einem so hohen Tone und mit einer Anmaßung, als ob er schon wieder König und nicht ein besiegter und gefangener Mann sei. Man sah, wie leidenschaftlich er noch immer an seinen despotischen Grundsätzen hing, und selbst diejenigen, die ihn retten und aus seiner gegenwärtigen Erniedrigung befreien wollten, geriethen in Bestürzung und Verlegenheit. Der eitle Wahn, daß er der englischen Nation unentbehrlich sei, daß keine der Parteien ohne ihn fertig werden könne und daß es jetzt an der Zeit wäre, sich die besten und günstigsten Bedingungen auszuwirken, veranlaßte den ränkesüchtigen und stolzen Fürsten zu diesem eben so gefährlichen als unerklärlichen Spiel. Verletzt und verstimmt zogen sich die Offiziere zurück, um dem Heere zu melden, daß eine Versöhnung mit dem Könige unmöglich sei.

Die Hoffnungen, denen derselbe sich hingab, beruheten freilich nicht ganz auf Täuschungen und Phantasiegebilden. Inmitten seines Unterganges und seiner Erniedrigung spekulirte und intriguirte er vielmehr unaufhörlich, nicht wie er sich erhalten und erretten, sondern wie er mehr und Größeres erlangen wolle, als er jemals besessen hatte. Eine Unterhandlung mit den vornehmsten Offizieren war im Gange, durch Geld, durch das Versprechen von Titeln und Ehrenstellen sollten sie gewonnen werden. Besonders war es Cromwell, dem in dieser Beziehung die glänzendsten Aussichten eröffnet wurden. Karl versprach ihm die Würde eines Grafen von Essex, den Hosenbandorden und die Befehlshaberstelle über die ganze Armee, sobald seine Macht wieder hergestellt sein würde.

Cromwell schien durch diese Versprechungen äußerst gerührt zu sein und setzte die betreffenden Unterhandlungen im Geheimen fort. Vielleicht bedauerte er im Herzen den schwachsinnigen Mann, der sich so thörichten Hoffnungen hingeben konnte, vielleicht wollte er

in der That für alle möglichen Fälle einen Ausweg zum Glücke sich offen erhalten. Denn die Presbyterianer waren noch mächtig, und wenn sie sich mit den Schotten verbanden, konnten sie der gegenwärtigen Soldaten- und Independentenherrschaft mit Leichtigkeit ein Ende machen. Ein viertes Element der Bewegung war jedoch der König, der zwar keine feste Partei, wohl aber noch einen so großen Anhang und so viele geheime und zerstreute Sympathieen besaß, daß sich mit seiner Person und in seinem Namen noch immer ein dauernder Sieg erringen ließ.

Der argwöhnische Cromwell aber kannte ihn zu genau, um ihm sein Vertrauen zu schenken und während er mit ihm unterhandelte, ließ er ihn auf das Sorgfältigste bewachen. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn gebracht hatte, wurde jedes seiner Worte aufgefangen, jeder Schritt seiner Anhänger und Diener eifrig belauscht. Ueber das Unscheinbarste, was dort sich zutrug, ließ sich Cromwell genaue Auskunft geben. So geschah es, daß er eines Tages von einem seiner Spione einen Brief erhielt, der ihm meldete, der König habe so eben einen sehr geheimen aber ohne Zweifel sehr wichtigen Beschluß gefaßt. Worin derselbe bestehe, könne nicht angegeben werden, man würde dies aber erfahren können, wenn es gelänge, einen Brief an die Königin aufzufangen. Dieser Brief sei in den Gürtel eines Sattels eingenäht, mit dem um zehn Uhr Abends ein Mann im „blauen Eber" zu Holborn eintreffen werde, um sich von da zu Pferde nach Dover zu begeben, wo Jemand von der Sache unterrichtet sei; dem Boten selber sei darüber nichts bekannt.

Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton befanden sich gerade zu Windsor, als der Brief des Spions anlangte. Sogleich zogen sie die Kleidung gemeiner Reiter an, begaben sich, von einem zuverlässigen Menschen begleitet, nach Holborn in das bezeichnete Wirthshaus und tranken dort Bier, während ihr Begleiter am Thore blieb, um die Aus- und Eingehenden beobachten zu können. Punkt zehn Uhr Abends kam derselbe gelaufen und brachte die Nachricht, daß der Mann mit dem Sattel angekommen sei. Sofort gingen ihm Cromwell und Ireton entgegen. Sie hatten ihre Schwerdter gezogen und erklärten ihm, sie wären beauftragt, hier alle Ankommenden zu durchsuchen; da er jedoch ein ehrlicher Mann zu sein scheine, so wollten sie nur seinen Sattel nachsehen. Sie nahmen ihm den Sattel ab, kehrten damit in's Zimmer zurück, trennten die

eine Seite auf, und fanden wirklich den gesuchten Brief. Hierauf gaben sie dem Manne seinen Sattel zurück, sagten, daß sie nichts gefunden, und hießen ihn seinen Weg fortsetzen.

Der Brief war wichtig genug. Karl unterrichtete in demselben seine Gemahlin, daß zwei Parteien, das Heer und die schottischen Presbyterianer, um seine Gunst buhlten und daß diejenige ihn haben solle, welche das höchste Gebot stelle; doch denke er eher mit den Schotten als mit den Andern abzuschließen, ohne sich über die Zugeständnisse, die er zu machen habe, lange zu beunruhigen. Denn zur Zeit werde er ja ohnedies wissen, wie er sich gegen diese Halunken zu verhalten habe, die das seidene Hosenband erwarten und den hanfenen Strick erhalten würden.

Man kann sich denken, wie diese plötzlich erhaltenen Aufschlüsse auf einen Charakter wie Cromwell wirken und wie sehr sie die Richtung seiner Pläne verändern mußten. Augenblicklich war der Untergang des Königs in seiner Seele beschlossen und an die Stelle des bisherigen Schwankens trat eine offene Feindseligkeit, die ihre hauptsächlichste Stütze in dem Hasse der Armee fand, deren Vorschläge Karl so hochmüthig zurückgewiesen hatte. Scheinbar um den Argwohn der Soldaten zu beschwichtigen, im Grunde aber um ihm seine Lage unleidlich zu machen, wurden jetzt die Wachen desselben verdoppelt, seine vertrauteren Diener und Anhänger von ihm entfernt und Gerüchte von einer beabsichtigten Entführung oder Ermordung verbreitet und zu seinen Ohren gebracht.

Karl wurde hierdurch nicht wenig beunruhigt und faßte daher den Entschluß zur schleunigsten Flucht. Am Abend des 11. Novbr. (1746) schlich er, von einem seiner Diener begleitet, unter dem Schutze der Finsterniß durch den Garten, nach einer Stelle, wo zwei seiner Freunde ihn mit Pferden erwarteten. Es war eine dunkle, kalte und äußerst stürmische Herbstnacht; erst mit Tagesanbruch, nachdem sie ohne Unterbrechung durch den Wald von Windsor geritten waren, kamen die Fliehenden an die Meeresküste zu einer Gräfin von Southampton, wo sie Aufnahme fanden. Hier erst zeigte sich die Unbesonnenheit dieser planlosen Flucht. Man hatte auf ein Schiff gerechnet, das den König mitnehmen solle, nirgends aber war ein solches zu entdecken, während die Zeit drängte und in jedem Augenblicke die Ankunft der Verfolger zu erwarten war.

In dieser schrecklichen Lage sandte Karl seine Begleiter nach der benachbarten Insel Wight, um die Gesinnung des dortigen Befehlshabers Hammond zu erforschen. Dieser aber gerieth durch die unerwartete Nachricht in die peinlichste Verlegenheit. „Welch' ein Unglück für mich", rief er erblassend aus, „wenn der König noch nicht hier ist, so flehe ich ihn an, nicht zu mir zu kommen; sein Vertrauen ehrt mich, aber der Armee, der ich diene, bin ich Treue schuldig." Trotz dieses Ausrufs drangen die Abgesandten in ihn, nöthigten ihm die unbestimmte Erklärung ab, daß er als Ehrenmann handeln werde und begingen sogar die Unvorsichtigkeit, ihn sogleich nach dem Zufluchtsorte des Königs zu führen.

Karl hatte unterdeß angstvolle Stunden verbracht und mit Sehnsucht eine günstige Antwort des Kommandanten erwartet. Als er endlich hörte, daß dieser keine Versicherung und Einladung gesendet, sondern in eigener Person angekommen sei, gerieth er in große Bestürzung, schlug sich vor die Brust und rief: „Nun bin ich verloren, nun bin ich ein Spiel jedes Windes geworden!" Auch die Begleiter sahen jetzt ein, wie übereilt sie gehandelt und meinten, daß es nicht schwer sein würde, Hammond und die Soldaten, die mit ihm gekommen, schnell aus dem Wege zu räumen. Karl aber wollte von einem so blutigen Vorschlage nichts wissen, sondern blickte verzweifelt auf das Meer hinaus, ob denn das rettende Schiff noch immer nicht erscheinen wolle. So vergingen zwei Stunden, bis dem Unglücklichen die Nachricht zukam, daß Hammond ungeduldig würde. Sogleich ließ er ihn vor sich kommen, empfing ihn freundlich und suchte ihn durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen. Hammond's Antworten waren ehrerbietig und zweideutig; von düsteren Ahnungen erfüllt aber mit scheinbar heiterer Miene verstand sich der König dazu, ihn nach der Insel Wight zu begleiten. Er hatte sich nicht getäuscht. So freundlich sein Empfang, so ehrerbietig seine Aufnahme und Behandlung war, so zeigte sie ihm doch, daß er ein Gefangener sei.

Inzwischen war die nächtliche Flucht in London bekannt geworden und augenblicklich hatte das Parlament eine Verordnung erlassen, nach der Jeder seine Güter und sein Leben verlieren solle, der den Flüchtling heimlich beherbergen würde. Maßregeln zur Wiederergreifung desselben wurden ebenfalls auf das Schleunigste angeordnet bis von dem Kommandanten der Insel Wight die Nachricht einlief, daß der Monarch in seinen Händen sei. Hammond

hatte dies sowohl dem Parlamente als auch Cromwell gemeldet, dem er schon seit langer Zeit auf das Treueste ergeben war.

Cromwell triumphirte. Den Presbyterianern sowohl als dem Heere entrückt, war der König jetzt ganz in seiner persönlichen Gewalt, ohne daß er selber nöthig gehabt hatte, zur Herbeiführung dieses so erwünschten Zieles auch nur die geringste Gewaltthätigkeit zu verüben. Nun konnte er für's Erste den Dingen ihren Lauf lassen und sich unterdeß einer anderen Aufgabe zuwenden, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Im Heere nämlich hatte das Bewußtsein der politischen Bedeutung und die demokratische Gleichheitsidee einen Geist der Widersetzlichkeit, einen Mangel an Kriegszucht und einen Umschwung aller bisherigen Verhältnisse erzeugt, der mit jedem Tage bedenklicher wurde. Cromwell selber hatte seinen früheren Einfluß verloren, man hatte von seinen Unterhandlungen mit dem Könige gehört, und nannte ihn einen Verräther, der bereit sei, die Sache Gottes um Gunst und Vortheil Preis zu geben. Was konnte er also mit solchen Truppen ausrichten und wie hätte er sie zur Durchführung seiner weiteren Pläne benutzen können?

Cromwell legte sich diese Frage vor und beschloß das immer mehr um sich fressende Uebel durch offene und entschiedene Maßregeln zu bekämpfen. Die hauptsächlichsten Aufwiegler wurden daher zu ihren Regimentern zurückgeschickt und die Regimenter erhielten den Befehl, sich in drei Brigaden zu theilen und an drei verschiedenen Tagen zur Musterung zu erscheinen. Sodann ward im Namen des General Fairfax eine Vorstellung ausgearbeitet, welche eine Beschwerde über vielfache Verleumdungen und eine Aufforderung an die Soldaten zum Gehorsam enthielt.

Gleich am ersten Musterungstage wurde diese Vorstellung von den sieben zuerst erschienenen Regimentern mit Beifall aufgenommen und die Mannschaft unterschrieb eine Verpflichtung, daß sie den Befehlen des Obergenerals gehorchen wolle. Außer der bestellten Brigade hatten sich aber noch zwei andere Regimenter auf dem Sammelplatze eingefunden, deren Mitglieder an ihren Hüten die Aufschrift trugen: Des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte! Diese zeigten sich widersetzlicher und nahmen selbst eine meuterische Haltung an, als die Generale ihnen gegenüber traten. Da stürzte sich Cromwell mitten unter sie, griff die Rädelsführer heraus und ließ sie verhaften. Sofort wurden drei derselben durch ein Kriegs-

gericht zum Tode verurtheilt und einer von diesen, den das Loos getroffen hatte, auf der Stelle niedergeschossen. Das war eine wirksame Maßregel; ruhig und ohne Störung konnte an den beiden anderen Tagen die Musterung vor sich gehen.

Trotzdem mußte sich Cromwell sagen, daß durch die bloße Furcht die frühere Einmüthigkeit und Anhänglichkeit dieser Armee nicht wiederhergestellt sei. Um dies zu erreichen, mußte er die Liebe der Soldaten von Neuem zu gewinnen, mußte er dieselbe vor allen Dingen mit sich zu versöhnen suchen. In einer Versammlung der Offiziere legte er daher öffentlich ein demüthiges Bekenntniß seiner Vergehen ab und bat flehentlich, daß man ihm verzeihen möge. „Geblendet", sagte er unter heißen Thränen, „geblendet von der Eitelkeit und dem Ruhme der nichtigen Welt haben meine Augen eine kurze Zeit hindurch das Werk des Herrn nicht klar erkannt; deshalb komme ich, mich hier zu demüthigen und die Gebete der Heiligen anzusprechen, daß Gott mir mein eigenmächtiges Streben vergeben möge." Hierauf fuhr Ireton in demselben Tone zu sprechen fort und Beide beteten dann so innig und glühend, daß die Gottseligen jauchzten über diese Zerknirschung und Umkehr der gefallenen Sünder. Eine aufrichtige Versöhnung war daher bald hergestellt und mit gewohnter Hingebung wurde von allen Seiten dem kaum Begnadigten das Versprechen eines unbedingten Gehorsams geleistet.

Während dieser Vorgänge hatte Karl die freie Bewegung, welche ihm unter Hammond's Obhut gestattet wurde, zur Fortsetzung seiner frühern Unterhandlungen benutzt. Von Neuem wandte er sich an die Offiziere, um sie an die ihm gemachten Versprechungen zu erinnern, erhielt aber sehr strenge und gemessene Antworten. Cromwell ließ ihm nur mündlich sagen, er wolle ihm gern dienen, sei aber weit entfernt, sich für ihn in's Verderbeu zu stürzen.

Inzwischen waren die geheimen Unterhandlungen mit den Schotten ebenfalls nicht abgebrochen, sondern mit vielem Eifer betrieben worden, und außerdem kam auch jetzt das Parlament, um neue Friedensvorschläge zu machen. Dieselben bestanden in vier Artikeln, welche der König unterschreiben und auf deren Grund alsdann das Weitere verhandelt werden sollte. Karl ertheilte aber eine entschieden abschlägliche Antwort, da er am Tage vorher bereits mit den schottischen Bevollmächtigten einen Vertrag abgeschlossen hatte.

Bis zur Ausführung desselben wollte er, um persönlichen Gefahren zu entgehen, in's Ausland flüchten und schon kreuzte in der Nähe ein von der Königin abgesandtes Schiff, das ihn abholen wollte, als plötzlich am Abend vor der beabsichtigten Entweichung alle Thore des Schlosses verriegelt, alle Wachen verdoppelt, die meisten seiner Diener und Freunde entfernt wurden und kein Mensch zu ihm gelassen ward. Vergebens äußerte Karl seine Entrüstung über dieses Verfahren, Hammond erwiederte ihm unter Thränen, daß er nur einem ihm zugekommenen Befehle gehorche. Der Fluchtplan mußte wohl verrathen worden sein.

Unterdeß waren die Ueberbringer der neuen Friedensvorschläge zum Parlamente zurückgekehrt und hatten demselben die abschlägige Antwort des Königs mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit wurde von einem bisher nur wenig bemerkten Mitgliede im Unterhause schon folgender Antrag gestellt: „Da der König nach der Art, wie er sich neuerdings benommen, für das Irrenhaus reif zu sein scheint, so schlage ich vor, daß das Parlament sich fortan nicht mehr an ihn wenden, sondern ohne sein Zuthun die Angelegenheiten des Landes ordnen solle. Gleichviel, welche Regierungsform es einführe, wenn es nur keine Könige und keine Teufel darin giebt.“ Ireton unterstützte den Antrag und nachdem von einigen Seiten widersprechende Bemerkungen laut geworden, sagte Cromwell ungefähr Folgendes: „Der König ist ein Mann von vielem Geist und großen Fähigkeiten, aber so versteckt und falsch, daß man sich nicht auf ihn verlassen darf. Während er uns seine Liebe zum Frieden betheuert, unterhandelt er im Geheimen mit den schottischen Abgeordneten, um die Nation in einen neuen Krieg zu stürzen. Es ist die Zeit gekommen, wo das Parlament allein das Königreich verwalten und es erretten muß. Die Männer, die Euch mit ihrem Blute gegen so viele Gefahren vertheidigt haben, sie werden Euch mit demselben Muthe und mit derselben Treue auch ferner bei dieser kräftigen Maßregel vertheidigen. Hütet Euch aber, ihr Mißtrauen zu erregen, lasset den Gedanken nicht in ihnen aufkommen, daß sie verrathen werden, indem sie sehen, daß Ihr Euch selbst verrathet. Es wäre das eine große und nicht zu überwindende Gefahr!“

Als Cromwell nach diesen Worten sich niedersetzte, legte er die Hand an seinen Degen. Dieselben hatten Eindruck gemacht und in beiden Häusern wurde der Antrag angenommen, daß man vom Könige fortan weder eine Botschaft annehmen noch Adressen und

Gesuche an ihn richten wolle. Wer dies ohne Erlaubniß thun würde, solle in die Strafe des Hochverraths verfallen.

So war denn das letzte schwache Band zerrissen, welches Karl bisher noch mit der Nation verbunden hatte und auf die Empörung der Massen, auf die Erregung eines neuen Bürgerkriegs angewiesen, konnte er nur noch von dem Siege eines Gewaltstreichs die endliche Erlösung aus seiner gegenwärtigen Lage erwarten. Die entschiedensten Mitglieder der großen Revolutionspartei, die Männer, denen in dem oben mitgetheilten Briefe der hanfene Strick versprochen war, die grimmigsten Feinde des Königthums wußten das, und boten daher alle ihre Kräfte auf, den Sturz desselben zu beschleunigen und die Nation auf alle die Maßregeln vorzubereiten, welche sie in der Folge durchzusetzen hofften. Mit der Bibel sowohl als mit den Gründen der Vernunft und Erfahrung wurde Karl's Regierung in Schrift und Wort beleuchtet. Als er König wurde, sagte man, habe er geschworen, die Freiheit seiner Unterthanen zu schützen und diesen Eid habe er vielfach verletzt, das Volk hätte also ebenfalls nicht nöthig, ihm treu zu sein, und er selber habe es von dieser Pflicht entbunden, indem er die Entscheidung dem Gotte der Schlachten anheim gegeben. Dieser habe gegen ihn entschieden und ihn also für das vergossene Blut verantwortlich gemacht. Die Vertreter des Volks müßten ihn daher zur Rechenschaft ziehen, und durch Einführung einer freien Republik die Wiederkehr ähnlichen Unheils verhüten.

Das waren die Ansichten, die jetzt von der Kanzel herab und in unzähligen Schriften mit besonderem Eifer verbreitet wurden und im Volke sowohl als im Heere eine große Masse von begeisterten Anhängern fanden. Cromwell aber war es darum zu thun, auch die Gesinnungen und Absichten der hervorragenderen Persönlichkeiten, der höheren Offiziere und der bedeutenderen Parlamentsmitglieder kennen zu lernen. Er versammelte dieselben daher in seinem Hause und regte eine lebhafte Erörterung der betreffenden Fragen an. Die Entschiedensten erklärten sich unumwunden für die Republik, die Generale jedoch — unter ihnen Cromwell selber — sprachen sich zurückhaltender aus, wollten von einer offenen Parteinahme nach dieser Richtung hin nichts wissen und meinten, daß sie ihre Wünsche dem Willen Gottes unterordnen und den Umständen und Verhältnissen Rechnung tragen würden.

Es war aber bereits an der Zeit, daß Diejenigen, welche den

Fortgang der Revolution wollten, an entschiedene Maßregeln dachten. Denn während das presbyterianische Parlament noch immer sprach und debattirte, hatten die Anhänger des Königs schon in der kräftigsten Weise zu handeln begonnen. Aller Orten im Lande schmachtete das Volk unter der Last der Abgaben, welche der Krieg nöthig gemacht hatte, und noch immer war ein sicherer und gesetzlicher Zustand nicht wiederhergestellt. Dies erregte vielfache Unzufriedenheit, die noch dadurch gesteigert wurde, daß das Parlament jetzt unter der Herrschaft der Armee, das ganze Land also unter einem Militärdespotismus stand, der keine Aussicht auf Frieden, Versöhnung und Verminderung der drückenden Lasten bot. Die königliche Partei kannte diese Stimmung und suchte dieselbe mit großer Klugheit zur Förderung ihrer Zwecke auszubeuten; an den verschiedensten Orten brach bereits der vorhandene Unmuth in offenen Unruhen und Meutereien aus.

Hierbei aber blieb es nicht, sondern in allen Gegenden wurden unter presbyterianischen und königlich gesinnten Offizieren auch große Corps zusammengezogen, die, gestützt durch den Aufstand der Massen, zu gleicher Zeit vorgehen und so mit wenigen Schlägen die Herrschaft der gegenwärtigen Machthaber vernichten sollten. Die Hauptrolle in diesem Unternehmen hatten die Schotten übernommen; einem abgeschlossenen Vertrage zufolge wollten sie ebenfalls in England einfallen und durch eine Besiegung ihrer Gegner sich für den Hohn und die mannichfachen Beschimpfungen rächen, welche sie von diesen hatten erdulden müssen.

Karl wußte um den Plan, ja er leitete denselben sogar trotz der Emsigkeit, mit der er bewacht und beobachtet wurde. Schon sah er die Thore seines Kerkers sich öffnen, schon sah er seine Feinde überwunden und um Gnade winselnd zu seinen Füßen liegen. Denn daß sie einer solchen Gefahr entgehen, einem so klug eingeleiteten, so allseitigen, plötzlichen und gewaltigen Angriffe widerstehen würden, das schien selbst dem nüchternsten Blicke eine Unmöglichkeit zu sein. Dennoch geschah es, da Cromwell's Muth und seine Talente größer waren als alles Unglück und alle Gefahr. So wie nur die erste Nachricht von den ausgebrochenen Empörungen eingelaufen war, flog er an der Spitze seiner Soldaten mit der rastlosesten Thätigkeit nach allen Gegenden hin, bis die Mißvergnügten überall zersprengt und geschlagen waren. Nun aber brachen die Schotten unter der Anführung des Herzogs von Hamilton mit 40,000 Mann

in England ein und ihre ersten Schritte waren vom Glück begleitet. Cromwell erklärte sie und alle ihre Anhänger im Namen des Parlaments für Verräther und sein begeistertes Heer errang einen Sieg nach dem andern. Selbst der Herzog von Hamilton ward gefangen genommen und wider allen Kriegsgebrauch hingerichtet.

Nachdem so der größte Theil der königlichen Macht gebrochen war, konnte sich auch die Festung Cholchester, ihr Hauptort, nicht länger halten. Schon seit einiger Zeit wurde derselbe von Fairfax belagert; jetzt entschloß sich die Besatzung nach tapferer Gegenwehr zur Uebergabe. Unmittelbar nach derselben wurden ihre beiden Anführer, Karl Lucas und Georg Lisle, zum Tode verurtheilt. Vergebens erhoben die übrigen Offiziere Einspruch gegen eine so unerhörte Grausamkeit, vergebens forderten sie, daß man auch ihrer nicht schone, sobald man jene tödten wolle: das Urtheil wurde vollzogen. Lucas ward zuerst zum Tode geführt; er entblößte seine Brust, stand aufrecht vor den Soldaten und kommandirte „Feuer!" Als er wohlgetroffen niederstürzte, eilte Lisle zu ihm hin, küßte den Leichnam und befahl dann den Soldaten, näher zu ihm heranzutreten. „Sorgen Sie nicht, Herr", sagte hierauf einer derselben, „wir werden auch Sie schon zu treffen wissen." „Freunde", erwiderte Lisle, „ich bin Euch in der Schlacht schon näher gewesen und Ihr habt mich doch nicht getroffen." Einige Augenblicke nachher sank er leblos zu Boden.

Das Blut dieser tapferen Männer warf einen häßlichen Flecken auf Fairfax Charakter sowohl als auf die Sache, die einen so glänzenden Sieg errungen. Man bemühete sich daher die Schuld dieser Grausamkeit auf den schroffen und fanatischen Ireton zu wälzen, der dem Feldherrn beigeordnet war, um ihn zu bewachen.

Während Cromwell im Felde so gewaltige Thaten verübte, wurde in London seine Abwesenheit nicht unbenutzt gelassen. Das Parlament fühlte sich freier, schöpfte neuen Muth und ließ sich durch eine Masse von Bittschriften und Kundgebungen gern zu dem Beschlusse drängen, daß man von Neuem mit dem Könige unterhandeln und das erst kurz vorher erlassene Verbot eines solchen Schrittes wieder aufheben wolle. Die Aufrechterhaltung der grundgesetzlichen Regierung durch den König und das Ober- und Unterhaus wurde durch eine feierliche Erklärung verbürgt und eine De-

putation von fünf Lords und zehn Unterhausmitgliedern nach der Insel Wight geschickt, um die betreffenden Unterhandlungen einzuleiten. Die Independenten hatten sich mit vieler Heftigkeit widersetzt, ohne jedoch die presbyterianische Mehrheit überzeugen zu können.

Als die Bevollmächtigten des Parlaments bei Karl angelangt waren, staunten sie über die große Veränderung, die binnen Jahresfrist mit ihm vorgegangen war. Seitdem man ihm seine Bedienten genommen und ihn mit einem einzigen alten Mann allein gelassen, hatte er sein Aeußeres vernachlässigt; sein Bart war gewachsen und wild und unordentlich hing das vom Kummer gebleichte Haar um den schwer gebeugten Kopf. Er selber sprach von seinem „grauen und entkrönten Haupte" und Niemand hätte daher von ihm den beredten Ausdruck, die Lebhaftigkeit des Geistes und die standhafte Ruhe erwartet, welche er bei den Unterhandlungen bewies. Viele der ihm vorgelegten Forderungen bewilligte er ohne Widerstand, da er recht wohl von den mannichfachen Niederlagen unterrichtet war, welche die für ihn erhobenen Waffen bereits erlitten hatten; für andere der gestellten Bedingungen schlug er Auskunftsmittel und Milderungen vor, die aber vom Parlamente verworfen wurden. So sah er sich denn zuletzt genöthigt, auf Alles einzugehn, was man von ihm verlangte. Mit düstern und ahnungsvollen Worten entließ er die Bevollmächtigten am 28. November 1648.

Schon aber hatte Cromwell von diesen Unterhandlungen Nachricht erhalten und augenblicklich durch Fairfax das frühere Armeeparlament wiederherstellen lassen. Da die Offiziere sahen, daß es auf ihren Sturz abgesehen sei, so beeilten sie sich, entscheidende Beschlüsse zu fassen. Im Bewußtsein ihrer neuerdings errungenen Siege erließen sie daher eine drohende Erklärung, welche die Mehrheit des Unterhauses des offenen Abfalles anklagte, und außerdem die Forderung aufstellte, daß der König vor Gericht gestellt und nach seiner Verurtheilung ein anderer König gewählt werden müsse.

Bei dieser bloßen Erklärung blieb es nicht; das Heer kannte seine Stellung zu gut, um nicht zu wissen, daß es die Ausführung der von ihm angerathenen Maßregeln nur durch gewaltthätige und eigenmächtige Schritte zu sichern vermöge. Schon nach einigen Tagen erschien in der Nähe des Schlosses, das der Köuig bewohnte, ein vermummter Mann und ließ diesem durch einen Diener melden, es sei eine Anzahl von Truppen unterwegs, die ihn entführen woll-

ten. Karl versammelte seine Freunde und diese riethen einstimmig und dringend zur schleunigsten Flucht. Er aber, der sich für unentbehrlich hielt, widerstand ihren Bitten, glaubte seine Person nicht bedroht und legte sich ruhig in's Bett. Um fünf Uhr Morgens (30. November) wurde er geweckt und ihm durch mehrere Offiziere angekündigt, daß er in Begleitung der unten harrenden Soldaten sofort abreisen müsse. Schweigend und ohne ein Wort des Widerspruches setzte er sich in den Wagen und um neun Uhr bereits hatte er seinen neuen Aufenthalt erreicht. Es war dies ein ödes Felsenschloß, Namens Hurst, wo man ihm ein Zimmer anwies, das selbst um Mittag erleuchtet werden mußte. Aller Verkehr mit der Außenwelt war plötzlich abgeschnitten und in Bezug auf die Behandlung jede Rücksicht geschwunden.

Das Parlament hatte ein so schnelles Einschreiten des Heeres nicht erwartet und bot nun alle seine Kräfte auf, um den nothwendigen Folgen dieser plötzlichen Entführung vorzubeugen. Drei Tage und eine ganze Nacht hindurch wurden die vom Könige gemachten Zugeständnisse mit ungemeiner Ausdauer und Lebhaftigkeit berathen. Die Independenten ergriffen natürlich die Opposition und wiesen auf die Unaufrichtigkeit Karls und auf die Nichtigkeit seiner Versprechungen hin, die Presbyterianer aber kämpften dieses Mal, im Angesichte der ihnen drohenden Gefahr, mit Feuer und Leidenschaft. Selbst Prynne, der im Kampfe gegen den Despotismus so viele Leiden erduldet, selbst dieser durch Karl und seine Kreaturen so hart verfolgte Mann ergriff für ihn und für eine gemäßigte und friedliche Einigung das Wort. So wurde denn am 5. Dezember Morgens um neun Uhr mit einer Mehrheit von 36 Stimmen der Beschluß gefaßt, daß die Zugeständnisse des Königs genügend seien, um auf ihrer Grundlage einen dauernden Frieden herzustellen. Am nächsten Morgen jedoch wurden alle Zugänge zum Parlamentshause durch zwei Regimenter besetzt, welche der Obrist Pride kommandirte. Mit einem Namensverzeichniß in der Hand, stellte sich derselbe am Eingange des Sitzungssaales auf und verweigerte denjenigen Mitgliedern den Eintritt, welche er auf dem Verzeichnisse fand.

Die auf diese Weise Zurückgewiesenen waren bestürzt, beriefen sich auf ihr Recht, suchten einen anderen Eingang zu gewinnen und die Soldaten auf das Ungesetzliche ihrer Handlungsweise aufmerk-

sam zu machen. Alles vergebens. Prynne, der sich besonders hartnäckig und muthig bewies und gutwillig nicht einen Schritt weichen wollte, wurde von einigen Offizieren förmlich die Treppe hinabgestoßen. Ebenso wurden auch an mehreren andern Mitgliedern Gewaltthätigkeiten verübt; die Verhaßtesten unter ihnen wurden fortgeführt und verhaftet.

Als das Haus sich so erheblich vermindert sah, faßte es den Beschluß, keine Geschäfte vorzunehmen, bevor es die gewaltsam abgehaltenen und gefangenen Mitglieder nicht wieder in seiner Mitte sähe; eine Deputation, welche an Fairfax abgesandt wurde, sollte die Wiederaufhebung der getroffenen Maßregeln erwirken. Kaum aber hatte die Deputation den Saal verlassen, als eine Botschaft des Heeres einlief. Dieselbe forderte, daß sowohl die Verhafteten, als alle diejenigen, welche neuerdings für den Frieden gesprochen, durch eine offene Erklärung des Hauses von demselben ausgeschlossen werden sollten. Diese Botschaft wollte Fairfax berathen haben, bevor er sich zu irgend einer Antwort entschließen könne.

Das Unterhaus zeigte inmitten dieser Gefahren eine bewundernswerthe Festigkeit; es wollte durchaus seine Mitglieder nicht fallen lassen, und das Heer überzeugte sich, daß die von ihm vorgenommene „Reinigung" noch nicht zu dem erwünschten Ziele geführt. Am folgenden Morgen stellte sich daher Pride von Neuem vor dem Sitzungssaale auf und bewirkte eine abermalige Entfernung von ungefähr 40 Mitgliedern. Nun erst war das Ergebniß ein günstiges, und diejenigen, denen man den Eintritt erlaubt hatte, faßten den Beschluß, daß man die Vorschläge des Heeres in Erwägung ziehen wolle. 28 Mitglieder zogen sich darauf mit der Erklärung zurück, daß sie nicht eher wieder eintreten würden, als bis ihre vertriebenen Gefährten wieder ihre Sitze eingenommen hätten. Die ganze Maßregel wurde vom Volke „Pride's Abführungsmittel" genannt, die zurückgebliebene Versammlung bezeichnete man mit dem Namen „Rumpf."

Cromwell war bei dem unerhörten Gewaltstreich nicht zugegen gewesen, aber es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er ihn geleitet und durch seine Rathschläge und Anordnungen unterstützt hat. Erst am 7. Dezember kam er in London an und sagte in dem bereits „gereinigten" Unterhause: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts

von Allem gewußt habe, was in diesem Hause vorgefallen ist; da die Sache aber einmal geschehen, bin ich wohl zufrieden damit und muß sie vertheidigen." Hierauf empfing er die Danksagungen des Hauses für die glückliche Beendigung des neuesten Feldzuges und wurde dann unter lautem Jubel nach Whitehall geleitet, wo er fortan seine Wohnung nahm, ohne übrigens die königlichen Gemächer zu berühren.

Unter dem Schutze eines Parlaments, das nach der unfreiwilligen Entfernung so vieler Mitglieder in der That nicht mehr diesen Namen verdiente, wurden nun ohne Schwierigkeit alle die Maßregeln ausgeführt, welche bisher an dem Widerstande der gemäßigten Freiheits- und Verfassungsfreunde gescheitert waren. Vor allen Dingen stellte man die Verfügung wieder her, daß mit dem Könige nicht mehr unterhandelt werden solle, und erließ eine Erklärung, daß das Parlament unehrenhaft gehandelt und das öffentliche Vertrauen gemißbraucht habe, indem es die neuesten Zugeständnisse des Königs gebilligt und für befriedigend gehalten hätte. Einige Tage später (am 17. Dezember) erschien eine starke Militärabtheilung im Schlosse Hurst, um Karl von dort nach Windsor abzuholen. „Gut", sagte er in seiner gewöhnlichen Leichtgläubigkeit, „man wird also schon willfähriger; man kennt meine Vorliebe für Windsor, immer habe ich mich dort wohl gefühlt und werde mich nun für das entschädigt sehen, was ich hier leiden mußte."

Unterwegs strömten überall die Neugierigen zusammen, um den traurigen Zug zu sehen; auch begegnete der Gefangene wiederum vielen Beweisen der Theilnahme und Anhänglichkeit. Als er zu Windsor angelangt war, wurde er in seine dortigen Zimmer geführt, und fand Alles zu seinem Empfange vorbereitet. Dies erheiterte ihn und senkte einen Strahl der Hoffnung in sein gramerfülltes Herz.

Dennoch war die Entscheidung seines Schicksals näher, als er glaubte. Seine Freunde waren niedergeschmettert, seine gemäßigten Gegner gewaltsam verdrängt, die heftigsten und scharfblickendsten seiner Feinde im Besitze der Gewalt. War es möglich, daß diese einem erbitterten, so vielfach gekränkten Fürsten wieder das Scepter in die Hand geben und sich und der von ihnen gewünschten Ordnung der Dinge das Grab bereiten würden? Sie kannten ihn und wußten, was sie von ihm zu erwarten hatten. Darum beeilten sie sich, seine Vernichtung herbeizuführen und sahen in derselben eine

gebieterische Nothwendigkeit, durch welche sie allen ihr eigenes Dasein retten und das Land vor den Gefahren einer schonungslosen Reaktion bewahren könnten.

Daß der König nur ein Mensch, daß er so gut für seine Verbrechen verantwortlich sei, wie jeder Andere, das war ein Grundsatz, den man längst nicht ohne Absicht im Volke verbreitet hatte und auf dem man nur weiter zu bauen brauchte, um der großen Masse den Gedanken an die entsetzliche Maßregel nahe zu legen, die im Rathe der herrschenden Partei jetzt unabänderlich beschlossen war. Karl sollte vor Gericht gestellt, er sollte des Hochverraths angeklagt, es sollte ihm bewiesen werden, daß er, ein Mörder an seinem eigenen Volk, erbarmungslos das Blut desselben vergossen habe. So beschloß nach langem Kampfe, nach heftigem Widerstreben das Parlament und setzte schon am 1. Januar 1649 einen aus 150 hervorragenden Personen bestehenden hohen Gerichtshof ein, der den König vor seine Schranken ziehen und über die Frage entscheiden solle, ob er der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig sei oder nicht.

Das zur Zeit nur aus zwölf Mitgliedern bestehende Oberhaus versagte dieser Maßregel seine Zustimmung und beschloß, seine Sitzungen eine Woche hindurch auszusetzen. Das Unterhaus erklärte hierauf: Das Volk allein sei die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt und nur den von ihm gewählten Vertretern stehe es zu, entscheidende Beschlüsse zu fassen. Eine Mitwirkung des Oberhauses sei also weder zu der betreffenden Maßregel noch bei irgend einem anderen Beschlusse erforderlich.

Während dieser Vorgänge saß Karl einen ganzen Monat lang zu Windsor, bald von entsetzlicher Furcht gepeinigt, bald wieder von neuen Hoffnungen belebt. Am Tiefsten betrübte es ihn, daß aus seiner Nähe alle die mannichfachen Auszeichnungen geschwunden waren, welche einen damaligen König von England zu umgeben pflegten. Bisher hatte man alle diese fest vorgeschriebenen Aeußerlichkeiten noch aufrecht erhalten, Karl hatte nach wie vor unter einem Thronhimmel gespeist, knieend hatte der Mundschenk ihm den Becher gereicht u. s. w. u. s. w. Jetzt wurde dies plötzlich auf einen Befehl aus dem Hauptquartiere eingestellt — in der That eine tiefe Demüthigung für einen so stolzen, förmlichen, für die Vorrechte seiner persönlichen Würde so eifrig besorgten Mann.

Nachrichten, die er von Zeit zu Zeit aus London erhielt, unterrichteten ihn außerdem von dem schlimmen Stande seiner Angelegenheiten, aber die Hoffnung verließ ihn nicht und noch am Rande seines Unterganges suchte er aus dem Unbedeutendsten und Fernliegendsten Trost und gute Aussichten zu schöpfen. Daß seine Feinde die ernste Absicht hätten, sein Blut zu vergießen, dies vor Allem wollte ihm nicht einleuchten; er meinte, sie würden schon hinlänglich befriedigt sein, wenn er genöthigt wäre, zu Gunsten eines seiner Söhne dem Throne zu entsagen. Aber auch vor dieser Nothwendigkeit glaubte er durch ein rechtzeitiges Einschreiten der Schotten und Irländer und durch die erwartete Vermittlung des Auslandes gesichert zu sein. „In sechs Monaten", sagte er, „wird in England der Friede hergestellt sein."

Der 19. Januar zeigte ihm die Nichtigkeit dieser Hoffnung, an diesem Tage wurde er in eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche gesetzt und in Begleitung einer starken Kavalleriewache nach London in den Palast St. James gebracht, der bereits mit Truppen erfüllt und umgeben war.

Schon am nächsten Vormittage begaben sich die Mitglieder des Gerichts in feierlichem Zuge nach Westminster, wo in dem sogenannten „großen Saale" die Sitzungen abgehalten werden sollten. Der Sitz des Präsidenten, John Bradshaw, war mit karmoisinfarbigem Sammet überzogen; ihm zu beiden Seiten nahmen die übrigen Richter auf Bänken Platz, die mit Scharlach überzogen waren. Prachtvolle türkische Teppiche bedeckten den Tisch, an dem die Schreiber saßen und auf dem Schwerdt und Scepter lagen. Eine ungeheuere Volksmasse erfüllte den Zuhörerraum.

Die Verhandlung wurde mit der Verlesung des Dekrets eröffnet, durch welches das Unterhaus den Gerichtshof eingesetzt hatte; dann wurden die Namen der ernannten Mitglieder aufgerufen und es fand sich, daß von 133, welche nach der Weigerung der Lords hätten kommen müssen, nur 67 erschienen waren. So groß war selbst inmitten der heftigsten Partei die Scheu vor jenem Akte, der für dieselbe eine politische Nothwendigkeit geworden war.

In einer Sänfte, und von Bewaffneten begleitet, war unterdeß der König ebenfalls herbeigeschafft worden. Der Präsident stellte die Ruhe im Saale her und befahl, daß man den „Gefangenen"

vorführen solle. Von 33 Offizieren umgeben trat er ein und man kann sich denken, mit welcher Spannung und Aufmerksamkeit alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Seine Haltung war ungebeugt; fest und sicher schritt er durch den Saal bis zu den Schranken, wo er einen Stuhl fand, der mit karmoisinfarbigem Sammet überzogen war. Erst nachdem er sich mit bedecktem Haupte niedergelassen hatte, stand er wieder auf, blickte stolz und mit der Miene der Sicherheit im Kreise umher und setzte sich dann wieder. Athemlose Stille erfüllte den weiten Raum, bis sich endlich der Präsident erhob.

„Karl Stuart, König von England", sagte er, „die Gemeinden von England, im Parlament versammelt, haben, tief ergriffen von dem Leiden des Volks, für dessen hauptsächlichsten Urheber man Sie hält, den Beschluß gefaßt, das Verbrechen des Blutvergießens nicht ungeahndet zu lassen. Zu diesem Zwecke haben sie den Gerichtshof eingesetzt, vor dem Sie heut erscheinen. Sie werden vernehmen, wessen man sie beschuldigt."

Nach diesen Worten stand der Staatsanwalt auf und verlas die Anklage. Karl Stuart, hieß es in derselben, der als König von England mit einer beschränkten Gewalt bekleidet worden sei, habe diese Gewalt in eine unbeschränkte und tyrannische Herrschaft verwandeln wollen und deshalb verrätherischer und ruchloser Weise einen Krieg gegen das jetzige Parlament und das von demselben vertretene Volk erhoben. Darum werde er als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher, unversöhnlicher Feind des Staates angeklagt.

Als die Anklage beendigt war, wendete sich der Präsident wieder an den König um ihm zu melden, daß das Gericht seine Antwort erwarte. Karl erwiderte: „Vor allen Dingen wünsche ich zu wissen, durch welche Gewalt ich hierherberufen bin, da ich doch vor Kurzem noch auf der Insel Wight mit beiden Häusern in friedlicher Unterhandlung stand. Welche Gewalt, d. h. welche gesetzliche Gewalt hat mich also von dort weggeholt und seitdem von Ort zu Ort geschleppt? Sobald ich dies weiß, werde ich antworten."

„Die Gewalt, nach der Sie fragen, ist Ihnen nicht unbekannt", erwiderte der Präsident, „es sind diejenigen, die das englische Volk zu seinen Vertretern gewählt und zur Wahrnehmung seiner Rechte verpflichtet hat, dasselbe Volk, das Sie zu seinem Könige gewählt."

„England", entgegnete Karl, „hat niemals gewählte, sondern seit beinahe tausend Jahren immer erbliche Könige gehabt. Außer-

dem aber gehören zu einem verfassungsmäßigen Parlamente auch die Lords. Ich sehe hier keine Lords. Und wären auch die Lords da, so würde doch noch immer der König fehlen. Oder meinen Sie, daß ich hier als König bei meinem Parlamente bin?"

„Wenn Sie den Gerichtshof nicht anerkennen", antwortete der Präsident", so ist dies demselben gleichgültig, da er sich seines guten Rechtes bewußt ist. Er wird trotzdem gegen Sie vorschreiten. Er hat Sie gehört und was er beschließt und befiehlt, wird geschehen. Für heut führe man den Gefangenen fort!"

Als der König nach diesen Worten aufstand, sah er das Schwerdt auf dem Tische liegen. Er wies mit seinem Stocke darauf hin und meinte: Davor habe ich keine Furcht! Die Offiziere, die ihn gebracht, führten ihn wieder fort. Auf der Straße hörte er nur vereinzelt den Ruf „Gerechtigkeit!" Viel zahlreicher waren die Stimmen, welche riefen: „Gott erhalte den König! Gott erhalte Ew. Majestät!"

Am nächsten Montage fand die zweite Sitzung statt. Lebhafte Zurufe begrüßten den König sowohl auf der Straße, als bei seinem Eintritte in den Saal. Die Verhandlung drehte sich wieder um denselben Gegenstand, aber sie wurde mit größerer Heftigkeit geführt. „Sir", rief der Präsident, „wir sitzen hier nicht, um auf Ihre Fragen zu antworten. Vertheidigen Sie sich gegen die Anklage, ob Sie sich für schuldig halten oder nicht." „Ich verlange aber, daß man meine Gründe hört", sagte Karl. „Sie haben dem höchsten aller Gerichtshöfe, den Vertretern der Gemeinden Englands keine Gründe entgegenzusetzen", entgegnete der Präsident und befahl, den Gefangenen abzuführen. Fast allgemein erscholl wieder der Ruf: „Gott erhalte den König!"

In der nächsten Sitzung trat die Theilnahme des Volks noch deutlicher hervor und die Zurufe wurden immer lebhafter, so sehr auch die Offiziere sich bemüheten, die Worte „Gerechtigkeit" und „Hinrichtung" zur Stichwörtern des Tages zu machen. Das Gericht befand sich dadurch in einer peinlichen Lage und beschloß, einem möglichen Sturme vorzubeugen, indem es jede weitere Erörterung abschnitt. In den beiden folgenden Sitzungen wurde daher eine Anzahl von Zeugen vernommen und dann der Beschluß gefaßt, den König als einen Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Lan-

des zu verurtheilen. Ein Ausschuß wurde beauftragt, das Urtheil abzufassen.

Am nächsten Tage (27. Januar) wurde der König wieder vorgeladen. 62 Richter waren anwesend. Als die Namen vorgelesen wurden, fand es sich, daß auch Fairfax fehlte. „Der hat zu viel Verstand, um hier zu sein", rief eine Stimme aus einer Zuhörerloge. Sogleich befahl ein Offizier, nach dieser Loge zu feuern, als sich in derselben eine Dame erhob. Es war die Gemahlin des Obergenerals, welche bisher eine leidenschaftliche Anhängerin der Volkssache gewesen. Die neuesten Blutmaßregeln aber hatten sie zurückgeschreckt; sie erbebte vor der Schuld, mit welcher die Partei sich beflecken wollte.

Der König benahm sich wiederum mit vieler Würde. Sogleich nach seinem Eintritte bat er den Präsidenten um das Wort. Dieser aber verweigerte es ihm mit der Bemerkung, daß dem Gefangenen mehrere Male die Gelegenheit gegeben sei, eine Anklage zu beantworten, welche im Namen des englischen Volkes gegen ihn erhoben würde. „Nicht des zehnten Theils desselben", rief hier wieder die schon einmal gehörte Stimme. Es war unmöglich die Aufregung der Lady zu beschwichtigen und einschreiten konnte man nicht gegen sie.

Karl bestand darauf, daß schleunigst in dem zu diesem Zwecke bestimmten Saale eine gemeinschaftliche Sitzung des Ober- und Unterhauses anberaumt werde, da er einen wichtigen Vorschlag zu machen habe. Die Aufregung, welche diesem Gesuche folgte, war unbeschreiblich, ein wildes Geschrei der verschiedenartigsten Stimmen erfüllte den Saal. Die Offiziere und Soldaten riefen „Gerechtigkeit", „Hinrichtung" und forderten, daß der Prozeß nicht unterbrochen würde, ein großer Theil des Volks hingegen verlangte Genehmigung des königlichen Gesuchs. Selbst viele Mitglieder des Gerichts waren dieser letzteren Ansicht und derselbe zog sich zurück, um zu berathen.

Nach Verlauf einer Stunde trat er wieder ein, um die Forderung des Königs abzulehnen; der Präsident erklärte, daß dieser jetzt sein Urtheil zu vernehmen habe. Dasselbe lautete: „Die Gemeinden von England, welche sich im Parlamente versammelten und den hohen souveränen Gerichtshof einsetzten, um dem Karl Stuart, König von England, den Prozeß zu machen, der wegen Verrätherei und Mord angeklagt wurde, erklären hiermit öffentlich, daß, nachdem

der Verbrecher sich drei Mal geweigert hatte, auf die ihm vorgelesene Anklage zu antworten, der hohe Gerichtshof, welcher die Beweise seiner Verbrechen in Händen hat und in Contumaciam gegen ihn verfährt, besagten Karl als einen Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlandes feierlich zur Todesstrafe verdammt, durch welche sein Kopf von dem Leibe getrennt werden soll."

Nach der Vorlesung dieses Urtheils, das Karl schweigend und mit verächtlichem Lächeln angehört, verlangte er noch ein Mal das Wort, und wollte dasselbe trotz der Weigerung des Präsidenten ergreifen. In demselben Augenblicke aber wurde er umringt, und mit Gewalt von dannen geführt. Das Volk war eingeschüchter und freche Beleidigungen und Verhöhnungen der Soldaten umschwirrten auf der Treppe sein Ohr. Er nahm dies ruhig hin und sagte nur: „Die armen Wichte, wenn man ihnen einen Schilling gäbe, würden sie ihre gegenwärtigen Anführer nicht besser behandeln!" Nur einer dieser fanatisirten Menschen, der durch seinen Anblick gerührt wurde, sagte: „Gott segne Ew. Majestät!" Ein Offizier gab ihm aber dafür einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen", sagte Karl, indem er vorüberging und den Blick auf jenen Offizier richtete.

Zwischen dem Urtheilsspruche und der Vollstreckung desselben wurde nur eine Frist von drei Tagen gesetzt. Diese Zeit widmete Karl dem Gebet, dem Lesen und religiösen Gesprächen und Betrachtungen. Alle Besuche, die sich melden ließen, wies er dankend zurück, da er mit wichtigeren Dingen beschäftigt sei. Nur von der Erlaubniß, seine in England noch anwesenden Kinder zu sehen, machte er Gebrauch. Es war dies die zwölfjährige Prinzessin Elisabeth und der achtjährige Herzog von Glocester.

Elisabeth, die älteste Tochter Karl's, zeigte, trotz ihrer zarten Jugend, eine seltene Reife des Verstandes. Das Unglück ihrer Eltern, ihrer ganzen Familie und aller ihrer Freunde hatte ihrem Herzen bereits tiefe Wunden geschlagen. Verzweiflungsvoll hing sie an dem Halse des zärtlichen, tiefgebeugten Vaters und goß ihren Schmerz in bitteren Thränen aus. Der König nahm beide Kinder auf seine Knie, suchte sie zu trösten und zu ermahnen und gab der Tochter den Auftrag, der Königin zu sagen: in seinem

ganzen Leben habe er nicht ein einziges Mal, auch nicht in Gedanken, die eheliche Treue verletzt. Seine Liebe zu ihr werde ihn in die Ewigkeit begleiten. Dann wandte er sich an den Sohn und sprach: „Merke auf, Kind, was ich Dir sage! Sie werden jetzt Deinem Vater den Kopf abschlagen.“ Starr und unverwandt sah ihn das Kind bei diesen Worten an. „Ja, Kind,“ fuhr der Vater fort, „sie werden mir den Kopf abschlagen und wenn das geschehen ist, werden sie Dich vielleicht zum König machen wollen. Aber höre nur, was ich Dir sage: Du darfst nicht König sein, so lange Deine Brüder, Karl und Jakob, leben. Wenn sie diese Deine Brüder erhaschen können, werden sie ihnen ebenfalls den Kopf abschlagen und ist dann dies geschehen, so geht's Dir nicht besser. Daher ermahne und bitte ich Dich: Laß Dich von ihnen nicht zum König machen.“

Der junge Prinz seufzte nach dieser Anrede tief und sagte dann entschlossen: „Eher will ich mich in Stücke zerreißen lassen.“ Diese muthige Antwort rührte den König tief, er umarmte die Kinder, befahl, sie fortzuführen und lehnte sich mit dem Kopf gegen das Fenster, um den Strom seiner Thränen unbeobachtet hemmen zu können. Schnell aber wandte er sich wieder um, umarmte die geliebten Wesen noch einmal, segnete sie und drückte sie an's Herz. Endlich entriß er sich ihren Umarmungen, sank auf die Knie und betete laut mit seinen Geistlichen und treuen Dienern.

Die Nächte dieser schrecklichen Zeit verbrachte Karl in ruhigem und sanftem Schlummer, obwohl das Geräusch der Zimmerleute, die das für ihn bestimmte Blutgerüst erbauten, ihm unaufhörlich in die Ohren tönte. Am Tage der Hinrichtung (30. Januar) erhob er sich schon frühe von seinem Lager, weckte den Kammerdiener und sagte demselben, es sei heut sein zweiter Hochzeitstag, er wünsche zu solch' einer Feierlichkeit auf das Sorgfältigste gekleidet und geschmückt zu sein. Auch verlangte er gegen die strenge Kälte zwei Hemden, „denn“, meinte er, „wenn ich vor Frost zitterte, würde man sagen, ich hätte Furcht gehabt. Ich habe aber keine Furcht und danke Gott, daß ich vorbereitet bin.“

Als der Tag anbrach, kam der Bischof Juron, betete mit dem Verurtheilten und reichte ihm nach dem Gebrauche der Hochkirche feierlich das Abendmahl. Die an den Palast Whitehall stoßende Straße war der zur Hinrichtung bestimmte Platz. Der blutige Triumph der Volksrechte über die Anmaßungen des Königthums sollte im

Angesichte dieses alten Königssitzes nur desto glänzender erscheinen. Gegen zehn Uhr erschien ein Oberst im Gefängnisse, um Karl zu melden, daß es Zeit sei, dorthin aufzubrechen. Ruhig stieg der Letztere die Treppe hinab; der Weg führte durch den Park, zu beiden Seiten war ein Spalier von Soldaten gebildet, eine Abtheilung Hellebardiere mit wehenden Fahnen eröffnete den Zug. Zur rechten Seite des Königs schritt der Bischof, zur Linken mit entblößtem Haupte der Oberst Tomlinson. Auf dem ganzen Wege unterhielt er sich über seine Bestattung.

Als der Zug in Whitehall angekommen war, wurde Karl auf sein Ersuchen in sein früheres Schlafzimmer geführt, um dort auszuruhen. Die Tische waren gedeckt und mit einem vollständigen Mahl besetzt. Karl weigerte sich jedoch, auch nur einen Bissen davon anzunehmen und genoß auf Zureden des Bischofs nichts weiter als ein wenig Semmel und ein Glas Wein. So vergingen zwei volle Stunden, bis endlich der Oberst wieder erschien, um zum letzten furchtbaren Gange aufzufordern.

Zwischen zwei Reihen Soldaten, die ihn mit bekümmerten Blicken betrachteten, schritt der König mit ruhiger, fast heiterer Miene durch eine lange Gallerie. Am Ende derselben war in die Mauer eine Oeffnung gebrochen und durch diese betrat der Verurtheilte das Schaffot. Dasselbe war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, in der Mitte standen neben Block und Beil zwei vermummte Scharfrichter. Unerschüttert, ohne das leiseste Zeichen einer inneren Bewegung, stand Karl da und blickte rings umher. Die Nähe des Todes hatte diesen in seinen Handlungen und Entschlüssen früher so wankenden und bis zur Treulosigkeit schwachen Charakter in der That mit einem bewundernswerthen Heldenmuth erfüllt. Am Fuße des Schaffots sah er mehrere Regimenter Kavallerie und Fußvolk; hinter denselben stand in schauerlichem Schweigen eine ungeheure, unabsehbare Volksmasse, die er vergebens anzureden suchte, da das Waffengeräusch der Soldaten jedes seiner Worte übertönte.

Diese Unmöglichkeit, seine letzten Erklärungen abzugeben, erfüllte ihn mit Wehmuth. Er wandte sich daher an Diejenigen, welche ihm zunächst standen, und rief Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig an den Verbrechen sei, welche man ihm zur Last lege. Beide Häuser des Parlaments hätten allein den Krieg mit all' seinem Unheil hervorgerufen, indem sie die Rechte der Krone angetastet hätten. Er habe aber Allen vergeben, selbst Denen, die ihn jetzt

zum Tode gebracht. Sie sollten jedoch bereuen, indem sie ihre Pflichten gegen Gott erfüllten und seine rechtmäßige Kirche wiederherstellten, indem sie der Krone ihre gesetzlichen Rechte zurückgäben und endlich, indem sie dem Volke einprägten, daß zwischen Herrschern und Unterthanen ein Unterschied bestehe. Die Pflicht der letzteren sei es, zu gehorchen, und daher sei das Regieren ihre Sache nicht.

Nachdem diese allerdings zum Theil durch etwas kecke und nicht ganz wahre Behauptungen sich auszeichnende Rede beendigt war, bereitete sich der Unglückliche, den letzten Streich zu empfangen und legte seinen Nacken auf den Block. In diesem Augenblicke rief der Bischof Juron ihm zu:

„Sire, Sie haben nur noch einen Schritt zu thun, der zwar hart und bang, aber doch nur kurz ist. Bedenken Sie, daß Sie derselbe allem Leid entzieht, er wird Sie von der Erde in den Himmel versetzen und dort werden Sie zu Ihrer großen Freude den Preis, nach dem Sie ringen, die Krone der Herrlichkeit finden." „Ja", erwiederte Karl, „ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone, wo es keine Störungen und Feindseligkeiten mehr geben wird."

Alle Umstehenden, Offiziere und Soldaten, waren durch dieses Zwiegespräch und die Fassung des Verurtheilten auf das Tiefste gerührt. Nach einigen Augenblicken trat der vermummte Henker herbei. Sofort streckte Karl zum Zeichen seine Hände aus, das Beil traf ihn und polternd fiel das blutige Haupt auf die Bretter herab. Der andere Henker hob es hoch in die Höhe, zeigte es nach allen Seiten hin und rief: „Das ist das Haupt eines Verräthers!" Fast alle Anwesenden schlugen weit und breit die Augen zu Boden. Nur Cromwell, der dem Schlosse gegenüber an einem Fenster auf seidenem Polster lag, sagte ruhig zu seiner Umgebung: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gesichert. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben dem Vaterlande weihen, laßt es uns blühend machen und die Ruhe von Außen erhalten." Zwei Kavallerieregimenter trieben hierauf die wogende und seufzende Volksmasse auseinander, um jede weitere Kundgebung zu verhindern.

In einem bleiernen Sarg, auf dem die einfache Inschrift „König Karl" stand, wurde die Leiche von dem Richtplatze aus in einer Kutsche nach Whitehall gebracht und dort sieben Tage hindurch in dem ehemaligen königlichen Betzimmer ausgestellt. Von da wurde

sie nach Windsor geführt, wo sie an der Seite Heinrichs des Achten und der Johanna Seymour beigesetzt wurde. Sechs schwarz behängte Pferde zogen den Leichenwagen. Nur die Förmlichkeiten, welche die Hochkirche für derartige Gelegenheiten vorschreibt, mußten unterbleiben.

Alles, was noch an das Königthum und seine bisherige Herrschaft erinnerte, wurde hierauf aus dem öffentlichen Leben vertilgt und bereits am 7. Februar (1649) durch Beschluß des Unterhauses das Haus der Lords und die königliche Gewalt für abgeschafft erklärt.

Die Geschichte der nun beginnenden englischen Republik werden wir unseren Lesern in einem späteren Bande erzählen.

Auf S. 314 hat sich durch ein Versehen des Setzers ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen, welchen der geehrte Leser durch Weglassung der ersten Zeile dieser Seite verbessern möge.
